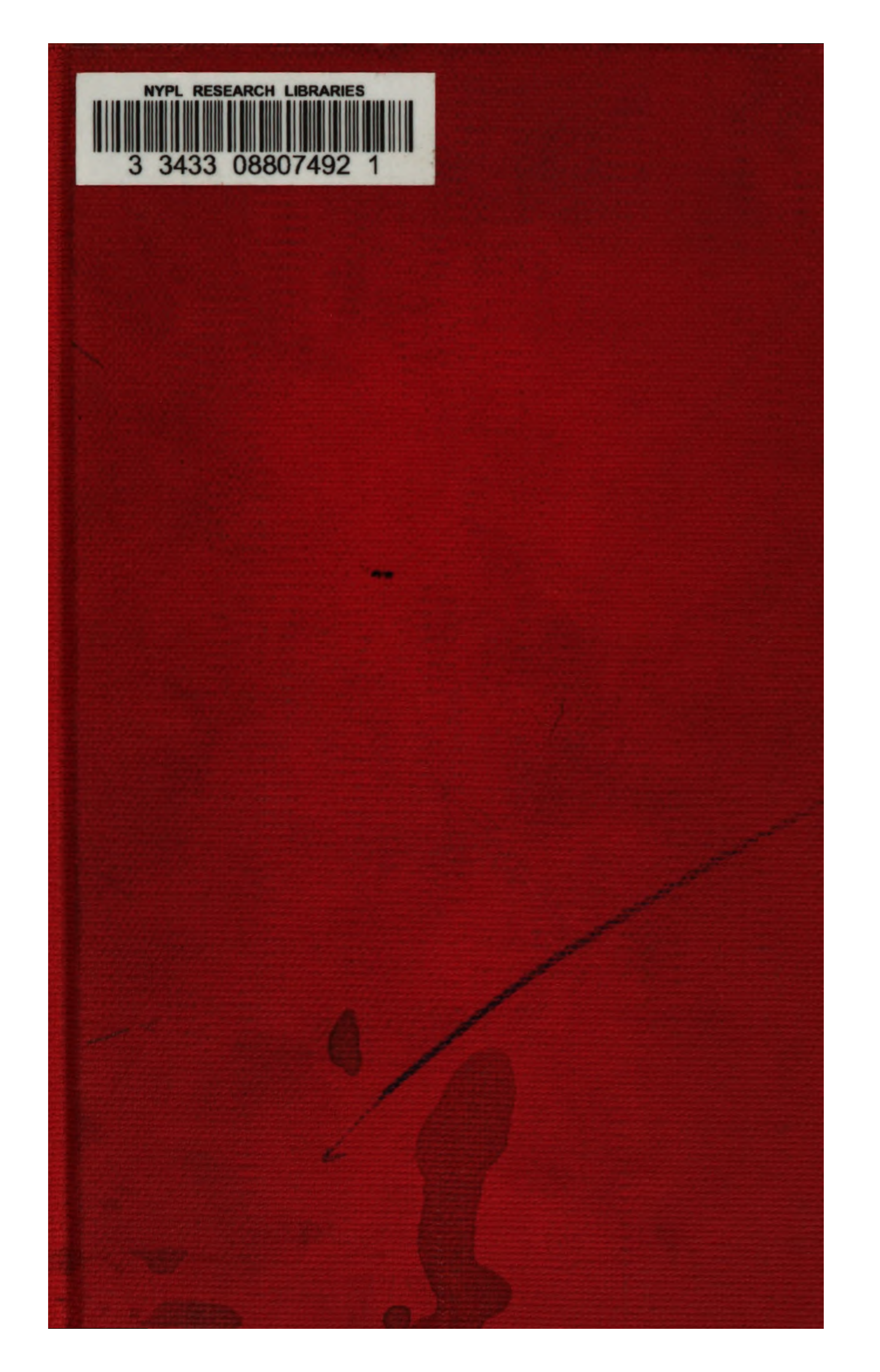
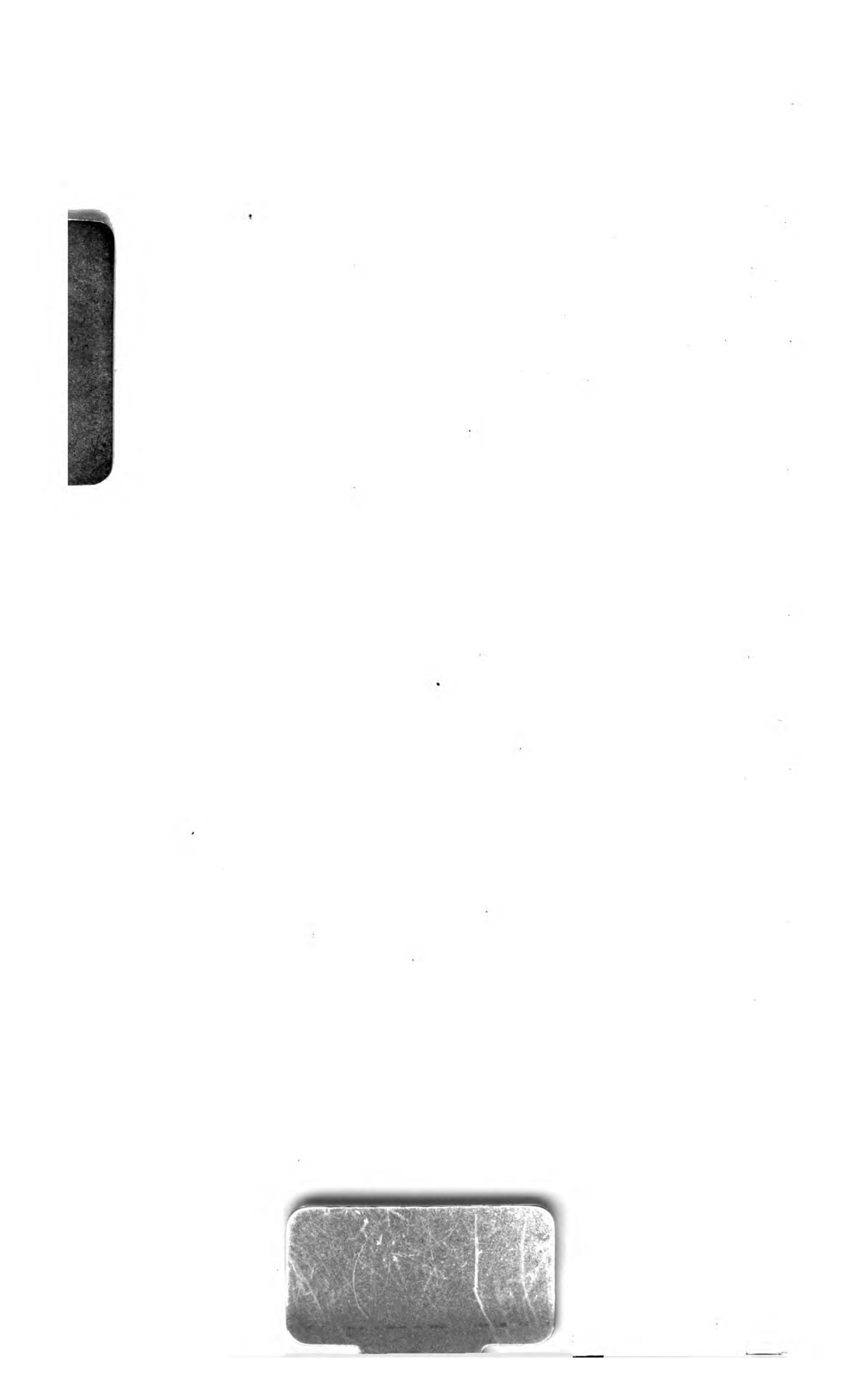

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08807492 1



Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Die Ausstattung besorgte F. H. Ehmcke



Balkanmärchen

Aus Albanien / Bulgarien, Serbien und Kroatien

Herausgegeben von August Leskien

Neuntes bis vierzehntes Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1919

Einleitung

Der Titel „Balkanmärchen" entspricht nicht ganz dem geographischen Gebiet, aus dem die Märchen dieses Bandes stammen. Es fehlen darin von den Völkern der Balkanhalbinsel die Griechen, Aromunen (Zinzaren, Mazedowlachen) und Türken, und mit der Aufnahme von Märchen aus Kroatien wird die Balkanhalbinsel überschritten. Enthalten sind in diesem Bande also nur serbokroatische, bulgarische und albanische Märchen.

Eine Auswahl aus den Märchen der Serbokroaten, Bulgaren und Albaner so zu treffen, daß für jedes Volk etwas dem Stoffe oder der Form nach Eigentümliches herauskommt, ist kaum möglich. Die Völker der Balkanhalbinsel grenzen eng aneinander, die Sprachgrenzen durchkreuzen sich z. T. so, daß Wanderungen der Märchen von einem Volk zum andern notwendig stattfinden müssen. In Mazedonien z. B. wohnen Bulgaren, Serben, Albaner, Aromunen, Griechen und Türken neben- und durcheinander. Zwei- und mehrsprachige Menschen gibt es daher eine große Menge; solche vernehmen Erzählungen in einer ihnen geläufigen Sprache und erzählen sie weiter in einer ihnen ebenso bekannten, in deren Gebiet die Märchen dann weiter von Mund zu Mund verbreitet werden. Dazu kommt, daß die Bekenner des Islam unter den Serben, Bulgaren und Albanern in enger Verbindung mit ihren orientalischen Religionsgenossen stehen, und daß ein islamitisches Volk, die Türken, ein halbes Jahrtausend auf der Balkanhalbinsel geherrscht hat. Dadurch ist der orientalische Märchenschatz dorthin gelangt. Das zeigt sich häufig noch in der Beibehaltung türkischer Wörter und in der orientalischen Färbung, was Sitten und Lebensanschauungen betrifft.

Neben diesem mächtigen Einfluß kommen aber noch andre Beziehungen in Betracht. Aus dem südlichen, griechischen Teil der Balkanhalbinsel sind Märchen nach dem Norden gekommen, und die Serbokroaten von der Adriaküste Dal-

matiens und Kroatiens standen jahrhundertelang in Berührung mit Italien; Zweisprachigkeit, italienisch und serbokroatisch, ist daher in Dalmatien, namentlich auf den Inseln, ganz gewöhnlich. Ferner macht sich bei den kroatischen Märchen deutscher Einfluß bemerkbar, z. T. vermittelt durch die Slowenen der Steiermark, Kärntens und Krains, die in unmittelbarer Berührung mit Deutschen wohnen. Endlich machen sich auch noch madjarische und rumänische Einflüsse geltend. So ist ein außerordentlich buntes Gemisch von Märchenstoffen entstanden, aus dem man kaum einen besonderen Besitz der einzelnen Völker auszuscheiden vermag. Auch kann man nicht sagen, daß die Erzählungsweise des einen Volkes von der des andern auffallend verschieden sei. Wer die Sprachen kennt, empfindet freilich die Unterschiede, die in deren Phraseologie und Satzbildung liegen und sozusagen eine verschiedene Tonart darstellen, allein in der Übertragung ins Deutsche kann das nicht wohl herauskommen.

Bei der Übersetzung habe ich mich bemüht, möglichst getreu die Originale wiederzugeben; freilich wird dabei manches Überflüssige mit übersetzt. Die Erzählungsweise ist öfter außerordentlich weitschweifig. Kürzt man, so geht die ursprüngliche Art und Weise leicht ganz verloren; ich habe daher nur hier und da gar zu lange buchstäbliche Wiederholungen durch kürzere Wendungen ersetzt. Die Beibehaltung einzelner Wörter aus den Sprachen der Vorlagen beruht auch auf dem Bestreben, nichts Fremdartiges in die Übersetzung hineinzubringen. Darum ist z. B. Zar beibehalten; die südslawischen Volkssprachen haben ursprünglich eigentlich kein Wort für König, sondern Zar deckt unser Kaiser und König. Aber Kaiser würde im Märchen nicht ganz passend sein, da Zar auch den Sultan bedeutet und der Märchenzar oft Sultanszüge trägt; König geht noch weniger, denn der Zar entspricht nicht dem deutschen Märchenkönig. So habe ich in der Regel das Wort König nur angewendet, wo ausdrücklich der slawische Ausdruck dafür steht (kralj).

Der wissenschaftliche Kommentar beschränkt sich auch hier wie im früher erschienenen Bande russischer Volksmärchen auf die notwendigsten Hinweise, die es dem Leser ermöglichen, die Zugehörigkeit des betreffenden Stückes zu einem bestimmten Überlieferungskreise festzustellen. Diese vergleichenden Anmerkungen rühren von Dr. August v. Löwis of Menar her, die erklärenden vom Übersetzer.

Leipzig, im Mai 1915 August Leskien

1. Das kluge Mädchen wird Zarin

Einmal gab ein Zar den Befehl: wer den und den Stein schlachtet, daß das Blut davon fließt, den will ich zum Ersten meines Reiches machen.

Von allen Seiten kamen wackre Burschen herbei, aber keiner konnte den Stein schlachten; sie fanden es nur wunderlich, wie man überhaupt einen Stein schlachten könne. In einem Dorfe gab es ein sehr wackres Mädchen, sie hütete die Schafe. Als die davon hörte, verkleidete sie sich als Mann, ging zum Zaren und sagte zu ihm: „O Zar, ich kann den Stein schlachten." Überallhin ging das Gerücht, es habe sich ein Mensch gefunden, den Stein zu schlachten, und zahllose Leute sammelten sich, um zu sehen, wie der das machen wird.

Als der Tag kam, an dem das Mädchen den Stein schlachten sollte, zogen der Zar und alle Vornehmen aus der Stadt auf einen freien Platz, und dort vor aller Augen sollte das Mädchen ihn schlachten. Das Mädchen zog das Messer, um den Stein zu schlachten, wandte sich zum Zaren und sagte: „Zar, du willst doch, daß ich den Stein schlachten soll. So gib ihm vorher eine Seele (Leben), und wenn ich ihn dann nicht schlachte, nimm meinen Kopf."

Der Zar wunderte sich über diese Antwort und sagte: „Du bist der Klügste in meinem Reiche, und ich will dich zum vornehmsten Manne machen; wenn du mir aber noch das vollbringst, was ich dir sagen werde, so sollst du mir wie ein Sohn sein." Das Mädchen sprach: „Sage, Zar, was du sagen willst, und wenn es möglich ist, will ich mich bemühen, es zu vollbringen." Der Zar sagte ihr: „Von jetzt an in drei Tagen sollst du wieder vom Dorfe hierher kommen. Wenn du kommst, sollst du reiten und nicht reiten, sollst mir ein Geschenk bringen und nicht bringen; alle, groß und klein, wollen wir herauskommen und dich empfangen, und

du sollst die Leute dahin bringen, daß sie dich empfangen und nicht empfangen."
Die Hirtin ging nun in ihr Dorf und gab den Bauern den Auftrag, drei vier Hasen und zwei Tauben lebendig zu fangen. Die Bauern taten das.
Am dritten Tag, als sie zu dem Zaren gehen sollte, steckte sie die Hasen je einen in einen Sack, gab sie den Bauern zu tragen und sagte: „Wenn ich euch sage, ihr sollt sie loslassen, dann laßt sie los." Sie selbst nahm die beiden Tauben, setzte sich rittlings auf eine Ziege und machte sich auf zu dem Zaren; einige Leute hatte sie vorausgeschickt, ihm anzuzeigen, daß sie komme.
Als der Zar das hörte, zog er aus der Stadt, sie zu empfangen mit allen Vornehmen und zahllosen Stadtleuten. Als nun das Mädchen nicht mehr weit von dem Zaren war, sah sie die Menge Menschen, die herausgekommen waren, sie zu empfangen, und als sie ihnen nahekam, befahl sie den Bauern, vor den Augen der Leute die Hasen loszulassen. Sobald die das sahen, rannten sie fort, die Hasen zu fangen.
Die Hirtin, die rittlings auf der Ziege saß, ging bald zu Fuß, die Ziege zwischen den Beinen, bald hob sie die Füße auf und ritt auf der Ziege.
Als sie zu dem Zaren hintrat, zog sie die beiden Tauben aus dem Busen und reichte sie ihm hin. In dem Augenblick, wo er die Hand ausstreckte, die Tauben zu nehmen, ließ sie sie aus der Hand, und die Tauben flogen weg.
Da sagte die Hirtin zu dem Zaren: „Du siehst, Zar, die Leute haben mich empfangen und nicht empfangen; ich bin geritten und nicht geritten; ich habe dir ein Geschenk gebracht und nicht gebracht." Da sagte ihr der Zar: „Von heute an sollst du mir wie ein Sohn sein." Sie aber flüsterte ihm ins Ohr: „Ich bin kein Bursche, ich bin ein Mädchen." Der Zar, der nicht verheiratet war, nahm sie zur Frau. Und so wurde die Hirtin durch ihre Klugheit Zarin.

2. Der geizige Zar und sein mitleidiger Sohn oder: Die gute Tat geht nie verloren



Es war einmal ein Zar, ein großer Geizhals, der hatte einen Sohn, und als dieser erwachsen war, gab er ihm eine Saumlast Gold und schickte ihn fort samt dem Wesir, um noch mehr zu erwerben; nach drei Jahren sollte er drei Lasten zurückbringen; wenn nicht, würde er ihm den Kopf abschlagen.

Sie gingen nun in ein anderes Reich, und als sie in eine Stadt kamen, sahen sie, wie man einen Menschen mit zusammengebundenen Füßen die Straßen entlangschleifte, und fragten: „Was hat dieser Mensch böses getan, daß man ihn so mißhandelt?" Die antworteten ihm, das sei bei ihnen Sitte; wenn einer gestorben sei, binde man ihm die Füße zusammen und schleife ihn vor die Stadt hinaus, jeder helfe ein wenig, als Seelenopfer für den Toten. Der Zarensohn, der sehr mitleidig war, kaufte ihn los, richtete eine Bahre her, führte ihn hinaus vor die Stadt, bereitete ein Grab, begrub ihn und veranstaltete einen Totenschmaus, ohne auf den Wesir zu hören. Der aber, da er sah, daß der Zarensohn das Geld verschwendete, verließ ihn und kehrte zurück; und wirklich gab der Junge mit seinen Wohltaten alles Geld aus.

Er kehrte nun in die Stadt zurück, und da er sich fürchtete, wieder nach Hause zu gehen, verdang er sich am Rande der Stadt bei einem alten Gastwirt, bei dem niemand mehr einkehrte. Der Junge brachte es aber mit seiner Bedienung dahin, daß alle wieder dort einkehrten, und in kurzer Zeit wurde der Alte reich. Einmal fragte ihn der Alte, was er für seine Arbeit haben wollte. Der Junge antwortete: „Etwas Geld, so viel, um in die Fremde zu gehen." — „Schön", sagte der Alte, wollte ihn aber nicht allein gehen lassen und suchte ihm einen Gefährten. Da begegnete ihm ein Neger, der sagte, er möge ihn nehmen. „Nein," erwiderte der Alte, „du wirst ihm nicht gefallen." — „Nimm mich nur," sagte

der Neger, „und wenn er mich nicht mag, werde ich schon wieder gehen." So nahm der Alte ihn mit, und als der Junge ihn sah, gefiel er ihm.

Am nächsten Morgen machten sie sich auf die Reise. Als sie zu einem Brunnen kamen, sagte der Neger zu ihm: „Höre, Bruder, wir wollen jetzt in die Fremde gehen; laß uns hier einander schwören, daß keiner dem andern etwas verheimlichen wird, daß wir immer zusammen bleiben, Tag und Nacht, und wenn wir künftig mit Gottes Hilfe zurückkehren, daß wir bei diesem Brunnen alles, was wir erworben haben, aufs Haar gleichmäßig und brüderlich teilen." Das beschworen sie und zogen weiter.

Unterwegs kamen sie an eine Einöde, und die Leute, die ihnen begegneten, sagten ihnen, sie möchten nicht dahinein gehen, sie würden umkommen. Aber der Neger hörte auf niemand. Am Abend kehrten sie in einer verlassenen Herberge ein, der Junge legte sich in eine Stube und schlief ein, der Neger aber ging durch alle Stuben und fand eine Lamia mit drei Köpfen, die die Menschen fraß, die sich dort aufhielten, ihr Geld nahm und die ganze Stube damit anfüllte. Der Neger erschlug sie, verschloß das Zimmer mit dem Gelde und sagte dem Jungen nichts. Am Morgen zogen sie weiter und kamen in die Hauptstadt eines Zaren.

Dort war eine Tochter des Zaren, die war vielmal verheiratet gewesen, aber die Männer waren nicht am Leben geblieben, sie waren alle schon in der ersten Nacht gestorben. Der Neger ging nun zum Zaren und bewarb sich im Namen des Jungen um die Tochter. Der Zar sah sich den Jungen an und richtete sogleich die Hochzeit an. Viele Leute sagten ihm, er möge sie nicht nehmen, denn er werde in seinen jungen und blühenden Jahren sterben — der Junge war nämlich sehr schön —, aber der Neger sagte ihm, er möge unbesorgt sein, er sei ja bei ihm. In der ersten Nacht, als sich das junge Ehepaar schlafen legte, verlangte der Neger, in derselben Stube zu schlafen. Der junge Mann bat ihn, für sich zu schlafen, aber der Neger erinnerte ihn an den Schwur, und er schwieg.

Sie waren eben eingeschlafen, da machte die junge Frau den Mund auf und fing an zu schnarchen. Der Neger stand auf, zog seinen Säbel und stand über sie gebeugt still. Nach kurzer Zeit, sieh da, kam eine große Schlange aus dem Munde der Frau heraus und schickte sich gerade an, den Mann zu beißen, als der Neger ihr ein Stück abhieb, ungefähr eine Spanne lang, soweit sie herausgekommen war, samt dem Kopf. Das übrige Stück aber kroch wieder hinein. Als sie am Morgen aufgestanden waren, freute sich das ganze Schloß, daß der Schwiegersohn am Leben geblieben war.

Nach einiger Zeit rüsteten sie sich zur Abreise und nahmen von dem Zaren nichts als vierzig Maultiere und vierzig leere Säcke. Als sie zu der verlassenen Herberge kamen, belud der Neger die Maultiere mit dem Gelde der Lamia, und sie zogen nun mit der jungen Frau der Heimat zu. Eines Tages gelangten sie an jenen Brunnen. „Jetzt", sagte der Neger, „müssen wir teilen." Da teilten sie die Maultiere und alles andere zur Hälfte. „Jetzt also", sagte darauf der Neger, „wollen wir auch die Frau teilen. Faß du das eine Bein, ich nehme das andere, und wie du willst, teilen wir quer durch oder der Länge nach." „Bewahre Gott," antwortete der junge Mann, „ laß ab, nimm du sie ganz, wir wollen sie doch nicht umbringen." — „Nein," sagte der Neger, „denk an den Schwur!" Es blieb nichts übrig, der Mann ergriff das eine Bein, und sowie der Neger das Messer zog, schrie die Frau auf, erbrach sich vor Schrecken und spie das übrige Stück der Schlange aus. „Da hast du sie jetzt," sprach der Neger, „das wollte ich gerade, daß auch dies Stück der Schlange herauskäme." Dann erzählte er ihm alles und auch, daß er der Mensch sei, den er ehrenvoll begraben hatte. Damit verschwand er.

Der junge Mann bekreuzigte sich und sprach: „Fürwahr, eine gute Tat geht niemals verloren." Dann stieg er zu Pferde und brachte seinem Vater vierzig Lasten Gold. Später wurde er Zar und in der ganzen Welt berühmt.

3. Der neidische Arzt

Es war einmal ein Zar, bei dem war ein Arzt; der konnte viel, war aber sehr neidisch und hielt nicht einmal einen Diener, damit niemand von ihm lernen könnte. Es gab aber einen klugen Burschen, der stellte sich stumm, ging in die Welt, sein Glück zu suchen, und kam auch zu dem Arzt. Als der sah, daß der Bursche stumm war, sagte er zu sich selbst: „Ah! das ist ein Diener für mich, und wenn er auch die Kunst lernt, kann er mir doch nicht gleichkommen, da er stumm ist." Und so behielt er ihn bei sich.

Der Bursche blieb sieben Jahre bei ihm, und niemand merkte, daß er sprechen konnte. Der Arzt hatte kein Geheimnis vor ihm, so daß er gelehrt wurde wie der Arzt und fast noch mehr.

Der Zar hatte eine Tochter, die schon eine Zeitlang an Kopfschmerzen litt. Da befahl der Zar dem Arzt, alles mögliche zu tun, um sie zu heilen. Der Arzt aber sagte dem Zaren: „Erhabener Zar! ihre Krankheit ist sehr schlimm; es bleibt nur die Hoffnung auf ein Mittel, das man noch versuchen kann; aber das ist schrecklich; sie kann auch daran sterben. Deswegen gib mir eine Schrift, daß du mir nichts Böses tun wirst, wenn — was Gott verhüte — deine Tochter stirbt; dann soll es versucht werden." Der Zar fragte nun seine Tochter, die aber sagte: „Mag ich sterben oder gesund werden, ich kann die Schmerzen nicht länger aushalten."

Der Zar gab dem Arzt die Erlaubnis; der schloß sich mit dem Zaren und der Tochter in ein Zimmer ein und nahm alles mit, was er brauchte, aber den Burschen ließ er nicht zusehen, daß der nicht auch das lerne; denn es war eine sehr seltene Krankheit. Der Bursche aber, der das größte Verlangen hatte, auch das zu lernen, konnte nicht davon abgehen zuzusehen. Er stieg ganz leise auf den Boden und machte dort ein Loch in die Decke, gerade so groß, daß er

sehen konnte, was der Arzt machen wird. Der legte die Zarentochter auf einen Tisch, band sie ordentlich fest, daß sie sich nicht rühren konnte, betäubte sie dann, spaltete den Kopf mit einem Schnitt und öffnete ihn an der Stirn. Und was sieht er? Einen Käfer, der sich mit den Füßen im Gehirn festgeklammert hatte. Da nahm er die Zange, um ihn wegzureißen, aber sowie er ihn fassen wollte, ließ sich eine Stimme von der Decke hören: „Um Gottes willen, höre! Zieh den Käfer nicht mit der Zange heraus, sonst wird er das Gehirn zerreißen, und das Mädchen wird sterben. Sondern mach eine Nadel heiß und stich den Käfer von hinten mit der Nadel, dann wird er von selbst die Füße loslassen und abfallen, ohne das Gehirn zu verletzen." Der Arzt sah ein, daß es wirklich so besser sei, und tat, wie ihm die Stimme von der Decke anbefahl. Dann schloß er ganz sanft den Kopfspalt wieder zu und verband den Kopf mit den passenden Mitteln. Das Mädchen erwachte und fühlte, daß ihm besser war als vorher. Als sie nun wieder hübsch gesund war, rief der Zar den Arzt und sagte zu ihm: „Was willst du von mir dafür haben, daß du meine Tochter geheilt hast?" Der Arzt antwortete: „Ich verlange, daß du meinen Lehrling tötest."

Als der Zar das hörte, wunderte er sich und sagte zu dem Arzt: „Verlange etwas anderes, nur das nicht." Aber der Arzt blieb dabei. Der Bursche aber sprach zu dem Zaren: „Erhabener Zar, ich sehe, daß du mir nichts Übles antun willst und Mitleid mit mir hast; aber der Arzt läßt nicht nach, er will, daß ich umkomme. Darum befiehl, daß er selbst mich vergifte, und wenn ich nicht an dem bestimmten Tage sterbe, den er angibt, daß ich dann für ihn ein Gift bereite, und wir sehen, ob er sich davon retten kann wie ich." Der Zar willigte ein, einmal, weil er nicht wollte, daß der Bursche umkomme, zum andern, weil er so den besten von ihnen zum Arzt wählen konnte. Also gab er den Befehl, und am nächsten Tage brachte der Arzt das allerschärfste Gift für den Burschen und gab es ihm vor den Augen des

Zaren. Der Bursche aber fragte den Arzt: „Wieviel Stunden werde ich noch leben, nachdem ich das Gift getrunken habe?" Der antwortete: „Sieben Stunden!" Der Bursche aber, der vorher ein Mittel gegen Vergiftung eingenommen hatte, trank das Gift und ging hinaus. Darauf nach sieben Stunden trat er wieder vor den Zaren frisch und gesund und sprach: „Jetzt ist die Reihe an mir, Gift für meinen Meister zu bereiten, aber ich bitte dich, erhabener Zar, befiehl, daß ein Ausrufer auf dem Markt verkünde, es solle drei Tage und drei Nächte keiner aus dem Hause gehen, solange ich das Gift koche, denn schon von seinem Dampf fallen die Vögel zur Erde." Damit gingen er und der Arzt hinaus.
Am vierten Tag erschien er wieder vor dem Zaren, nahm vor dessen Augen ein wenig Wasser, tat es in eine Flasche und versiegelte sie. Dann sagte er zum Zaren, er möge den Arzt rufen lassen. Als der da war, gab er ihm die Flasche zu trinken, und als der Arzt ihn fragte: „Wieviel Stunden werde ich noch leben, wenn ich das ausgetrunken habe?", antwortete er: „Sowie du die Flasche in die Hand nimmst, wirst du sterben." Und wirklich, sobald der Arzt sie ergriff, fiel er tot hin.

4. Die beiden Brüder

Es waren einmal zwei Brüder; solange ihr Vater lebte, arbeiteten sie nach dessen Befehl, der eine ging aufs Landgut, der andere hütete die Schafe. Aber als der Vater gestorben war, wurde der älteste Hausherr, und der jüngste arbeitete immer außer Hause, war dem Bruder ganz gehorsam und kam selten heim. Der ältere aber arbeitete gar nicht, sondern saß zu Hause und bewirtete seine Freunde, hielt schöne Pferde, Jagdhunde und Jagdfalken und lebte wie ein großer Herr.
Mit der Zeit wurden sie noch reicher; der ältere war ver-

heiratet, der jüngere nicht, und er kam nur alle großen Festtage nach Hause.
Als er einmal an einem solchen Festtag ins Dorf kam, begegneten ihm einige Bauern, die ihnen neidisch waren und sie auseinanderbringen wollten; die sagten zu ihm: „Bist du deines Vaters Sohn oder nicht?" — „Wie denn nicht?" antwortete er. — „Nun, wenn es so ist, warum bist denn du den ganzen Tag an der Arbeit, bei den Schafen, auf dem Felde, in Gewitter, Sturm und Sonnenbrand? Eine Plage machst du dir, wie sonst keiner; und dein Bruder, der ältere, lebt wie ein großer Herr, Kleider, Essen, Trinken in Fülle, geehrt und gepriesen, und du wie sein Diener. Geh mal und sag ihm, er soll deine Arbeit tun, und du willst zu Hause bleiben, da wirst du sehen, ob er dein wahrer Bruder ist oder nicht."
Der jüngere antwortet ihnen nicht darauf, aber es fraß ihm am Herzen. Er ging zur Nacht nach Hause, übernachtete dort, und als er am andern Morgen aufgestanden war, sagte sein Bruder ihm: „Wie hast du die Nacht zugebracht, Bruder, hast du gut geschlafen?" — Der aber antwortete ihm: „Ach, Bruder, kein Auge habe ich zugetan." — „Warum?" fragte der ältere. — „Ja sieh! soviel Jahre, seit der Vater tot ist, lebe ich Tag und Nacht außer Hause unter freiem Himmel; nach Hause komme ich einmal im Jahre; mit keinem Menschen bin ich bekannt, habe weder Freund noch Feind. Wenn die Zeit kommt, daß ich mir einen Hausstand gründen und mich verheiraten will wie du, wie soll ich da das Haus besorgen, da ich niemand kenne und von Hausarbeit nichts verstehe. Daran habe ich gedacht und die ganze Nacht nicht geschlafen und habe mich entschlossen, dich zu bitten, daß wir mit den Arbeiten tauschen, daß ich einige Jahre zu Hause bleibe und du auf meine Arbeit gehst."
„Sehr wohl, Bruder," erwiderte der ältere und stellte sich, als wäre er nicht ärgerlich, „du sollst jetzt hier bleiben, und ich will auf deine Arbeit gehen, nur heute will ich noch auf die Jagd gehen, und wir wollen noch zusammen essen, morgen wollen wir dann tauschen." Dabei wollte er platzen vor

Ärger, ging sein Pferd zu satteln, rief seine Frau in den Stall und sagte zu ihr: „Hör zu! Ich will heute auf die Jagd gehen und habe meinem Bruder gesagt, ich würde zum Essen kommen; aber du mußt wissen, daß ich nicht kommen werde; du aber brate ein Lamm und stecke Gift hinein, und zur Mittagszeit deckst du den Tisch und forderst den Bruder auf zu essen. Und paß auf! wenn ich zum Abendessen zurückkomme und höre dich nicht die Totenklage singen, dann ist es um dein Leben geschehen." Das befahl er der Frau, bestieg sein Pferd, gab ihm die Sporen und fort war er mit den Jagdhunden und Jagdfalken.
Die Frau war ganz entsetzt und blieb lange Zeit wie versteinert an derselben Stelle stehen. Als sie wieder zu sich kam, dachte sie hin und her, was sie anfangen soll: soll sie sterben oder den Schwager vergiften? Endlich beschloß sie, es Gott anheimzustellen: kann sie sich retten, gut! wenn nicht, lieber sterben als ihren Schwager vergiften. Sie briet nun das Lamm, bereitete das Mittagessen, und als die Essenszeit kam, deckte sie den Tisch und nötigte ihren Schwager zum Essen; der aber antwortete: „Wie könnte das sein? Ich sollte ohne meinen Bruder essen? Er hat mir doch versprochen, daß wir zusammen essen wollen." Die Frau wurde nun sehr betrübt, da sie sah, wie der Schwager ihren Mann, seinen Bruder, liebte, und wie dagegen ihr Mann seinen Bruder haßte — so sehr, daß sie dem Schwager um den Hals fiel, Ströme von Tränen vergoß, schluchzte und nicht sprechen konnte. Ihr Schwager war verwundert, hielt sie fest, daß sie nicht fiele, und bat sie, ihm zu sagen, warum sie weine. „Ach, Bruder," antwortete sie, „heute ist es mit mir aus!" — „Warum, meine Liebe," fragte er weiter, „sprichst du so?" — „Du sehnst dich nach meinem Manne und willst nicht ohne ihn essen. Und er? Er hat mir befohlen, dich zu vergiften, und geschworen, mich zu töten, wenn er von der Jagd zurückkommt und im Hause nicht Totenklage und Jammergeschrei hört."
Als das der Schwager hörte, sagte er zu ihr: „Sei un-

besorgt, liebe Schwägerin, ängstige dich nicht, du wirst nicht sterben. Aber wir wollen einmal sehen, was mein Bruder tun wird, wenn er mich tot sähe; so wollen wir Leute an den Kreuzweg schicken, um aufzupassen und uns Bescheid zu sagen, wenn er sich zeigt. Wir wollen jetzt ordentlich essen, und wenn er kommt, deckst du mich mit einem Leichentuch zu, zündest am Kopfende ein Licht an und fängst an, mir die Totenklage zu halten." Was sie so besprochen hatten, führten sie dann alles aus.

Der ältere Bruder war nun aus dem Hause fort und auf die Jagd gegangen, dahin, wo er immer zu jagen pflegte. Er mühte sich den ganzen Tag ab, aber was niemals vorgekommen war und ihn sehr verwunderte, er konnte nichts erlegen. Auf dem Rückwege sah er einen Adler hoch in den Wolken und ließ die beiden Falken los, die er bei sich hatte. Die flogen wie der Blitz in die Höhe, nahmen den Adler in die Mitte und kämpften mit ihm. Nach kurzer Zeit brachten sie ihn nach und nach zu Fall, und als er nahe genug war, daß man ihn erreichen konnte, ergriff ihn der Jäger und sagte zu ihm: „Siehst du, auch du, der du so hoch fliegst bis in die Wolken, kannst meinen Händen nicht entgehen." — Der Adler vergoß Tränen und antwortete: „Ah! wäre mein Bruder am Leben, deine beiden Falken, ja auch zwanzig, hätten mir nichts tun können; daß doch die Hand dem verdorre, der ihn getroffen und erschlagen hat." — „Wer hat ihn erschlagen?" fragte der Jäger. — „Ach," antwortete der Adler, „bei Frost, Schneewetter und heftigem Sturm gerieten wir aufs Schwarze Meer, und der Sturm verschlug uns auf ein Schiff. Mein Bruder trat gerade auf ein Tau, als ein Schiffer — möge seine Hand verdorren! — ihn traf und er ins Meer fiel. Und ich, da ich ihn nicht mehr habe, bin in böser Zeit ohne Hilfe, wie jetzt, wo ich mich deiner beiden Falken nicht erwehren konnte."

Als das der Jäger hörte, fiel ihm sein Bruder ein, und er wurde betrübt, ließ den Adler los und spornte sein Pferd, soviel er konnte. Das Pferd rannte, was es konnte, und fiel

aus übermäßiger Anstrengung tot hin. Da ließ er das Pferd liegen und lief zu Fuß weiter. Als er sich dem Hause näherte, sahen ihn die Diener und meldeten es. Der jüngere Bruder legte sich nun und stellte sich tot, die Schwägerin deckte ihn mit einem Leichentuch zu, zündete ein Licht an und begann die Totenklage. Als der ältere Bruder das Jammergeschrei hörte, beeilte er sich noch mehr, und sobald er ins Haus trat, zog er seinen Säbel, stürzte sich auf die Frau und wollte sie erstechen: „Ach, du elendes Weib, du hast meinen Bruder vergiftet!" Als das der Bruder hörte, sprang er auf und sprach: „Rühre meine Schwägerin nicht an! Nicht sie hat mich vergiftet, sondern du wolltest mich vergiften." Da sagte der ältere Bruder kein Wort, fiel dem andern um den Hals und sprach: „Ach, Bruder, bist du noch am Leben, bist du wirklich noch am Leben?" bedeckte ihn mit Tränen, küßte ihn, bekannte seine Schuld und erzählte ihm alles, was sich mit dem Adler zugetragen hatte. Da brachen sie beide in Tränen aus, weinten miteinander und herzten sich. Von da an lebten sie wieder brüderlich und lagen niemals mehr in Streit.

5. Der Faulpelz, oder: Gutes wird mit Gutem vergolten

Es war einmal eine Mutter, die hatte auch einen Sohn; der Junge hatte aber keine Lust zu arbeiten, er war zu faul. Die Mutter sagte ihm: „Aber Sohn, wenn du schon nichts anderes arbeitest, geh wenigstens mit dem Esel Holz holen." Der aber antwortete: „Hol mir ihn doch, wenn du willst, daß ich nach Holz gehen soll." Die Mutter holte ihm den Esel und sprach: „Da, ich habe dir den Esel geholt, nun geh also!" — „Setz mich auf den Esel, wenn du willst, daß ich nach Holz gehen soll", sagte der Junge weiter. Da setzte sie ihn auf den Esel und sagte wieder: „Da, ich habe dich darauf=

gesetzt, mach vorwärts und geh!" Sie legte ihm auch noch das Beil auf den Esel und brachte ihn so mit aller Mühe dahin, daß er ging.

Der Junge zog nun seines Weges, Holz zu holen; nach einiger Zeit kam er ans Meer, da fiel ihm das Beil herunter. Er war zu faul, abzusteigen und es aufzunehmen, sondern blieb auf dem Esel sitzen und wartete. Da war aber ein Fisch aufs Trockene geraten und konnte nicht wieder ins Wasser kommen. Als der den Jungen sah, bat er ihn: „Du Junge! trag mich ins Meer, und was du willst, gebe ich dir." — „Gib mir das Beil da," antwortete der Junge, „wenn du willst, daß ich dich ins Wasser trage." Der Fisch bewegte den Schwanz, hob den Stiel des Beils in die Höhe, so konnte der Junge es fassen, und dann sagte er zu dem Fisch: „Was willst du mir nun geben, daß ich dich ins Meer trage?" — „Was ich dir gebe?" antwortete der Fisch, „ich habe nichts, was ich dir geben kann, nur das kann ich machen: wenn du sagst: „Lengo und Sawe und das Meer", dann wird dir alles zuteil, was du willst." Da warf der Junge den Fisch ins Meer, der schwamm gleich fort, und der Junge blieb am Ufer stehen. Nun fing er an nachzudenken, was er machen und was sich wünschen soll. Zuletzt fiel ihm ein, er wolle sagen, daß ihm ein Tisch mit Essen hingestellt werden soll, und so sagte er: „Lengo und Sawe und das Meer! Es soll mir ein Tisch mit allerlei Speisen dastehen." Und sogleich stand der Tisch mit schönen Speisen da. Der Junge aß sich satt und ging dann ins Gebirge nach Holz. Wer sollte ihm aber nun das Holz sammeln? Er war zu faul dazu. Da sagte er wieder: „Lengo und Sawe und das Meer! Es soll mir Holz aufgelesen und auf den Esel geladen werden!" Sofort war das Holz aufgelesen und dem Esel aufgeladen. Der Junge ging mit dem Holz nach Hause.

Unterwegs kam er am Zarenschloß vorbei. Die Zarentochter stand am Fenster, der Bursche sah sie und sagte: „Lengo und Sawe und das Meer; dies Mädchen soll schwanger werden." Da wurde sie gleich schwanger ohne Mann. Das

Kind in ihrem Leibe wuchs und wuchs, und sie wunderte sich: „Wie ist denn das gekommen? Und was soll ich meinem Vater sagen, wenn er es merkt?" Die Zarentochter war nämlich sehr schön, und ihr Vater hatte sie im Palast eingeschlossen, daß sie mit keinem Mann verkehre. Endlich merkte der Vater, daß seine Tochter schwanger war, rief sie ganz allein zu sich und sprach: „Aber, Tochter! was machst du mir da für Scham und Schande? Von wem hast du's? Wohin bist du gegangen, oder wer ist zu dir gekommen?" Das Mädchen war sehr erschrocken und antwortete mit Zittern: „Ich bin nirgends hingegangen, Vater, auch ist keiner zu mir gekommen, ich habe gar keinen Mann gesehen." Ihr Vater glaubte ihr aber nicht, ließ sie in den Block spannen und ihr die Bastonade geben, sie aber blieb dabei: „Ich weiß nicht und weiß nicht!" Zuletzt sagte sie ihm: „Ein Bursche mit einer Last Holz kam am Schloß vorüber, sah mich am Fenster und murmelte etwas vor sich hin, und von der Zeit an fühlte ich, daß ich schwanger sei!" — „Wie kann es sein, daß eine vom bloßen Ansehen schwanger wird?" erwiderte der Vater; er wollte ihr das durchaus nicht glauben, sie aber schwur, schlug sich an die Brust und sagte: „Wenn du willst, Vater, glaube mir; wenn nicht, nimm mein Leben — wirf mich ins Meer." Da ließ der Zar den Burschen holen und fragte ihn, ob er das Mädchen zur Frau nehmen wolle. Der sagte ja, und der Zar gab sie ihm, setzte die beiden in ein Schiff, gab seiner Tochter einige Kränze Feigen und ließ das Schiff treiben.

Sie trieben nun lange auf dem Meere, dann aber sagte die Zarentochter zu ihrem Mann: „Mann, sage doch, daß wir ans Land kommen." — „Gib mir eine Feige, wenn du willst, daß ich es sage", antwortete der.

Sie gab ihm einen Kranz Feigen, und er sagte: „Lengo und Sawe und das Meer! Wir wollen ans Land." Und sogleich waren sie am Lande und setzten sich am Ufer nieder. Wiederum sagte die Frau zu ihm: „Sag wieder etwas, daß sich hier ein Schloß aufbaue, in dem wir wohnen und leben können."

Der antwortete wieder: „Gib mir eine Feige, wenn du willst, daß ich es sage." Da gab sie ihm noch einen Kranz Feigen, und er sagte wieder: „Lengo und Sawe und das Meer!" Sogleich stand ein Schloß da, schön, mit allem Nötigen, mit allen möglichen schönen Teppichen und mit allem Hausgerät. Da gingen sie hinein und wohnten dort. Eines Tages gingen die Leute des Zaren auf die Jagd, und als sie auf dem Heimwege waren und das Schloß erblickten, gerieten sie sehr in Erstaunen: bis gestern war nichts da, und wie war da ein so schönes Schloß entstanden? Sie erzählten dann dem Zaren von dem Schloß am Meeresufer, der wunderte sich auch und sagte gleich, er wolle gehen und es ansehen.

Als der Zar dahin kam und es sah, ging er hinein, und die beiden, die da wohnten, seine Tochter und sein Schwiegersohn, empfingen ihn, wie es einem Zaren gebührt. Dann sagte der Schwiegersohn: „Lengo und Sawe und das Meer! Es sollen dem Zaren goldne Tische, goldnes Geschirr und kaiserliche Gerichte vorgesetzt werden." Und sogleich erfüllte sich sein Wunsch.

Die Zarentochter hatte sich bis dahin ihrem Vater noch nicht zu erkennen gegeben. Sie hatte ihn gleich, als er eintrat, erkannt, er sie aber nicht. Dann gab sie sich ihm zuerst kund, und er erkannte sie dann auch und fragte sie, wie sie zu einem solchen Palast gekommen sei und zu so schönen Geräten und Speisen und zu solchem Reichtum. Da erzählte sie ihm alles von Anfang bis zu Ende, was und wie es gewesen war. Da nahm der Zar seinen Schwiegersohn, den ehemaligen Holzsammler, und seine Tochter mit sich und setzte ihn auf den Thron.

6. Holzsammler, Katze, Schlange und Fisch, oder: Tu den Tieren Gutes, es wird dich nicht gereuen



Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen Sohn; den schickte sie jeden Tag aus, Holz zu sammeln und zu verkaufen. Auch spann sie jeden Tag eine Spindel voll und gab ihm das Garn zum Verkauf. Er verkaufte auch jedes Gebinde für einen Para, aber das Geld gab er nicht seiner Mutter, sondern tat Gutes damit.

Einmal, als der Bursche Holz holen ging, traf er einige Kinder, die einen kleinen Hund schlugen. Das Hündchen tat ihm leid, er kaufte es ihnen für einen Para ab und rettete es so vor den Schlägen. Das Hündchen zog nun mit ihm.

Ein andermal, als er wieder Holz holen ging, begegnete er anderen Kindern, die ein Kätzchen schlugen und es totschlagen wollten. Er hatte Mitleid mit dem Kätzchen und, wohl oder übel, gab den Kindern einen Para und rettete es so vor den Schlägen. Da zog auch das Kätzchen mit ihm, und von da an gingen Hund und Katze immer mit dem Holzverkäufer zusammen, wohin er auch ging.

Einmal aber, als er im Gebirge war und Holz sammelte, erblickte er eine brennende Buche, und auf der Buche zischte eine Schlange und rief um Hilfe. Der Bursche trat herzu, und die Schlange bat ihn, ihr zu helfen, sie aus dem Feuer zu retten. „Ich habe Angst, daß du mich beißt", antwortete er.

„Nein", sagte darauf die Schlange; „hab keine Angst, ich tu dir nichts Böses, sondern ich will dir geben, was du wünschest." Da streckte er eine Stange an die Buche, die Schlange wickelte sich um die Stange und rettete sich so aus dem Feuer. Darauf sagte sie zu ihm: „Jetzt bringe mich zu dem Drachen, dem Zaren der Schlangen; der wird dir einen Beutel mit Geld anbieten, du darfst ihn aber nicht nehmen,

sondern fordere von ihm den Ring, den er unter der Zunge trägt, und sowie er ihn dir gibt, stecke du ihn auch unter die Zunge und behalte ihn immer dort; mit dem Ringe wird dir dann alles zuteil, was du wünschest."

Der Holzsammler ging nun mit der Schlange zu dem Drachen, dem Schlangenzaren, und forderte den Ring von ihm, wie sie ihn gelehrt hatte. Der Zar gab ihm den Ring, er steckte ihn sich unter die Zunge und ging nach Hause.

Dort sagte er zu seiner Mutter: „Mutter, geh zum Zaren und verlange seine Tochter für mich." Die Mutter ging und tat so; aber der Zar jagte sie fort und sprach: „Mach, daß du fortkommst, soll ich meine Tochter einem Burschen geben, der Holz sammelt und verkauft? Laß deinem Sohn ein Schloß errichten wie meins, dann will ich sie ihm geben." Die Mutter ging nach Hause und erzählte ihrem Sohne, was der Zar geantwortet hatte. Da sagte der zu dem Ringe: „Ich wünsche mir ein Haus wie das Zarenschloß", und sogleich stand eins da wie das Zarenschloß. Da schickte er seine Mutter zum zweiten Mal zum Zaren, um dessen Tochter zu verlangen und ihm zu sagen, daß ihr Sohn ein Schloß errichtet habe wie seines, ob er sie ihm nun geben wolle oder nicht? Die Mutter tat, wie ihr Sohn es anbefohlen hatte; der Zar aber antwortete ihr: „Laß deinen Sohn die Straße, die meine Tochter ziehen soll, mit Gold pflastern, dann will ich sie ihm geben." Die Mutter ging wieder nach Hause und berichtete ihrem Sohne, was der Zar gesagt hatte: „Du sollst die Straße vom Tor des Zarenschlosses bis zu deinem, die seine Tochter ziehen soll, mit Gold pflastern, dann will er sie dir geben; so befiehlt der Zar." Der Bursche pflasterte nun mit Hilfe des Ringes den ganzen Weg vom Tore des Zaren bis zu seinem mit Gold und schickte wieder seine Mutter zum Zaren, ihm das zu berichten und die Tochter zu verlangen. Sie ging und sagte dem Zaren: „Erhabener Zar! du siehst, mein Sohn hat den ganzen Weg von deinem bis zu unserm Tor mit Gold gepflastert; wie nun, willst du ihm jetzt deine Tochter geben?" Der Zar ant-

wortete ihr: „Laß deinen Sohn einen Garten herrichten wie meinen, darin sollen die Nachtigallen singen und die Falken schreien wie im Mai; dann will ich sie ihm geben.“ Die Mutter ging nach Hause und berichtete ihrem Sohne die Antwort des Zaren. Der Bursche aber sprach zu dem Ringe: „Ich wünsche morgen, wenn ich aufstehe, einen Garten vorzufinden wie den des Zaren mit Nachtigallen und Falken“, und am nächsten Morgen war es nach seinem Wunsche geschehen. Die Mutter ging nun wieder zum Zaren und verlangte seine Tochter. Da antwortete der Zar: „Dein Sohn soll mit dem Hochzeitsgefolge kommen, alle auf weißen Pferden und in weißen Kleidern.“ Der Sohn tat so, zog zum Zaren, bekam dessen Tochter und ging mit seiner jungen Frau nach Hause.

Der Zar aber hatte einen Diener, einen Neger; der sagte eines Tages zu der jungen Frau: „Kannst du nicht herausbringen, mit was dein Mann alles ausführt, was er sich nur denkt?“ Sie antwortete ihm: „Er hat einen Ring, den er unter der Zunge hält, mit dem macht er die Sache.“ Der Neger sagte weiter: „Kannst du ihm den nicht auf irgendeine Weise wegnehmen und mir ihn geben? Er hat ja schon alles und braucht ihn nicht mehr.“ — „Ich kann ihn nicht wegnehmen, er hält ihn immer unter der Zunge fest.“ — „Mach deinen kleinen Finger im Wasser naß,“ riet der Neger, „stecke ihn dann in die Pfefferbüchse und fahre deinem Mann damit in die Nase, wenn er schläft; er wird dann niesen, der Ring wird ihm aus dem Munde und ins Bett fallen; dann nimm ihn und gib ihn mir.“ Die Frau tat so und gab dem Neger den Ring; der nahm ihn und legte ihn unter die Zunge.

Eines Tages sprach der Neger zu dem Ringe: „Ich wünsche, daß du mich ins Gebirge versetzest mit dem Schloß des Holzsammlers, daß das Schloß mein wird, und daß er wieder in seiner alten Hütte wohnt.“ Sofort geschah das. Am anderen Morgen wunderte sich der Bursche, des Zaren Schwiegersohn, wie es gekommen wäre, daß er sich wieder in einer ärmlichen Hütte befand, und sagte zu seiner Mutter:

„Mutter, ich will den Esel nehmen, den Hund und die Katze, will gehen und überall herumwandern, mein Schloß zu suchen.“ Wie er gesagt hatte, so tat er.
So wanderten sie dahin und kamen an einen Fluß mit starkem Strom. Am Ufer fand der Bursche einen Fisch, der rücklings auf dem Trocknen lag, ergriff ihn und warf ihn ins Wasser. Der Fisch dankte ihm für seine Güte und sagte zu ihm: „Für das Gute, das du mir getan hast, will ich dir auch alles Gute tun, was du wünschest; schneide mir eine Flosse ab, und wenn du irgend etwas von mir brauchst, brenne sie an, ich komme dir dann gleich zu Hilfe.“ Der Bursche schnitt dem Fisch eine Flosse ab und steckte sie ein.
Nach kurzer Wanderung erblickte er das Schloß. Da schickte er Hund und Katze aus, daß sie in das Schloß gehen, dem Neger den Ring wegnehmen und ihm bringen sollten. Sie gingen; die Katze stieg in die Stuben hinauf, der Hund blieb unten am Tor. Die Mäuse im Schlosse hielten gerade Hochzeit; als die Katze hereingetreten war, fing sie den Bräutigam; da sammelten sich alle Mäuse um die Katze und versprachen ihr alles, was sie nur haben wolle; nur solle sie ihnen den Bräutigam freilassen.
Die Katze willigte ein, den Bräutigam freizulassen, wenn die Mäuse dem Neger den Ring wegnähmen und ihn ihr brächten; sie gab ihnen auch an, wie sie ihn bekommen könnten: „Macht euch die Schwänze mit Wasser naß, dann pfeffert sie in der Pfefferbüchse ein, und wenn er schläft, steckt sie ihm in die Nase; dann wird er niesen, und der Ring wird ihm herausfallen. Ihr nehmt ihn und bringt ihn mir, dann gebe ich euch den Bräutigam.“ Die Mäuse taten das, brachten der Katze den Ring, die gab ihnen den Bräutigam frei und ging mit dem Ring davon. Der Hund wartete unten am Tore auf sie, und sie rief ihm zu: „Laß uns schnell laufen, ich habe den Ring“, und so machten sie sich fort. Als sie an den Donaufluß kamen, sagte die Katze zu dem Hunde: „Jetzt will ich auf dir reiten, damit wir über die Donau kommen.“ Der Hund duckte sich, sie stieg auf, und

so wollten sie über den Fluß schwimmen. Aber als sie in der Mitte waren, sagte der Hund zu der Katze: „Gib mir den Ring, ich will ihn tragen; wenn nicht, laß ich dich ins Wasser plumpsen." Die Katze nahm den Ring aus dem Maul, um ihn dem Hunde zu geben, aber als sie ihn hinreichte, fiel er in den Fluß. Was nun? Sie gingen weiter zu ihrem Herrn, dem Holzsammler, und die Katze erzählte ihm alles, wie es zugegangen war. Da fiel dem Burschen der Fisch ein; er brannte die Flosse an, die er eingesteckt hatte, und als der Fisch die Hitze merkte, eilte er sogleich zu ihm hin und fragte: „Wozu brauchst du mich? Ich bin da."

Der Bursche antwortete: „Mir ist ein Ring mitten im Flusse hineingefallen; kannst du mir ihn wieder herausholen?" — „Das kann ich," sagte der Fisch, „ich bringe ihn dir jetzt gleich." Sofort tauchte er auf den Grund des Flusses, fand den Ring und brachte ihn herbei. Der Bursche nahm ihn und ging seines Weges.

Als er nun den Ring hatte und nach Hause gekommen war, sprach er zu dem Ringe: „Ich wünsche zu sein, wie ich früher gewesen bin, das Schloß soll wieder meins sein, und der Neger und meine Frau sollen zusammen in einer Stube sein." Das geschah sogleich. Dann lud der Bursche seinen Schwiegervater, den Zaren, zum ersten Besuch nach der Hochzeit ein; der kam auch, aber solange er da saß, fragte er nicht nach seiner Tochter. Endlich stand er auf und ging durch das Schloß seines Schwiegersohnes. Der öffnete ihm auch die Tür der Stube, wo der Neger mit seiner Tochter schlief, und erzählte ihm alles, was die gemacht hatten. Als der Zar das sah und alles vernommen hatte, was sein Schwiegersohn ihm erzählte, zog er seinen Säbel und hieb dem Neger und seiner Tochter den Kopf ab, seinem Schwiegersohn aber sagte er: „Ich werde dir meine zweite Tochter zur Frau geben."

7. Drei Brüder

Es waren einmal drei Brüder; der jüngste von ihnen war ein sehr schönes Kind und sehr dem bösen Blick ausgesetzt. Damit ihm ein böser Blick nicht schade, zog ihm seine Mutter einen Rindsmagen über den Kopf, und so saß der Junge immer zu Hause am Herde mit dem Rindsmagen auf dem Kopfe; davon gaben sie ihm den Beinamen Grindskopf.
Sie hatten eine Scheune voll Heu, und ein wildes Pferd kam des Nachts daher und fraß ihnen das Heu auf. Die Brüder wunderten sich, was das für ein sonderbares Wesen sein könne, das ihnen das Heu auffrißt. Sie beschlossen daher, in der Scheune zu wachen und aufzupassen. Den ersten Abend ging der älteste Bruder wachen. Während der so in der Scheune saß, kam wirklich das wilde Pferd, fraß sich tüchtig satt und ging davon, ohne daß der Wächter ihm hatte etwas tun können. Am nächsten Abend kam die Reihe zu wachen an den zweiten Bruder, aber auch der blieb nicht wach; das wilde Pferd kam wieder, fraß sich satt am Heu und ging fort, ohne von dem Wächter etwas erlitten zu haben.
Nachdem die beiden Brüder nicht hatten wach bleiben können, bat sie am dritten Abend der jüngste, der Grindskopf, daß er an dem Abend wachen dürfte. Die aber lachten ihn nur aus und sagten: „Ach, du Grindskopf, wir haben nicht wach bleiben können, wie solltest du das können? Bleib du hier sitzen, du sitzest da schön am Herd in der Asche." Er bat sie aber immer mehr, doch wollten sie ihn nicht gehen lassen. Zuletzt ging er ohne ihre Erlaubnis zum Wachen, und die Brüder ließen ihn: mag er tun, was er will.
Der Grindskopf ging nun in die Scheune, wartete und wartete, und sieh da! kommt das wilde Pferd wieder, um Heu zu fressen. Sogleich stürzte er sich auf das Pferd, packte es und wollte es totschlagen. Aber das Pferd rief aus: „Ich

bitte dich, schlag mich nicht tot; ich will dir etwas geben und werde auch niemals wiederkommen." — „Was willst du mir geben?" fragte der Grindskopf. — „Ich will dir drei Haare geben," antwortete das Pferd, „ein weißes, ein rotes und ein schwarzes, und wenn du irgend in Not kommst, wirf eins von den Haaren in die Höhe, und was du wünschest, wird dir geschehen." Da ließ der Grindskopf das Pferd los; das gab ihm die drei Haare, und sie gingen ihres Weges. Als der Grindskopf nach Hause gekommen war, sagte er zu seinen Brüdern: „Seht ihr wohl, wie ich wach geblieben bin, und ihr wolltet mich nicht gehen lassen." — „Ach, du Grindskopf," antworteten sie, „wir konnten nicht wach bleiben, und du solltest das gekonnt haben?" — „Geht nur und seht, wie das ganze Heu noch da ist", erwiderte er. Sie gingen hin, und da sie sahen, daß von dem Heu nichts genommen war, wunderten sie sich und standen ganz starr. Der Grindskopf aber zog sich wieder den Rindsmagen über den Kopf und setzte sich an den Herd.

Da ereignete es sich, daß der Zar einige sehr tiefe und breite Gräben ziehen ließ und Herolde anstellte, die ausrufen mußten: „Wer ein Held aller Helden ist, der soll kommen und über die Gräben springen, dem will ich meine älteste Tochter geben." Da kamen alle Helden herbei und bemühten sich hinüberzuspringen, aber keiner konnte es. Auch die Brüder des Grindskopfes waren hingezogen, und er war ihnen heimlich nachgegangen, blieb verborgen an einer Stelle stehen, versteckte den Rindsmagen und warf das weiße Pferdehaar in die Luft. Sogleich kam vor ihm ein Schimmel heraus und ein weißer Anzug. Er zog die Kleider an, bestieg das Pferd und übersprang mit gewaltiger Kraft die tiefen und breiten Gräben. Die älteste Zarentochter, die das von einer Stelle mit angesehen hatte, warf ihm als Zeichen ihrer Billigung einen Apfel zu, und er fing ihn auf. Darauf ging er schnell an den früheren Platz, ließ Pferd und Kleider da und zog wieder den Rindsmagen über den Kopf. Pferd und Kleider verschwanden sogleich, er aber ging mit dem Apfel,

den er zu sich gesteckt hatte, nach Hause und setzte sich an den Herd, als ob er von allem, was geschehen war, nichts wüßte.
Nach einiger Zeit riefen die Herolde wieder aus: „Wer ein Held aller Helden ist, der soll kommen und über die Gräben springen, der Zar will ihm seine zweite Tochter geben.“ Da kamen große Helden herbei, einer stärker als der andere, um den Sprung zu versuchen; auch die Brüder des Grindskopfes kamen, gaben sich große Mühe, aber keiner konnte hinüberspringen. Auch diesmal ging der Grindskopf heimlich mit und blieb an dem früheren Orte stehen, verbarg den Rindsmagen und warf das rote Haar in die Luft. Sogleich stand ein Rotfuchs vor ihm und dabei ein roter Anzug. Der Grindskopf zog die roten Kleider an, bestieg den Fuchs und sprang mit gewaltiger Kraft über die Gräben. Die zweite Tochter des Zaren aber, die den Sprung mit angesehen hatte, warf ihm zum Zeichen einen Apfel zu, und er fing ihn auf und steckte ihn ein. Dann eilte er schnell wieder an den alten Platz, stieg vom Pferd, legte die roten Kleider ab und zog den Rindsmagen wieder über den Kopf; Pferd und Kleider verschwanden. Er ging nun schnell nach Hause und setzte sich an den Herd, als ob er von nichts wüßte. Bald darauf kamen auch seine Brüder und erzählten Vater und Mutter, was geschehen war und was sie gesehen hatten: „Sieh mal, Vater; es kam da ein Held auf einem Rotfuchs und ganz in Rot gekleidet; der sprang über die Gräben, und die Zarentochter, die zweite, warf ihm einen Apfel zu.“ Da fuhr auch der Grindskopf mit der Frage drein: „Was, Bruder, was?“ Die aber sagten zu ihm: „Ach, du Grindskopf, du bist nur gut, zu Hause zu sitzen am Herd in der Asche; was hast du zu fragen? Schweig du hier still!“
Nach einiger Zeit riefen die Herolde wieder aus: „Wer ein Held aller Helden ist, der soll kommen und über des Zaren Gräben springen, der Zar will ihm seine jüngste Tochter geben.“ Da versammelte sich eine Menge Helden, um den Sprung zu versuchen, aber keiner konnte über die Gräben

kommen. Auch die Brüder des Grindskopfs waren gekommen, aber nur um von ferne zuzusehen, denn den Sprung konnten sie durchaus nicht machen, wollten aber wenigstens sehen, wer hinüberkommen wird. Ihnen war auch ihr Bruder, der Grindskopf, heimlich gefolgt, blieb wieder an dem früheren Ort stehen und warf das schwarze Haar in die Luft. Sogleich erschien vor ihm ein Rappe und ein schwarzer Anzug. Er verbarg den Rindsmagen, zog die schwarzen Kleider an, bestieg den Rappen, sprengte mit gewaltiger Schnelligkeit fort und sprang über die Gräben, und die jüngste Zarentochter warf ihm einen Apfel zu. Den fing er auf, steckte ihn zu sich und kehrte schnell an den früheren Ort zurück. Dort stieg er ab, zog die schwarzen Kleider aus und zog den Rindsmagen wieder über den Kopf; Pferd und Kleidung verschwanden, er ging nach Hause und setzte sich an den Herd, als wüßte er von nichts. Als nun die Brüder zurückkamen, erzählten sie dem Vater: „Sieh mal, Vater, heute kam ein Held ganz in Schwarz und auf einem Rappen, der sprang über die Gräben, und die Zarentochter, die jüngste, warf ihm einen Apfel zu.“ Da kam auch der Grindskopf mit der Frage: „Was, Bruder, was?“ Die aber antworteten ihm nur: „Ach, du Grindskopf, bleib du nur am Herd in der Asche, zu anderem bist du nicht da.“
Kurze Zeit verging, da riefen die Herolde wieder aus: „Was der erste Held war, der soll zum Zaren kommen und sich die älteste Zarentochter nehmen.“ Da sagte der Grindskopf zu seinem ältesten Bruder: „Bruder, ich habe was gefunden, möchtest du, daß ich dir es gebe?“ — „Was, du Grindskopf,“ antwortete der, „du willst was gefunden haben? Wohin bist du aus dem Hause gegangen, daß du etwas finden konntest?“ — „Was geht dich das an?“ fuhr der Grindskopf fort, „kann ich dir nicht etwas geben, was ich gefunden habe?“ — „Na, da gib her, laß sehen, was du gefunden hast.“ — Darauf zog der Grindskopf den Apfel heraus, den ihm die älteste Zarentochter zugeworfen hatte, und gab ihn seinem Bruder. Der ging zum Zaren und bekam

die älteste Zarentochter zur Frau. Der Zar aber gab ihm zugleich mit der Tochter auch einen besonderen Palast.
Nach einiger Zeit riefen wieder die Herolde aus: „Was der zweite Held war, der über die Gräben sprang, der soll kommen und sich die zweite Zarentochter nehmen." Da sagte wieder der Grindskopf zu seinem zweiten Bruder: „Bruder, möchtest du, daß ich dir etwas gebe, was ich gefunden habe?" — „Na, du Grindskopf, kannst du etwas hier gefunden haben, in der Asche?" — „Was geht das dich an?" fuhr der Grindskopf fort, „kann ich dir nicht etwas geben?" — „Na, so gib, laß sehen, was du gefunden hast." — Da zog der Grindskopf den Apfel der zweiten Zarentochter heraus und gab ihn seinem Bruder. Der nahm ihn, ging zum Zaren und heiratete dessen zweite Tochter. Der Zar aber gab ihm mit der Tochter auch einen besonderen Palast.
Zuletzt, wieder nach einiger Zeit, riefen die Herolde aus: „Was der letzte Held war, der über die Gräben sprang, der soll kommen und sich die jüngste Zarentochter nehmen." Da ging der Grindskopf mit dem Rindsmagen auf dem Kopf und dem Apfel der jüngsten Zarentochter zum Zaren, um sich die versprochene Braut, die Zarentochter, zu holen. Als aber der Zar ihn in dem Zustande sah, mit dem Rindsmagen auf dem Kopfe, wollte er sie ihm nicht geben: „Soll ich meine Tochter einem Grindigen geben?" Die Tochter aber sagte zu ihrem Vater: „I, Vater! der war mir zugedacht, den will ich nehmen." — „Nein," fuhr der Zar fort, „das darf nicht geschehen." — „Der war mir vom Schicksal bestimmt," sagte sie weiter, „den wünsche ich mir, den will ich nehmen und will keinen andern." Da gab sich der Zar, ihr Vater, zufrieden und sagte: „Nun, wenn du ihn willst, nimm ihn dir."
So nahm sie ihn zum Manne, und der Zar gab ihnen auch eine kleine Stube zur Wohnung, am Pferdestall nahe bei den Pferden.
Bald darauf kam der Zar in Sorge, ein anderer Zar hatte ihm Krieg erklärt, daher ließ er die Herolde ausrufen:

„Wer dem Zaren im Kriege zu Hilfe kommt, dem wird er ein Geschenk geben, was er sich nur wünscht.“ Da zogen viele Helden zu Hilfe; auch hatte er die beiden älteren Schwiegersöhne aufgefordert, und sie gingen. An den jüngsten dachte er nicht einmal so weit, daß er überhaupt da war, und ließ ihn nicht einmal wissen, daß er mit jemand Krieg führte und in Not war.
„Na!“ sagte der Grindskopf zu seiner Frau, „dein Vater hat seine beiden andern Schwiegersöhne zum Krieg aufgerufen, mir hat er nicht einmal angezeigt, daß er Krieg führt und Not hat. Meinetwegen, aber wenn ich auch zu nichts anderm tauge, hätte er mich wenigstens zum Zusehen einladen können.“
Da ging die Frau zu ihrem Vater, weinte ihm etwas vor und sagte: „Vater, warum tust du das? Deine beiden andern Schwiegersöhne hast du zum Krieg aufgerufen, warum nicht auch den jüngsten? Und wenn du ihn schon dazu nicht aufrufst — er taugt ja auch nicht für den Krieg —, warum hast du es nicht so gemacht, daß du ihm irgendeinen elenden Gaul gibst, damit er wenigstens mitgehen und aus der Ferne zusehen kann.“ Da befahl der Zar seinen Dienern, ihm den alten Gaul zu geben. „Mag er denn auch gehen und zusehen, wenn er will.“

Der Grindskopf nahm den alten Gaul, stieg auf und zog mit dem Rindsmagen auf dem Kopfe fort. Als er so dahinzog, blieb der Gaul in einem Graben stecken, und er konnte nicht mit ihm herauskommen. Alle, die das sahen, lachten ihn aus; endlich aber kam er mit großer Mühe wieder aus dem Graben heraus. Darauf versteckte er irgendwo den Rindsmagen und warf das weiße Pferdehaar in die Luft. Sogleich, hast du nicht gesehen, erschien vor ihm ein Schimmel und ein weißer Anzug; er zog die weißen Kleider an, bestieg den Schimmel und machte sich auf, das Heer, das weitergezogen war, einzuholen. Er holte es auch ein und sprengte vor dem ganzen Heere so mächtig einher, daß keiner ihn aufhalten konnte. Sie schlugen sich nun mit dem Feinde

herum, besiegten ihn und kehrten am Abend zurück; auch der Zar kam zurück. Am nächsten Morgen kamen zum Zaren alle seine Großen, ihn zu dem Siege zu beglückwünschen, darunter auch der Held mit dem Schimmel, der Sieger. Sie stiegen hinauf, und alle standen stramm vor ihm; dann setzten sie ihn an den obersten Platz, ganz oben. Als sie nun tüchtig getrunken hatten, wie es damals Sitte war, sagte der Zar zu ihm:

„Nun, was wünschest du dir von mir? Wünsche, was du magst, ohne Scheu." Er aber antwortete: „Nichts wünsche ich, erhabener Zar." — „Wieso nichts? Ich habe doch gelobt, dem Sieger alles zu geben, was er nur wünscht." Der Held wiederholte: „Ich wünsche nichts, erhabener Zar, als nur das Becken, das du zum Waschen brauchst, nur das gib mir." — „Das Waschbecken", antwortete der Zar, „kannst du leicht haben, aber wünsche dir noch etwas." — „Nichts anderes wünsche ich", sagte der Held noch einmal, „als das Becken." Da gab man ihm das Waschbecken, und er ging damit nach Hause; das Pferd aber und die weißen Kleider verschwanden, und er zog wieder den Rindsmagen über den Kopf, das Waschbecken aber hängte er in der Stube an die Wand.

Zum Glückwünschen kamen ja auch des Zaren Töchter, so auch die jüngste, die Frau des Grindskopfs. Die fragte ihren Vater: „Vater, was für ein Geschenk hast du dem Helden gegeben, der in dem Kriege gesiegt hat?" — Der Vater antwortete: „Er wollte nichts, meine Tochter, als nur mein Waschbecken, und das habe ich ihm gegeben." — „Was," sagte sie, „wie kannst du ihm das Waschbecken gegeben haben? Das ist ja da bei uns im Hause, hängt an der Wand in unsrer Stube." — „Nein," erwiderte der Zar, „wie kann das sein? Mein Waschbecken ist Gott weiß wo; der Held war nicht von hier; er nahm das Waschbecken und ging damit fort." — „Nein, Vater, das Waschbecken ist bei uns zu Hause." — „So geh und hole es, daß ich es sehe." — Die Tochter eilte nun nach Hause, um das Waschbecken zu holen

und es ihrem Vater zu bringen, daß er es sehe und ihr glaube; aber ihr Mann ließ es nicht zu, sondern sagte: „Laß das Waschbecken hier; mir ist es recht da, wo es ist."
Bald darauf wurde dem Zaren wieder Krieg erklärt; die Herolde riefen überall aus: „Wer ein tüchtiger Held ist, der soll dem Zaren zu Hilfe kommen, er will ihm zum Geschenk geben alles, was er nur wünschen mag." Da kamen viele Helden; der Zar hatte auch seine beiden älteren Schwiegersöhne aufgerufen, und die waren gekommen. Dem jüngsten aber, dem Grindskopf, gab man wieder den alten Gaul, er solle auch gehen, aber nur, um aus der Ferne zuzusehen. Da sagte er zu seiner Frau: „Was soll ich mit dem Gaul? Besser, ich gehe zu Fuß und sehe so von ferne zu." Darauf ging er zu Fuß an den früheren Ort, versteckte dort den Rindsmagen und warf das rote Haar in die Luft; sogleich kam vor ihm ein Rotfuchs heraus und ein roter Anzug. Den zog er an, bestieg das Pferd, sprengte fort, dem Heer voran und schlug sich heldenhaft. Sie kämpften lange mit dem Feinde, aber durch den Heldenmut des Grindskopfes gewann das Heer des Zaren den Sieg. Als sie heimgekehrt waren, kamen alle Großen zum Zaren, ihm zu dem Siege Glück zu wünschen, darunter auch der sieghafte Held. Der Zar aber fragte ihn: „Was wünschest du dir von mir? Wünsche, was du willst, ich gebe es dir, denn ich habe es gelobt, und du hast meine Ehre gerettet." Aber der Held antwortete: „Nichts anderes wünsche ich von dir, erhabener Zar, als nur das Tuch, mit dem du dir das Gesicht nach dem Waschen abtrocknest." Der Zar gab es ihm, und er ging damit nach Hause; auch die anderen gingen fort, er ging aber zuerst an den Ort, wo er den Rindsmagen gelassen hatte; dort tat er wie früher, setzte den Rindsmagen auf und machte sich wieder zum Grindskopf; Pferd und Kleider verschwanden. Zu Hause angekommen, hängte er auch das Tuch an die Wand wie früher das Waschbecken.
Als nun die Schwestern gingen, ihrem Vater Glück zu wünschen, zu dem Siege, ging auch die Frau des Grindskopfes,

und als sie ihren Glückwunsch angebracht hatte, fragte sie den Vater: was er dem Sieger für ein Geschenk gemacht habe. „Er wollte nichts", antwortete der Vater, „als nur das Tuch, womit ich mir das Gesicht abtrockne, und das habe ich ihm gegeben." — „Wie, das Tuch?" fragte sie weiter, „dein Tuch ist ja da bei uns zu Hause, hängt in der Stube an der Wand." Der Zar wollte das nicht glauben: „Wie kann es bei euch im Hause sein?" — „Ja wohl, es ist bei mir im Hause", wiederholte sie. — „So geh und hole es, daß ich es sehe." — Da ging sie, das Tuch des Zaren zu holen, aber ihr Mann ließ es nicht zu, sondern sagte: „Laß es da, mir ist es recht, wo es ist."

Bald darauf wurde dem Zaren zum drittenmal Krieg erklärt; die Herolde riefen überall aus und forderten die Helden auf, dem Zaren im Kriege zu Hilfe zu kommen; der Zar würde dem Sieger alles geben, was er nur wünschen möge. Da kamen alle großen auserwählten Helden, auch die beiden älteren Schwiegersöhne des Zaren kamen, und zuletzt der jüngste, der Grindskopf. Wie früher, versteckte er den Rindsmagen und warf das schwarze Haar in die Luft. Sogleich erschien ein Rappe und schwarze Kleider. Die zog er an, bestieg das Pferd, sprengte fort und kam dem ganzen Heere des Zaren voran, schlug sich heldenhaft und siegte zum drittenmal.

Als so der Krieg zu Ende war, kamen wieder die Großen zum Zaren, ihm Glück zu wünschen, dabei auch der Held, der Sieger, und wieder fragte ihn der Zar, was er ihm für ein Geschenk geben solle für den Heldenmut, mit dem er das feindliche Heer vernichtet hatte. Der Held aber antwortete: „Ich wünsche nichts, erhabener Zar, als daß du mir sagst, wer ich bin"; dann sagte er aber selbst: „Ich bin dein jüngster Schwiegersohn, dem du deine jüngste Tochter nicht geben wolltest und den du in einer Stube dicht bei den Pferden wohnen ließest."

Von da an ehrte ihn der Zar mehr als die beiden andern Schwiegersöhne und machte ihn zum ersten von allen seinen Leuten.

So wurde der verachtete Grindskopf der erste von allen und kam mehr zu Würden und Ehren als alle.

8. Kaiser Konstantins Schatz, oder: Das Auge des Menschen ist unersättlich

Es waren einmal ein Vater und ein Sohn; die hatten einen Acker mit Weizen besät; da kamen Sperlinge geflogen und pickten den Samen weg. Der Vater schickte den Sohn auf den Acker, um ihn vor den Sperlingen zu hüten. Der Sohn ging auch einige Tage nach der Reihe dahin und paßte auf, aber zuletzt wollte er nicht mehr gehen. Der Vater versuchte mit aller Gewalt, ihn anzutreiben, daß er ginge, aber er ging nicht. Endlich gerieten Vater und Sohn in Streit und Schlägerei, der Sohn nahm einen Stein und verwundete seinen Vater am Kopf. Der ging und klagte vor Gericht. Der Richter ließ den Sohn rufen und fragte ihn, warum er seinen Vater verwundet habe. Der antwortete: „Weil er mich auf den Acker schickte, um ihn gegen die Sperlinge zu hüten. Ich bin auch ein-, zweimal gegangen und habe aufgepaßt; aber da ich einmal den großen Sperling seinen Sperlingsjungen sagen hörte: pickt nur die Körner, die nicht aufgehen, bin ich den nächsten Tag, als mich der Vater wieder schicken wollte, nicht gegangen; deswegen prügelte mich der Vater, und ich habe ihn am Kopf verwundet."

Da sagten der Richter und der Zar zu ihm: „Na! wenn du verstehst, was die Sperlinge reden, dann mußt du auch wissen, wo der Schatz des Kaisers Konstantin ist". Er antwortete, er wisse nichts anderes, als was er ihnen gesagt habe, und schwur darauf; sie glaubten ihm aber nicht, setzten ihm weiter zu, und endlich gab er nach und sagte ja.

Darauf bat er sie um drei Tage Bedenkzeit; die gewährten sie ihm; nach den drei Tagen ließen sie ihn wieder rufen, und er sagte dann zu dem Zaren: „Bringt mir fünfhundert

Pferde, tausend Kühe und dreihundert Schafe, häutet sie ab und bringt sie an den und den Ort im Gebirge." Der Zar befahl sogleich, daß ihm dieser Wunsch erfüllt werde, und das geschah ohne Zögern. Dann forderte er noch, daß man an denselben Ort auch andere Nahrungsmittel bringen sollte und ein Schutzdach zur Wohnung für ihn auf sechs Wochen, denn er wollte so lange dort leben und aufpassen. Er saß nun dort einige Zeit Tag und Nacht, und allerlei Tiere kamen und fraßen von dem Pferde-, Kuh- und Schaffleisch; er aber saß verborgen und hörte zu, was die Tiere miteinander sprachen. Sie fraßen so lange, bis alles Fleisch aufgefressen war und nur noch Knochen übrig waren. Bis zum letzten Abend vor Ende der sechs Wochen hatte er nichts erfahren. Aber am nächsten Morgen früh kamen die Königsadler, pickten an den Knochen herum und sprachen untereinander; dabei fragten sie, wer von den dreien der älteste wäre und sich an eine alte Begebenheit erinnern könnte. Der älteste Adler sagte: „Ich kann mich erinnern, als ich ein kleines Kind war, fiel einmal Schnee bis an den Gürtel." — „Und ich", sagte der zweite, „kann mich erinnern, wie zu meiner Zeit eine große Hungersnot war und viele Menschen Hungers starben." — „Und ich", sagte der dritte, „kann mich erinnern, zu meiner Zeit, als ich ein Kind war, wurde der Schatz des Kaisers Konstantin vergraben." — „Also bist du der älteste von allen", antworteten ihm die beiden andern Adler. — „Da, unter der Steinplatte dort," fuhr der dritte fort, „sind dreihundert Lasten Gold vergraben." Der verborgene Mann hörte das Gespräch der Adler und verhielt sich ganz still.

Am nächsten Morgen kamen die Leute des Zaren, ihn zu rufen: „Komm, der Zar läßt dich rufen." Darauf antwortete er: „Sagt dem Zaren, er soll dreihundert Maultiere und sechshundert Säcke schicken." Die Boten kehrten zum Zaren zurück und richteten ihm aus, was ihnen der Mann befohlen hatte. Der Zar befahl sogleich, ihm die gewünschten Maultiere und Säcke zu schicken, und es sollten viele von

seinen Leuten mitgehen, ihm zu helfen. Als die Leute bei dem Manne angekommen waren, sagte er zu ihnen: „Hebt die Platte da auf.“ Das taten sie und was sahen sie? Einen Brunnen voll Gold. Sie schöpften und schöpften und füllten genau sechshundert Säcke voll, luden sie auf die Maultiere und brachten sie dem Zaren, aber so heimlich, daß es niemand anders erfuhr außer den vom Zaren gesandten Leuten; dem aber, der das Gold gefunden hatte, gaben sie nicht einen roten Heller, ja kümmerten sich weiter nicht um ihn. Der Arme wartete und wartete, daß der Zar ihn rufen und ihm etwas geben sollte, aber sein Warten war ganz vergebens, der Zar hatte ihn schon ganz vergessen. Zuletzt, als ihm das Warten zu lange wurde, schickte er seinen Vater zum Zaren, um wenigstens eine Mütze voll Gold von ihm zu verlangen. Der Vater ging also zu dem Zaren und sagte: „Erhabener Zar, mein Sohn schickt mich, du möchtest ihm eine Mütze voll Gold geben.“ — „Was für ein Sohn?“ fragte der Zar. — „Na der, der dir den Schatz gefunden hat“, antwortete der Vater. Der Zar aber rief: „Mach, daß du von hier fortkommst! Was für ein Schatz? Wer hat einen Schatz gefunden?“ Der Zar hatte nämlich Angst, es könnte einer erfahren; ein anderer Zar, der damals lebte, größer und stärker als er, könnte davon hören. Am anderen Tage schickte der Sohn wieder seinen Vater zum Zaren, eine Mütze voll Gold zu fordern; da aber hielten ihn die Leute des Zaren auf seinen Befehl an und schlugen ihm den Kopf ab.
Als der Sohn hörte, daß man seinen Vater getötet hatte, ging er selbst zum Zaren und sagte zu ihm: „Erhabener Zar, der und der Zar“ (nämlich der, vor dem er Angst hatte), „läßt dich vielmals grüßen, du solltest mir meinen Vater wiedergeben, aber er will ihn lebend und gesund; oder aber, wenn du willst, töte auch mich; nur glaube nicht, daß es so geht wie bei meinem Vater; ich bin von einem größern Zaren gesandt. Also merke dir, daß ich meinen Vater lebendig wieder haben will.“ Da standen der Zar und seine Leute in Bedenken, was sie nun machen sollten: der Mann, der

Vater, ist tot, und sein Sohn will ihn lebendig haben; endlich sagten sie zu ihm: „Warte, wir wollen sehen, was das Gesetz sagt; der Mann ist tot und kann nicht wieder lebendig werden." Im Gesetz fanden sie geschrieben: soviel der Kopf des getöteten Mannes wiegt, so viel Gold soll dem Sohne, der klagt, gegeben werden. Damit gab der sich zufrieden.
Gut, sie legten nun den Kopf in eine Wagschale und in die andre, sagen wir, ein Kilo Gold. Aber die Schale mit dem Kopf kam nicht in die Höhe; sie verdoppelten und verdreifachten das Gold, aber die Schale wollte nicht hoch kommen, der Kopf war schwerer. Da legten sie fünfzigmal, hundertmal, tausendmal soviel Gold darauf, aber die Schale mit dem Kopf stieg nicht in die Höhe. Alle wunderten sich, was das zu bedeuten habe. Sie legten nun das ganze gefundene Gold, die dreihundert Lasten dazu, aber die Schale mit dem Kopf blieb stehen. Wieder wunderten sich alle, was aus dieser so sonderbaren Sache werden sollte. Es kamen nun gelehrte und belesene, weise und kluge Leute zusammen, um herauszufinden, warum die Wagschale mit dem Kopfe nicht aufsteige; aber sie konnten es nicht herausbringen.
Da sagte der selbst, der den Schatz gefunden hatte und seinen Vater lebendig wieder haben wollte, zu ihnen: „Ich will euch zeigen, weshalb der Kopf nicht hoch kommt." Einstimmig riefen alle: „Wenn du auch das noch triffst, dann wollen wir dich von jetzt an zum Zaren haben"; und auch der Zar selbst sagte: „Ich steige von jetzt an vom Throne, und du sollst dich darauf setzen, wenn du es triffst." Der Mann aber sagte: „Bringt mir ein Tuch!" Als sie es ihm gebracht hatten, verband er dem Totenkopf die Augen damit und sagte zu ihnen: „Wägt jetzt!" Sie legten ihn nun auf die Wagschale ,und zwei Kilo reichten aus. — „Wie kommt es," fragten sie, „daß der Kopf sich gegen zwei Kilo hebt?" — „Das kommt daher," antwortete der Mann, „daß er mit offenen Augen sich niemals heben kann, denn solange das Auge sieht, könnt ihr alle Lasten Gold darauf legen, es wird sich nicht heben. So ist es auch mit dir, erhabener Zar, so

viele Kasten Gold habe ich dir gegeben, von mir hast du sie bekommen, aber du hast immer noch nicht genug davon, und mir hast du nicht einen roten Heller abgegeben; du willst aber immer noch mehr. So konnte auch die Wagschale mit meines Vaters Kopf, solange er die Augen offen hatte, sich nicht heben; erst zuletzt, als wir sie verbunden hatten, hob die Schale sich gegen nur zwei Kilo. So ist das Auge des Menschen gierig und unersättlich".

9. Die Taten des Zarensohnes und seiner beiden Gefährten

Es waren einmal ein Zar und eine Zarin; die hatten zehn Jahre lang keine Kinder, und die Zarin fing jedesmal an zu weinen, wenn sie Kinder sah. Einmal sah sie einen Mann, der hatte sieben Kinder und ging betteln, um die Kinder zu ernähren. Einmal kam er auch an die Tür der Zarin; die war wieder betrübt, daß sie kein Kind hatte, und gab ihm Geld und Brot. Da ging einmal gerade ein alter Mann mit weißem Bart vorüber und sah, wie die Zarin weinte, als sie die Kinder des Bettlers sah. Der Alte fragte sie: „Warum weinst du?" Sie antwortete ihm: „Dem da, der sie nicht ernähren kann, hat Gott Kinder gegeben, und mir, die sie nähren und kleiden kann, gibt er keine." Darauf sagte der Alte: „Wenn du mich zum Gevatter nimmst, will ich dir ein Kind geben." — „Warum nicht? Ich will dich zum Gevatter nehmen." Der Alte gab ihr darauf einen Apfel und sagte: „Eine Hälfte iß du, und die andere gib dem Zaren." Die Zarin nahm den Apfel, gab die eine Hälfte dem Zaren, die andere aß sie selbst. Nach neun Monaten bekam sie ein Kind, einen Jungen; bei seiner Geburt schoß man mit Kanonen. Bis zum zehnten Jahr hatten sie ihm noch keinen Namen gegeben und schickten ihn so ohne Namen in die Schule. Der Junge aber, traf er auf dem

Schulwege einen Menschen, schlug er ihn nieder, und die Rinder, die auf die Weide getrieben wurden, packte er am Schwanze und schleuderte sie zur Seite. Da klagten die Hirten beim Zaren: „Willst du uns schützen, oder willst du unser Vieh schlagen lassen?" Als der Junge aus der Schule kam, sagte der Zar zu ihm: „Was schlägst du das Vieh? Die Leute sind hierher gekommen dich zu verklagen." Darauf antwortete der Junge: „Ich mag hier nicht bleiben, ich will fort. Wenns dir recht ist, gib mir ein Pferd und Geld, ich mag nicht hier bleiben, ich will fort und mich mit irgendeinem Ringkämpfer messen." Der Zar aber sagte: „Sprich nicht davon, daß du fort willst, und schlag kein Vieh mehr tot"; damit ließ er ihn wieder in die Schule gehen. Die Schulkinder aber riefen ihm nach: „Namenlos, Namenlos", weil er keinen Namen hatte. Als sie dann aus der Schule kamen, ging der Junge zu seiner Mutter und sagte: „Ich habe keinen Namen; ich will fort von hier." Die Mutter antwortete: „Wenn du gerne einen Namen willst, so wollen wir dir einen geben", und sagte zum Zaren: „Das Kind will einen Namen haben. Den Apfel, den du gegessen hast, hat mir ein Alter gegeben und mir gesagt: wenn du mich zum Gevatter nimmst, schenke ich dir ein Kind." Darauf sagte der Zar: „Mag sein, aber wo sollen wir ihn finden?" — „Er geht jeden Tag an unserm Hause vorbei?" — Darauf sagte der Zar: „Halt ihn an, wenn er vorbeikommt." Am Abend schoß man mit Kanonen, da der Zarensohn einen Namen bekommen sollte, und der Zar hatte Gäste dazu eingeladen. Die Zarin aber hielt den Alten an, und am nächsten Morgen waren alle Zimmer voll Leute, auch der Alte war dort und sagte zum Zaren: „Mach ein Zimmer ganz leer!" Das geschah, der Alte ging in das Zimmer und sagte: „Bringt mir das Kind, wie es die Mutter geboren hat." Da brachten sie ihm das Kind ganz nackt, er aber kleidete es in goldne Gewänder, stach ihm ein spitzes Messer ins rechte Bein und gab ihm den Namen „Messerprinz". Als die Leute ihn so in Gold gekleidet sahen, ge-

rieten sie ganz außer sich, und der Alte selbst auch; der aber ging davon.
Der Zar schickte nun seinen Sohn wieder in die Schule; der aber prügelte sich mit den Kindern; sie klagten es dem Zaren, und er verbot es ihm. Aber es war einmal von Gott so in den Jungen gelegt, er konnte es nicht aushalten und sagte zu seinem Vater: „Ich kann hier nicht stillsitzen, gebt mir ein Pferd und einen Quersack voll Geld, ich will fort." Da gab ihm der Zar, was er wünschte. Der Junge zog fort und kam an ein Gebirge. Da begegnete ihm einer, der vom Gebirge herabkam und, während er so ging, mit dem Fuß ausholte und die Buchen umstürzte. Messerprinz sagte zu ihm: „Wer bist du?" — „Ich bin ein Mensch, und du?" — „Ich bin auch ein Mensch; und du, wohin gehst du?" — Der antwortete: „Ich gehe zu einem Zarensohn, der Messerprinz heißt, und will mit ihm ringen." Messerprinz sagte darauf: „Komm, versuch es erst einmal mit mir!" Der andre sagte ja, und sie rangen drei Tage und drei Nächte, aber keiner kam zu Fall. Da sagte Messerprinz: „Komm, laß uns Brüderschaft machen!" Der andere war einverstanden, und Messerprinz fragte ihn: „Was für eine Heldenkraft hast du?" Der antwortete: „Ich weiß alles, was es auf der Welt gibt; und was hast du für eine?" — „Ich habe im rechten Bein ein Messer; wenn mir das ein andrer herauszieht, muß ich sterben; wenn ich es aber selbst herausziehe, sterbe ich nicht; wenn ich das Messer schleudere, kann mir nichts widerstehen." Da schlossen die beiden Brüderschaft.
Sie gingen nun weiter und kamen wieder an einen Berg; da sahen sie einen herabkommen und fragten ihn: „Was bist du?" — „Ich bin ein Mensch," antwortete der, „und was seid ihr?" — „Wir sind auch Menschen. Und du, wohin gehst du?" — Der sagte: „Ich gehe und will mit Messerprinz ringen." — „Komm, versuch es erst einmal mit mir!" Da rangen sie drei Tage und drei Nächte, und keiner kam zu Fall. Darauf sagte Messerprinz zu ihm: „Komm, laß uns

drei Brüderschaft schließen!“ Der war einverstanden, und Messerprinz fragte ihn: „Was für eine Heldenkraft hast du?“ Er antwortete: „Ich kann mitten durchs Meer einen Weg bahnen; und was für eine hast du?“ — „Ich habe im rechten Bein ein Messer; zieht mir das ein andrer heraus, so muß ich sterben; wenn ich es aber selbst herausziehe, sterbe ich nicht, und wenn ich es schleudere, kann nichts mir widerstehen.“ Da schlossen die drei Brüderschaft.

Der eine, der alles auf der Welt wußte, sagte zu dem Prinzen: „An dem und dem Ort ist ein Feuer; darüber versuchen Helden zu springen, aber keiner kommt hinüber; wer hinüberspringt, der bekommt des Zaren Tochter.“ Messerprinz antwortete: „Kommt, laß uns dahin gehen!“ Dort fragte er die Springer: „Ist es auch uns erlaubt, zu springen?“ Sie antworteten: „Ja wohl, warum nicht? Wer kann, darf springen.“ Da sprang Messerprinz über das Feuer, und sie gaben ihm die Zarentochter. Er aber sagte: „Sie soll mir eine Schwester sein in dieser und in jener Welt; wenn ihr mir sie für meinen älteren Bruder da geben wollt, will ich sie nehmen; sonst mag sie hier bleiben.“ Man gab sie ihm, Messerprinz aber richtete diesem seinem Bruder ein Haus zur Wohnung ein, gab ihm eins von seinen Haaren und sagte: „Wenn Blut aus diesem Haar fließt, wisse, daß ich tot bin.“

Darauf gingen er und der jüngere Bruder weiter und sahen an einer Stelle, wie Leute versuchten, über einen Fluß zu springen; und wer hinüberkäme, der solle die Tochter des Zaren bekommen. Da nahm Messerprinz einen Esel, lud ihn auf die Schulter und sprang über den Fluß. Sie wollten ihm nun die Zarentochter geben; er aber sagte: „Sie soll mir eine Schwester sein in dieser und jener Welt; wenn ihr sie mir für meinen Bruder geben wollt, will ich sie nehmen.“ Das taten sie; er richtete diesem Bruder ein Wohnhaus ein wie dem andern, gab ihm auch ein Haar und zog weiter.

An einer Stelle teilte sich der Weg; dort war ein Stein mit einer Inschrift. Messerprinz las sie: „Wer diesen Weg geht,

kehrt zurück, wer den da, kehrt nicht zurück." Da sagte er: „Ah! Daran wird man erkennen, daß ich ein tapfrer Held bin; ich will den Weg gehen, wo man nicht zurückkommt." Das tat er, und unterwegs traf er auf drei Lamien, schleuderte seine Keule und erschlug sie alle drei. Beim Weitergehen traf er noch weitere sechs; da dachte er: „Wenn ich mit der Keule werfe, treffe ich sie vielleicht nicht; ich will lieber mit dem Messer werfen." Aber dann meinte er doch: „Nein, ich will nicht mit dem Messer werfen, sondern lieber mit der Keule." Das tat er und erschlug alle sechs. Als er weiter ging, traf er wieder eine Lamia. Die war so hoch wie drei Minarete zusammen; da sprach er bei sich: „Werfe ich so, daß ich ihre Füße treffe, so fällt sie auf mich und erschlägt mich"; darum warf er so, daß er sie am Kopfe traf; sie fiel, und er ging hin und machte ihr mit dem Messer den Garaus. An demselben Ort war ein Palast mit fünfzig Stuben; darin befand sich ein Mädchen; er stieg zu den Stuben hinauf, fand neunundvierzig offen und eins verschlossen; an dieses stieß er mit dem Fuße und öffnete es; darin fand er das Mädchen. Sie war zugedeckt; er deckte sie auf und sagte: „Steh auf!" Sie aber rief: „Lauf fort, die Lamia wird dich auffressen." Er erwiderte: „Ich habe die Lamia erschlagen." — „Nein, wie sollst du die Lamia erschlagen können?" — „Steh auf, dann kannst du's sehen!" Und als sie dahin gingen, sah sie, daß die Lamia wirklich erschlagen war.

Da kamen drei Schiffe, das Mädchen zu holen. Als Messerprinz die sah, sprach er zu dem Mädchen: „Gib acht, ich will machen, daß die Schiffe kentern." Das Mädchen aber sagte: „Lauf weg! die Schiffsleute werden dich erschlagen." Er hörte aber nicht darauf und machte zwei Schiffe kentern; das eine entkam. Da gingen die Schiffsleute zum Zaren und sprachen: „Die Lamien waren nicht mehr dort, aber ein junger Mann ließ uns nicht heran." Als das ein altes Weib hörte, die da war, sagte sie: „Wenn es sich nur um einen jungen Mann handelt, will ich ihn schon überlisten. Legt

mich in eine Kiste und bringt mich zu dem Palast. Wenn ich da bin und ihn überlistet habe, stecke ich ein Handtuch als Fahne auf; lauft ihr dann dahin." Das taten sie; der junge Mann aber und das Mädchen, die gerade am Strande spazierten, sahen die Kiste, und er sagte: „Gib acht, sieh, wie ich die Kiste da fortschleudere." Sie antwortete: „Laß sein, tu es nicht; es sind vielleicht Schüsseln darin, wir wollen uns doch Essen herrichten." Da nahmen sie die Kiste und öffneten sie, und was sahen sie? Darin steckt eine Alte, und das Mädchen meinte: „Wir wollen sie mit nach Hause nehmen, sie soll unsere Dienerin sein." Er sagte aber: „Nein, ich will sie fortschleudern." Doch das Mädchen blieb bei ihrer Meinung, der Mann gab ihr nach, und sie nahmen die Alte mit sich. Da sagte die Alte zu dem Mädchen: „Was für eine Heldenkraft hat dein Mann?" Die antwortete: „Ich weiß nicht." — Darauf sagte die Alte weiter: „O! wenn du das noch nicht weißt, so liebt dich dein Mann nicht." Darauf ging das Mädchen und fragte ihn: „Was für eine Heldenkraft hast du?" Er antwortete: „Ich habe ein Messer im rechten Bein stecken; wenn mir das ein anderer herauszieht, muß ich sterben; aber wenn ich es selbst herausziehe, sterbe ich nicht." Das erzählte sie der Alten; eines Abends aber tat diese so, als schüttle sie das Fieber, und sie klagte es dem Mädchen. Die sagte darauf zu ihrem Manne: „Wir wollen sie doch zu uns in die Stube nehmen, damit sie nicht einsam stirbt." Er antwortete: „Nein, sie liegt nicht im Sterben, meine Liebe." Das Mädchen aber blieb dabei: „Wir wollen es doch tun; es wäre sonst Sünde." Da nahmen sie die Alte zu sich; die aber zog dem Manne, als er eingeschlafen war, das Messer aus dem rechten Bein, und er starb. Darauf ging die Alte und steckte ein Tuch als Fahne auf, und die Schiffsleute kamen und nahmen das Mädchen mit. Die bat sie: „Wartet noch, laßt mich ihn zudecken und die Stube abschließen!" Das erlaubten sie ihr, und dann nahmen sie sie mit.

Nun floß Blut aus den Haaren, die er den beiden Brüdern

zurückgelassen hatte, und sie machten sich auf, ihn zu suchen, sahen den Stein und lasen darauf die Inschrift: „Geht einer diesen Weg, kommt er nicht zurück; geht er den da, kommt er zurück.“ Da sagten sie: „Den Weg, wo man nicht zurückkommt, ist er gegangen.“ Auf dem weiteren Wege fanden sie erst die drei erschlagenen Lamien, dann die sechs und zuletzt die riesenhafte, und sahen also, daß Messerprinz nicht von ihnen aufgefressen war. Als sie dann in den Palast kamen, fanden sie neunundvierzig Zimmer offen, eins geschlossen. Das öffneten sie und fanden ihn dort. Da sagte der eine, der alles auf der Welt wußte, zu dem andern, der einen Weg durchs Meer bahnen konnte, er solle das tun; er wußte nämlich, daß die Alte das Messer ins Meer geworfen hatte. Der andre tat das, sie fanden das Messer, kehrten zurück und steckten Messerprinz es wieder ins Bein. Da wachte der auf und sprach: „Ach, was habe ich geschlafen! Aber wo kommt ihr her? Was habt ihr mit dem Mädchen gemacht?“ Sie antworteten: „Wir sollen etwas mit dem Mädchen gemacht haben? Wo ist die?“ Der aber, der alles wußte, wußte auch, daß der Zar das Mädchen fortgeholt hatte, und Messerprinz befahl dem andern, einen Weg durchs Meer zu bahnen. Von dem Palast bis zu dem Zaren waren es neun Tagereisen. Sechs Tagereisen hatten sie schon auf dem Meereswege zurückgelegt, es blieben bis zu dem Zarenschlosse noch drei. Das Mädchen hatte aber zu dem Zaren gesagt: „Ich heirate dich nicht, ehe neun Tage um sind; so lange laß mich ihn betrauern.“ Messerprinz fragte nun seinen Genossen: „Wieviel Tagereisen sind es noch bis zu dem Schlosse“, und als er erfuhr, noch drei, sagte er: „Mach jetzt schnell!“ Das tat der, und sie kamen bis an das Schloß. Da sah Messerprinz das Mädchen am Fenster des Zaren sitzen, sprang ans Land und ging zu dem Fenster. Als die Alte, die am Tisch des Zaren gesessen hatte, ihn sah, fiel sie unter den Tisch, der Zar aber ging gerade im Hause herum. Da ergriff Messerprinz die Alte und hieb sie in Stücke; dann machte er sich auf, auch den Zaren in Stücke

zu hauen; der aber bat ihn: „Ich will dir neun Kasten Geld geben, töte mich nicht." So geschah es, Messerprinz nahm das Geld und das Mädchen, drei Kasten gab er dem ältesten Bruder, drei dem jüngern, drei behielt er für sich, und dann ging jeder hin, wo er zu Hause war.

10. Der Zarensohn und die dankbaren Tiere

Es war einmal ein Zar, der entließ, ich weiß nicht warum, seine Frau und nahm eine andre. Die erste aber war schwanger, als er sie entließ, und er gab ihr eine große Stadt, über die sie herrschen sollte, und befahl ihr: wenn sie ein Mädchen zur Welt brächte, solle das bei ihr bleiben, wenn aber einen Sohn, so solle sie den, sobald er erwachsen wäre, zu ihm schicken. Die Frau ging nun in die Stadt, und als die Zeit gekommen war, gebar sie einen Sohn. Das Kind wuchs und wuchs heran, und sie schickte es in die Schule, daß es alle Wissenschaft lerne. Als er nun schon erwachsen war, sagte die Mutter zu ihm: „Mein Sohn, such dir einen Mann, der dich zu deinem Vater bringen soll." Er fand auch einen, der dazu bereit war. Als er am nächsten Morgen wieder in die Schule ging, buk ihm die Mutter einen Kuchen und schickte ihn mit dem Manne ihrem Sohne in die Schule.
Unterwegs brach der Mann ein bißchen von dem Kuchen ab, um zu versuchen, wie er schmecke, und brachte ihn dann dem Jungen in die Schule. Als der am Abend nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter nach dem Kuchen, ob er ihn bekommen habe, ob er noch ganz gewesen oder etwas davon abgebrochen wäre. Er antwortete, daß ein ganz kleines Stück abgebrochen war.
Da dachte die Mutter: der Mann wird ihn nicht in die Stadt bringen, sondern ihn irgendwo totschlagen, und sagte zu ihrem Sohn, er solle den Mann wegjagen und einen anderen annehmen. Darauf nahm er einen Zigeuner an. Am

anderen Tage buk die Mutter wieder einen Kuchen und schickte den Zigeuner, ihn zu ihrem Sohne in die Schule zu tragen. Der Zigeuner rührte den Kuchen nicht an, sondern brachte ihn hin und übergab ihn. Als nun am Abend die Mutter erfuhr, daß der Kuchen unberührt geblieben war, befahl sie ihrem Sohne, sich reisefertig zu machen. Während er damit beschäftigt war, schrieb sie ein Zeugnis für ihn, daß er wirklich des Zaren Sohn sei, gab es ihm und schickte ihn auf die Reise. Unterwegs kamen sie an einen Ort, wo es kein Wasser gab; sie waren aber beide durstig und suchten eifrig nach Wasser; endlich fanden sie einen Brunnen, aber ohne Schöpfeimer, und hatten nichts, womit sie das Wasser heraufziehen konnten. Da trieb der Prinz den Zigeuner sehr an, er solle in den Brunnen steigen und Wasser heraufholen. Der wollte aber nicht, sondern schrie ihn an: „Wenn du durstig bist, steig selber hinein und trink." Da der Prinz nun sehr durstig war, zwängte er sich in den Brunnen hinein, trank sich satt und wollte wieder heraussteigen. Aber der Zigeuner versperrte ihm die Öffnung, wollte ihn nicht herauslassen, sondern hatte die Absicht ihn hineinzustoßen, damit er umkomme. Der Prinz bat ihn, er möge ihn herauslassen, der aber wollte nicht, sondern sagte: „Gib mir das Zeugnis, dann lasse ich dich heraus." Der Prinz, dem sein Leben lieb war, gab es ihm, aber der Zigeuner ließ ihn doch nicht heraus, sondern wollte ihn umbringen. „Jawohl," rief er, „ich soll dich herauslassen, daß du mich dann anzeigst." Da der Prinz kein anderes Mittel hatte, ihn zu überzeugen, daß er es niemand verraten werde, schwur er ihm bei seinem Leben, daß er ihn nicht anzeigen werde, und so ließ der Zigeuner ihn heraus, und er wurde dessen Diener; der Zigeuner aber trat als Prinz auf. So reisten sie weiter und kamen bei dem Zaren an.

Der Zigeuner gab das Zeugnis ab, und der Zar nahm ihn als Sohn auf, der Prinz aber blieb dessen Diener. Aber der Zigeuner hatte doch Angst, der Prinz könnte sich ausweisen, und dachte nach, wie er ihn beiseite schaffen könnte. Er erfuhr,

daß in einem anderen Lande ein Zar sei, der eine Tochter habe, und daß man jeden töte, der da komme, um sie zu werben. Da faßte er den Plan, den Prinzen zu diesem Zaren als Brautwerber zu schicken, um ihn so zu verderben.

Als der Prinz mit einigen Leuten aufgebrochen war und seines Weges zog, trafen sie auf einen Zug Ameisen. Als der Prinz sie sah, befahl er seinen Leuten, stehen zu bleiben, bis die Ameisen vorüber wären. Die blieben also zur Seite stehen, die Ameisen zogen vorüber, und zuletzt kam eine große Ameise; die sagte zu ihm: „Du hast mir Gutes getan; was wünschest du dir Gutes von mir?" Darauf antwortete er: „Du bist eine Ameise, was kannst du mir Gutes tun?" Da riß die Ameise sich ein Flügelchen ab, gab das dem Prinzen und sagte: „Ich weiß, wohin du gehst, und ich werde dir einmal nötig sein. Du brauchst nur diesen Flügel am Feuer anzuwärmen, und ich komme." Er nahm den Flügel und steckte ihn zu sich. Dann zogen sie weiter und kamen an einen Ort, wo Kinder junge Adler aufgriffen; die kaufte er ihnen für Geld ab und ließ sie am Leben. Da kam die Adlermutter zu dem Prinzen und sagte: „Du hast mir Gutes getan, was wünschest du von mir?" Er antwortete: „Du bist ein Vogel, was kannst du mir Gutes tun?" Darauf riß der Adler sich eine Feder aus, gab ihm die und sagte: „Ich weiß, wohin du gehst, ich werde dir einmal nötig sein. Wärme die Feder am Feuer an, und ich komme." Da nahm der Prinz die Feder, sie zogen weiter und kamen an einen Ort, wo Kinder junge Störche aufgriffen; auch diese kaufte er los und ließ sie fliegen, daß sie am Leben blieben. Der Storch kam dazu, und auch der fragte ihn: „Was kann ich dir Gutes tun?", riß sich eine Feder aus, gab sie ihm und sagte: „Ich werde dir nötig sein"; und wies ihn an, die Feder am Feuer zu wärmen, dann werde er zu ihm kommen. Da nahm der Prinz die Feder und steckte sie ein. Auf der Weiterreise kamen sie an ein Wasser, wo Fischer einen Fisch gefangen hatten. Auch den kaufte er los und ließ ihn

ins Wasser, so daß er am Leben blieb. Der Fisch aber sagte zu ihm: „Was wünschest du dir Gutes von mir?“ Der Prinz antwortete: „Du bist ein Fisch, was kannst du mir Gutes tun?“ Da riß der Fisch sich eine Schuppe ab, gab sie ihm und sagte dazu: „Ich weiß, wohin du gehst, und werde dir einmal nötig sein; wärme dann die Schuppe am Feuer, und ich komme.“

Endlich kamen sie bei dem Zaren an, und der Prinz verneigte sich vor ihm und begrüßte ihn mit „Gott segne dich, Zar!“ Der Zar erwiderte den Gruß, und dann fuhr der Prinz fort: „Ich bin von dem und dem Zaren gesandt, bei dir um deine Tochter für seinen Sohn zu werben. Willst du sie uns geben?“ — „Wir haben sie ja zum Verheiraten,“ antwortete der Zar, „und warum sollten wir sie euch nicht geben?“ Am Abend aber, als es dunkel wurde, nahm der Zar je ein großes Maß Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Hirse, Hafer, rührte alles durcheinander und sagte zu dem Prinzen: „Du bist wegen meiner Tochter gekommen, und wir wollen sie dir auch geben, aber wir haben die Sitte, daß wir dem Bewerber aufgeben, dies alles in derselben Nacht auseinander zu lesen, jede Art für sich; wenn du das machst, gebe ich dir meine Tochter, wenn nicht, töte ich dich.“ Der Prinz dachte erst, daß das niemals ein Mensch machen könne, dann aber kam ihm der Gedanke an den Ameisenflügel, er erwärmte ihn, sogleich kam die Ameise zu ihm, und er erzählte ihr, was der Zar befohlen hatte.

Da rief die Ameise alle Ameisen herbei, und sogleich lasen sie Korn für Korn, jede Art für sich, auseinander, alles, was durcheinandergerührt war. Als es Tag wurde, und der Zar sah, daß alles fertig war, dachte er sich etwas anderes aus. „Du sollst ein Kind suchen, das seit drei Jahren tot ist, und es wieder lebendig machen. Wenn du es fertig bringst, gebe ich dir das Mädchen; wenn nicht, töte ich dich.“ Der Prinz dachte erst, daß das kein Mensch machen könne; aber ihm fiel die Storchfeder ein; er erwärmte sie, und sogleich kam der Storch zu ihm. Dann erzählte er, was ihm alles der

Zar befohlen hatte. Da flog der Storch fort, brachte ihm eine Flasche lebenweckendes Wasser und sagte: „Begieß es mit diesem Wasser, und es wird wieder lebendig." Darauf fragte der Prinz eine alte Frau: „Wo liegt hier ein Kind, das seit drei Jahren tot ist?" Die Alte zeigte ihm den Ort, er grub die Gebeine aus, legte sie in die richtige Ordnung und begoß sie mit dem lebenweckendem Wasser, und das Kind wurde lebendig. Da konnte nun der Zar nichts weiter machen, sondern schickte ihn hin, das Mädchen zu holen; die lebte aber in einem Turm mitten im Meere, und der Zar gab ihm kein Schiff, um dahin zu kommen. Der Prinz dachte erst, kein Mensch könne ohne Schiff dahin kommen, dann aber fiel ihm die Adlerfeder ein; er wärmte sie am Feuer, und sogleich eilte der Adler herbei; dem erzählte er alles. Da nahm ihn der Adler auf den Rücken, flog auf und brachte ihn zu dem Mädchen in den Turm. Der sagte er, daß er ihretwegen gekommen sei; und sie willigte mit Freuden ein. Dann stiegen sie zu Schiff und fuhren ans Land, aber während der Fahrt hatte das Mädchen ihren Ring ins Wasser fallen lassen. Da sagte der Zar zu ihm: „Ehe der Ring nicht wiedergefunden ist, gebe ich das Mädchen nicht her." Der Prinz erinnerte sich nun an die Fischschuppe und wärmte sie an; sogleich erschien der Fisch, ging den Ring suchen und brachte ihn herbei. Als das geschehen war, konnte der Zar nichts mehr machen, und man bereitete alles für das Mädchen zur Abreise vor. Dann stiegen sie beide in eine Kutsche, der Prinz als ihr Begleiter. Als sie nahe bei der Stadt waren, wohin er sie geleiten sollte, schickte er einen Mann voraus, um anzuzeigen, daß man ihnen entgegenkommen solle. Da zog auch der Zigeuner, der sich für den Prinzen ausgab, mit seinen Freunden ihnen entgegen. Da er nun dem Prinzen nichts anderes antun konnte, ihn zu verderben, machte er es ihm zum Verbrechen, daß er bei dem Mädchen in der Kutsche saß, zog seinen Säbel, hieb ihn nieder, und der Prinz starb.
Während aber der Prinz und das Mädchen allein gewesen waren, hatte sie alles von ihm erfahren und erinnerte sich

nun an das lebenweckende Wasser, zog das Fläschchen heraus und begoß ihn damit; und er wurde wieder lebendig. Da wurde es bekannt, daß der Zigeuner nicht des Zaren Sohn sei, sondern der andre der wirkliche Prinz. Als der Zar das vernahm, ließ er den Zigeuner hinrichten, seinen Sohn aber nahm er zu sich und verheiratete ihn mit dem Mädchen, das er hergebracht hatte.

11. Die drei Brüder und der Schuglan

Drei Schafhirten, drei Brüder, weideten ihre Schafe auf einem Berge und verloren eines Abends im Nebel ihren Weg; da mußten sie haltmachen und konnten nicht weiter gehen. Auf diesem Berge wohnte ein Teufelswesen, der Schuglan, sehr groß und schrecklich, mit einem Auge auf der Stirn. An dem Abend kam er zu den Hirten und fragte sie: „Warum seid ihr hier stehen geblieben?“ Die Hirten konnten ihn in der Dunkelheit nicht erkennen, dachten, es sei ein Mensch, und antworteten: „Wir haben im Nebel den Weg verloren, so konnten wir nicht weiter gehen, und hier hat uns die Dunkelheit überfallen.“ Darauf sagte der Schuglan: „Kommt, ich will euch zu meiner Hütte führen; die ist hier ganz nahe; dort könnt ihr die Nacht zubringen, daß ihr nicht in freiem Felde zu sitzen braucht.“ Die Hirten waren froh, daß sie einen freundlichen Menschen gefunden hatten und ein Unterkommen und folgten ihm mit ihren Schafen. Nach einiger Zeit kamen sie an einen Felsen. Der Schuglan winkte mit der Hand, da tat sich ein großes steinernes Tor auf, und er sagte zu den Hirten: „Hier ist meine Hütte, treibt erst die Schafe hinein und dann geht selbst.“ Den Hirten kam es etwas verdächtig vor, aber richtig merken konnten sie nichts, so trieben sie die Schafe hinein und gingen selbst auch. Als sie drinnen waren, winkte der Schuglan wieder mit der Hand, und das Tor tat sich zu. Die Höhle war sehr groß,

und an einem Ende war ein Feuer angezündet. Als sie ans Feuer traten, sahen die Hirten den Schuglan ganz nackt, mit nur einem Auge, ein furchtbares Schreckbild, und wußten nun, wohin sie geraten waren, und erschraken sehr. Der Schuglan aber sagte zu ihnen: „Habt keine Angst; macht es euch bequem, zieht die Schuhe aus und schlaft diese Nacht in aller Ruhe." Dann aßen sie zu Abend und gingen schlafen. Die Hirten zitterten vor Angst, aber sie konnten nichts machen und sprachen: „Wie es Gott jetzt gefügt hat, so wird es werden", legten sich und schliefen ein. Einer von ihnen aber — entweder hatte er zu große Angst, oder es trieb ihn sein Mut — ließ sich nicht in Schlaf fallen, sondern machte mit seinem Kopftuch eine kleine Höhlung und guckte unten durch, ob er vielleicht bemerken könnte, was der Schuglan macht. Und siehe da, um Mitternacht stand der leise auf, machte ein großes Feuer, nahm dann einen großen Bratspieß und legte ihn ins Feuer. Als der Bratspieß von der Hitze glühend geworden war, ging der Schuglan zu einem der schlafenden Hirten, erwürgte ihn im Schlaf, steckte ihn an den Spieß und legte ihn aufs Feuer, um ihn zu braten. Als er damit fertig war, nahm er ihn heraus und legte ihn beiseite; darauf machte er wieder den Bratspieß glühend. Der von den Hirten, der nicht schlief, sah, was der Schuglan mit ihnen machte, erschrak darüber sehr und dachte nach, wie er wenigstens sich retten könnte, wenn die Reihe an ihn käme. Der Schuglan briet auch den anderen Hirten, machte wieder den Bratspieß heiß und stand auf, um den wachen Hirten zu erwürgen. Als der Hirt sah, wie die Sache stand, sprang er plötzlich auf, riß den Bratspieß an sich und stieß ihn dem Schuglan ins Auge; das brannte aus, und er erblindete. Vor Schmerzen sprang er hin und her, schrie auf und fing an, den Hirten zu suchen. Der aber versteckte sich unter den Schafen. Die ganze Nacht suchte der Schuglan nach ihm, aber da er blind war, konnte er ihn nicht finden und sagte: „Ich will dir's morgen, wenn es Tag wird, schon zeigen, dann werde ich dich finden." Am anderen Mor-

gen stand der Schuglan auf, öffnete das Tor und trieb die Schafe, eins nach dem anderen, aus, so daß der Hirt nicht entrinnen konnte. Er versteckte sich aber dann unter dem Bauch eines großen Widders, legte die Arme um dessen Hals, und der Widder schleppte ihn mit hinaus. Als der Hirt sich so befreit hatte, rief er dem Schuglan von ferne zu: „Faß mich am Schopf, wenn du kannst." Da platzte der Schuglan vor Ärger und starb.

12. Das Mädchen und der Vampir

Es war einmal eine Frau, die war sehr arm; nicht weit von da gab es einen Vampir. Der zog sich eines Abends in der Dunkelheit schöne Kleider an, nahm die Gestalt eines jungen Burschen an, ging in das Haus der Frau und sagte: „Guten Abend, Mutter, ich komme zu dir als Freier; ich will deine Tochter heiraten, wenn es dir recht ist, sie mir zu geben. Ich weiß, du bist arm, deswegen will ich auch keine Mitgift, ja, ich will dir noch helfen, auch die beiden jüngeren Töchter zu verheiraten." — „Aber wie sollte es mir nicht recht sein?" antwortete die Frau, „nimm sie! Ich kann sie wahrhaftig ja nicht einmal satt machen." Da nahm der Vampir das Mädchen und ging mit ihr fort. Ihr Weg ging auf den Friedhof. Dort hob der Vampir eine Platte auf; da war ein Gang nach unten. Das Mädchen erschrak und fragte: „Wohin, mein Lieber, geht es da?" — „Da geht es in mein Haus", antwortete der Vampir. Nachdem sie ein Stück gegangen war, kamen sie in die Höhle des Vampirs; dort sah das Mädchen Menschenfleisch an Haken hängen. Da sagte der Vampir: „Du, schneide ein Stück Fleisch ab und setze es zum Kochen an", und ging fort. Dem Mädchen sträubten sich die Haare, aber was konnte sie machen, wen zu Hilfe rufen? Sie mußte also Fleisch abschneiden und ansetzen. Am Abend kam der Vampir zurück, und sie setzten sich zum Abendessen.

Er verschlang zwei, drei Stücke auf einmal, das arme Mädchen aber nahm nur ein bißchen trocknes Brot und warf das Fleisch unter den Tisch. „Du, warum ißt du kein Fleisch?" fragte er sie. — „Ich bin noch nicht gewöhnt, Menschenfleisch zu essen." — Da nahm der Vampir seine Flöte, fing an zu blasen und rief dem Mädchen zu: „Frisches zartes Fleisch an die Haken! heda! tanze!" Als sie nicht wollte, zog er sein Messer, schlachtete sie, schnitt sie in Stücke und hängte die Stücke an die Haken. Am anderen Abend verkleidete sich der Vampir als Kaufmann und ging wieder zu der Frau: „Mutter! Deine Tochter ist krank geworden und möchte gern ihre Schwester, die nächste, sehen; deswegen komme ich, ob du sie mir mitgeben willst, denn sonst ist wirklich keiner da, sie zu pflegen." Die Frau willigte ein; der Vampir nahm das Mädchen mit, brachte es auf demselben Wege in sein Haus und verfuhr mit ihr wie mit der Schwester. Nach wenigen Tagen kam er wieder zu der Frau: „Mutter, das Unglück verfolgt mich; deine beiden Töchter sind jetzt krank und möchten gern die jüngste sehen; wenn du Mitleid mit ihnen hast, laß die mit mir gehen." — „Ach, mein Sohn, wenn es so steht, so will ich auch gehen und nach ihnen sehen." — „I nein, Mutter, du bist alt und kannst einen so weiten Weg nicht machen. Ja, wenn es zu reiten ginge, würde ich dich aufsitzen lassen, und du könntest kommen, aber der wüste Weg ist nicht für ein Reittier." — So mußte denn die Frau ihre Jüngste mitgehen lassen, aber unter der Bedingung, daß sie möglichst bald zurückkehre. Der Vampir brachte nun das Mädchen durch den Gang in seine Höhle. Als die Arme drinnen war und sah, daß ihre Schwestern ermordet waren und in Stücken an den Haken hingen, fiel sie in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, sagte der Vampir auch zu ihr: „Du, schneide ein Stück Fleisch ab und setze es zum Kochen an"; damit ging er hinaus. Als er fort war, fiel das Mädchen auf die Knie und betete zu Gott, sie aus den Händen des Vampirs zu befreien. Gott erhörte sie auch wirklich. Als sie aufgestanden war und hierhin und

dahin in alle Ecken guckte, bemerkte sie etwas wie einen Schrank, ging darauf zu, öffnete ihn und fand dort einen vollständigen Gang nach unten. — Der Vampir hatte nämlich fünf, sechs solche unterirdische Gänge, und jeder von ihnen kam an einer anderen Stelle heraus. — In den Gang ließ das Mädchen sich hinab und tastete sich in der Dunkelheit weiter. Am Abend, sobald es dunkel geworden war, kam sie heraus, in einen dichten Wald, und irrte umher, da sie nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte. Endlich fiel sie wieder auf die Knie und betete zu Gott: „Lieber Gott, gib mir einen Koffer, der sich mit einem Haare öffnen und schließen läßt, sonst mache mich zu einem Stein oder einem Baum, nur daß ich nicht noch einmal in die Hände des Vampirs falle." Gott hatte Erbarmen mit ihr und erhörte sie; er gab ihr den Koffer. Das Mädchen stieg hinein und verschloß ihn mit einem ihrer Haare. Wenn sie hungrig war, ging sie heraus, pflückte sich Obst, das damals reichlich vorhanden war, da es Sommerzeit war, und schloß dann den Koffer wieder zu. So vergingen zwei und ein halber Monat. Der Vampir aber, als er am Abend nach Hause kam, sie suchte und nicht fand, stieg schnell in einen seiner Gänge und lief ihr eilig nach, traf aber nicht den Gang, den das Mädchen hinausgegangen war. Soviel er auch lief und auf und ab herumstreifte, konnte er sie doch nicht finden und kehrte voll Zorn nach Hause zurück.

Eines Tages war der Sohn des Zaren auf die Jagd gegangen und geriet dabei auch in den Wald, wo das Mädchen war. Sie war gerade auf einen Baum geklettert und pflückte sich Obst; als sie nun Leute sah, ließ sie sich eilig hinab, stieg in den Koffer und schloß sich ein. Der Prinz hatte sie aber bemerkt und befahl seinen Soldaten sie zu suchen. Die liefen hierhin und dahin, aber da war nichts. Da dachte der Prinz, es möchte eine Samovila sein, die ihn verlocken wollte, und befahl seinen Leuten stehen zu bleiben. Beim Suchen waren sie aber plötzlich auf den Koffer des Mädchens gestoßen. Der Prinz wunderte sich, wie der Koffer an einen solchen

Ort gelangen konnte; es kam ihm aber nicht in den Sinn, daß das Mädchen darin sein könnte, das sie suchten. Er befahl nun gleich, daß sie den Koffer aufmachen sollten — er vermutete nämlich, es sei Geld darin. Die Soldaten strengten sich an, den Deckel aufzuheben, aber soviel sie sich auch bemühten, der Deckel wich nicht um ein Haar. Sogar, als sie mit Hebebäumen arbeiteten, half es nichts. Endlich, als der Prinz sah, daß der Koffer nicht zu öffnen war, befahl er, ihn aufzuheben und in sein Schloß zu bringen. Dort ließ er den Koffer in sein Schlafzimmer bringen, wo er zum Schmuck stehen sollte. Am Abend brachte man dem Prinzen das Abendessen und stellte es in das Zimmer, während er noch draußen war. Als er dann kam und sich zum Essen setzte, bemerkte er, daß von allen Speisen etwas abgegessen war, rief seine Diener und fragte, wer von ihnen die Speisen berührt habe. Die armen Diener schwuren bei Himmel und Erde, daß sie von nichts wüßten und nichts gesehen hätten. Der Prinz wunderte sich, wer sich in seinem Zimmer zu schaffen machen könnte. Sonderbar, am nächsten Morgen war ebenso vom Frühstück weggegessen. Da schalt der Prinz noch mehr; aber einer der Diener, der ihm das Frühstück gebracht hatte, versteckte sich jetzt hinter der Tür und lauerte: da sieht er den Koffer sich öffnen und ein Mädchen herauskommen, schön wie die Sonne, die Haare ganz goldig; sie trat an den Tisch, nahm ein wenig von jeder Speise und schloß sich wieder in den Koffer ein. Als nun der Prinz zum Essen kam, fand er wieder, daß von den Speisen etwas fehlte, und schalt noch viel mehr. Da trat aber der Diener, der gelauert hatte, hervor und sagte: „Erhabener Prinz, ich habe gesehen, wer die Speisen anrührt; aus dem Koffer, den du im Zimmer hast, kommt ein Mädchen heraus, schön wie die Sonne, mit goldenen Haaren; die kostet ein wenig von allen Speisen und schließt sich dann wieder ein." Am Abend stellte sich nun der Prinz selber hin, um aufzupassen und so aus dem Hinterhalt das Mädchen zu überraschen, ehe sie den Koffer erreichen könnte. Wirklich kam das Mädchen wieder

heraus, trat an den Tisch und fing an, von den Speisen zu kosten. Der Prinz trat ganz leise hinter sie, und als sie sich umwandte und in den Koffer steigen wollte, schnitt er ihr den Weg ab und umfing sie; sie wollte mit Gewalt seinen Händen entschlüpfen, er ließ sie aber nicht los und brachte sie in ein andres Zimmer. Am andern Tage rüstete er die Hochzeit und vermählte sich mit ihr; damit sie sich aber nicht wieder in dem Koffer verberge, schloß er ihn in einem besonderen Zimmer ein und ließ niemand dahinein. Doch das Schicksal blieb dem armen Mädchen nicht lange günstig. Einer von den Großen des Zaren, der gern seine eigene Tochter mit dem Prinzen verloben wollte, bestach die Dienerinnen, einige Negerinnen, die Prinzessin umzubringen. Eines Morgens, als der Prinz nicht zu Hause war, rissen sie die Prinzessin aus ihrem Schlafzimmer, banden sie und warfen sie weit von der Stadt in die Brennesseln. Zum Glück kam bald darauf eine alte Frau dahin, um sich Nesselgemüse zu sammeln; sie bemerkte das Mädchen, faßte Erbarmen mit ihr und nahm sie mit sich nach Hause. Der Prinz aber suchte überall seine Frau, und als er sie nicht fand, wurde er krank, von Tag zu Tag immer kränker. Um nun wieder Appetit zu bekommen, ließ er durch einen Herold ausrufen: Wer etwas besonders Gutes hätte, solle es dem Prinzen als Krankenspeise bringen. Davon hörte auch das Mädchen und sagte zu der Alten: „Komm, Mutter, du mußt dem Prinzen eine Krankenspeise bringen." — „Ach, Töchterchen, was können wir ihm bringen?" — „Geh nur und suche Gemüsekräuter zusammen, wir wollen sie kochen und du sollst es hintragen. Wer weiß, vielleicht schmeckt es dem Prinzen." — Die Alte brachte das Kraut, sie kochten es und legten es auf einen Teller. Das Mädchen aber riß sich heimlich ein Haar aus und tat es in die Speise. Als die Alte damit an das Palasttor kam, wollten die Torwächter sie nicht hineinlassen, der Prinz hatte sie aber vom Fenster aus gesehen und befahl sie einzulassen. Die Alte ging hinauf und übergab ihm den Teller mit dem Gemüse. Der Prinz

stocherte mit der Gabel darin herum und zog das goldene Haar heraus, kostete einige Bissen und sagte: „Ach, Alte, dein Gemüse ist gut; bring mir noch einmal davon." Die Alte ging wieder nach Hause und erzählte es dem Mädchen. Die antwortete: „Siehst du, das Gemüse hat ihm geschmeckt; geh nur wieder und sammle neues, wir bereiten es zu, und du bringst es ihm nochmals." Alles geschah so, und das Mädchen hatte wieder ein Haar hineingetan. Als der Prinz wieder ein Haar darin fand, sagte er zu der Alten: „Jetzt bin ich wieder gesund, und am Sonntag möchte ich gern zu dir zu Gast kommen." — „Ach, erhabener Prinz, was ist mein Haus für einen Mann wie du?" — „Nun, Frau, ich will nicht, daß du dir Kosten machst; ich setze mich auf eine Binsenmatte und esse Brot und Salz." Da konnte die Frau nicht anders als ihm seinen Willen tun und sagte: „Befiehl, mein Sohn; wenn es dir beliebt, mein Haus steht dir offen." Sie ging nun nach Hause und sagte zu dem Mädchen: „Was nun, meine Tochter, wo soll ich dich verbergen? Der Prinz will am Sonntag zu uns zu Gast kommen." — „Das ist weiter nichts, Mutter, du versteckst mich in den Backtrog, legst eine Decke darauf und sagst ihm, daß du Teig angerührt hast und ihn stehen läßt, daß er aufgeht; er merkt dann nichts." Der Sonntag kam, und der Prinz kam zu der Alten zu Gast, saß eine Zeitlang da und sagte dann: „Was hast du da in dem Backtrog, Alte?" — Sie antwortete: „Ich habe Teig angerührt, mein Sohn, und habe ihn hingestellt, daß er aufgeht." Nach einiger Zeit fragte der Prinz die Alte wieder: „Ist denn dein Teig noch nicht aufgegangen, daß du einen Kuchen backen kannst?" — „Nein, noch nicht, mein Sohn, mein Sauerteig ist nicht sehr gut." Der Prinz blieb noch etwas sitzen, dann stand er auf und sagte: „Alte, ich will einmal den Backtrog aufdecken und zusehen, was mit deinem Teig ist, daß er so lange braucht, um aufzugehen." Damit faßte er die Decke am Rande an und wollte sie aufheben. Die Alte rief: „Laß, mein Sohn, tu es nicht." Er hörte aber nicht darauf und hob die Decke

auf; darin lag das Mädchen. Als er sie sah, rief er: „Aha! da bist du", faßte sie an der Hand, hob sie auf und umarmte sie; darauf fragte er sie, wie sie denn in das Haus der Alten geraten sei, und sie erzählte ihm von Anfang bis zu Ende, was mit ihr geschehen war. Da nahm der Prinz seine Braut und ging mit ihr und der Alten nach Hause, die Dienerinnen aber ließ er hinrichten.

13. Der Teufel als Diakonus

Es war einmal ein Bischof, dessen erster Diakonus war ein Teufel, er aber wußte das nicht und vertraute ihm in allen Dingen. Dieser Teufel-Diakonus schrieb dem Bischof in die Bücher, daß es den Bischöfen gestattet ist zu heiraten. Als der Bischof einmal in einem Buche las, traf er auf die Stelle, wo das geschrieben war, und verlobte sich daraufhin. Als nun bekannt wurde, daß der Bischof sich verheiraten wolle, brachten ihm die Leute Hochzeitsgeschenke, einer einen Widder, einer einen Truthahn, ein andrer eine Henne, wie es jeder hatte. Ein armer Alter nahm ein Hähnchen, da er nichts anderes zu bringen hatte und machte sich auf den Weg, um das dem Bischof als Hochzeitsgeschenk zu geben. Unterwegs überfiel ihn die Nacht, er machte bei einem Birnbaum halt, setzte das Hähnchen zum Schlafen auf den Baum und legte sich selbst darunter. Um Mitternacht kamen Teufel und stiegen auf den Birnbaum. Da bemerkte einer von ihnen den Mann unter dem Baum, und sie beredeten sich, ihn auszufragen, was er für einer sei. Der Mann, der das hörte, erschrak, vor Angst klapperten ihm die Zähne, aber er stellte sich tot. Die Teufel gaben ihm Fußtritte, stießen ihn, drehten ihn hin und her, aber was sie auch anfingen, er rührte sich nicht. Da glaubten sie, er sei wirklich tot und ließen ihn liegen. Als sie nun alle auf den Baum gestiegen waren, setzte sich der Oberste von ihnen — der außer dem Schwanz, wie auch die andern,

noch Hörner hatte — in die Mitte, die anderen Teufel um ihn herum. Da erzählte jeder von ihnen dem Obersten, was er ausgerichtet hatte, und der belobte jeden nach seinen Taten. Der eine berichtete, daß er zwei Brüder so entzweit habe, daß sie sich auf ihrem Felde prügelten; der andere, daß er Nachbarn in Streit gebracht habe; und so jeder einer nach dem andern, was er verrichtet hatte. Der Teufel aber, der bei dem Bischof Diakonus war, erzählte: „Ich habe den Bischof dazugebracht, daß er sich verlobt hat und jetzt heiraten will; denn ich bin sein erster Diakonus, er vertraut mir viel an, ich habe alles im Hause unter Händen und habe ihm in seine Bücher geschrieben, daß es den Bischöfen erlaubt ist zu heiraten.“ Da belobte ihn der Oberste sehr, daß er eine so große Sache ausgeführt hatte. Als die Teufel so beim Erzählen waren, krähte plötzlich der Hahn, und sie stiegen schnell von dem Baum herab und liefen davon, denn sie dürfen nur so lange herumwandeln, bis die Hähne anfangen zu krähen. Der Alte, der unter dem Birnbaum lag, hatte das Gespräch der Teufel angehört und sich ganz still verhalten. Am Morgen stand er auf, nahm sein Hähnchen und machte sich auf den Weg zum Bischof. Dort angekommen, bat er um die Erlaubnis einzutreten und dem Bischof das Hähnchen zu überreichen. Die Diakone wollten das nicht zulassen und sagten ihm, daß andre größere Geschenke gebracht hätten und doch nicht eintreten durften, wie er denn für einen einzigen Hahn hinein wolle. Der Alte bat aber ihn hineinzulassen und ging nicht fort. Endlich meldeten sie dem Bischof, daß ein Alter bäte zu ihm hinein zu dürfen, und der Bischof befahl ihn einzulassen. Das geschah, er verneigte sich vor dem Bischof, und der nötigte ihn zum Sitzen. Da sagte der Alte: „Hochwürdiger Bischof, ich möchte aus deinem eigenen Munde hören, ob es wahr ist, was man hört, daß du dich verheiraten willst?“ — „Ja, es ist wahr“, antwortete der Bischof. — „Wie kann das aber sein, hochwürdiger Bischof? Ich bin ein so alter Mann und habe nie gehört, daß ein Bischof heiratet, denn es ist nicht erlaubt und

nicht von Gott verordnet. Wie steht es nun jetzt damit? Das ist keine reine Sache, hochwürdiger Bischof." — „Wie?" antwortete der Bischof, „es steht in den Büchern geschrieben, daß es den Bischöfen nicht verboten ist zu heiraten, darum will ich mich auch verheiraten. Wenn es keine Sünde ist, warum soll ich nicht heiraten?" Darauf erwiderte der Alte: „Hochwürdiger Bischof, wo da geschrieben ist, daß das Heiraten für die Bischöfe keine Sünde sei, so weißt du nicht, daß das vom Teufel geschrieben ist, denn dein erster Diakonus ist ein Teufel, und der hat dir das in deine Bücher geschrieben." — „Wie kann er ein Teufel sein," sagte der Bischof darauf, „da er mein Allergetreuester ist und ich unter seinem Beistand in der Kirche die Messe halte?" — „Ein Teufel ist er," fuhr der Alte fort, „ich weiß, daß er einer ist, denn ich habe diese Nacht mit eignen Ohren gehört, wie er den andern Teufeln erzählte, daß er selbst etwas in deine Bücher geschrieben hat, um dich dazu zu bringen, große Sünde und Ärgernis zu begehen." Darauf berichtete er ihm alles, was er während der Nacht gehört hatte. Der Bischof wurde nun bedenklich, sagte aber doch: „Wie ist es möglich, daß er mit mir die Messe hält und überall in der Kirche herumgeht?" Der Alte antwortete: „Hast du auf ihn geachtet, ob er in der Kirche bleibt von Anfang bis Ende der Messe?" — „Ja, er bleibt." — „Es kann nicht sein, daß er die ganze Messe über bleibt," sagte der Alte, „hast du auf ihn geachtet, ob er auch in der Kirche bleibt, wenn man das Axion anhebt, oder ob er hinausgeht?" Der Bischof dachte etwas nach und sagte dann, daß er darauf nicht geachtet habe. Der Alte meinte dann weiter: „Wenn es so steht, halte morgen früh die Messe, aber laß im geheimen die Türen schließen und die Fenster, so daß es überall verstopft ist, wo irgendein Loch ist, und wenn das Axion anhebt, gib gut acht, was er tut und wohin er geht."
Der Bischof tat, wie ihm der Alte gesagt hatte, und hielt am nächsten Morgen die Messe zusammen mit dem Diakonus, dem Teufel. Als die Zeit für das Axion kam, beeilte sich der

Teufel hinauszukommen, wie er das bisher gemacht hatte. Da er aber die eine Tür geschlossen fand, lief er zu den andern, auch die waren zu; darauf rannte er hin und her von einem Fenster zum andern und kletterte in seiner Not zu einem Fenster hinauf, um da hinauszukommen. Als er aber auch das nicht öffnen konnte und das Axion immer weiter gesungen wurde, platzte er, und es kamen lauter Mäuse aus ihm heraus; viele Mäuse entstanden aus dem Teufel. So sind die Mäuse in die Welt gekommen und haben sich überallhin verbreitet, und weil sie vom Teufel sind, sind sie eben solche Schadenstifter für die Menschen wie die Teufel, die sich bemühen, jedem Menschen Böses anzutun. Der Bischof aber sah nun, wie die Sache war, hob seine Verlobung auf und blieb unverheiratet, wie es ja für ihn Gesetz war.

14. Das Glück kommt von Gott

Es waren einmal zwei Brüder, die waren sehr reiche Leute. Als sie nun alle ihre Angelegenheiten in Ordnung hatten und nichts mehr brauchten, beschlossen sie zu erforschen, ob das Glück den Menschen von Gott kommt oder von Menschen. Eines Tages stritten sie sich darüber, der ältere meinte, das Glück komme von den Menschen, der jüngere, von Gott. Um nun zu erfahren, was richtig ist, taten sie das: sie begaben sich zusammen auf die Reise und nahmen viel Geld mit. Als sie so unterwegs waren, kamen sie in ein Dorf und fragten dort, wer der ärmste sei; den ließen sie zu sich rufen, und als sie sahen, daß es ein ganz armer Kerl war, der gar nichts hatte, gaben sie ihm zwanzig Goldstücke und sagten: „Nimm dies Geld, aber du darfst niemals sagen: Gott sei Dank! und nun leb wohl!" Darauf gingen sie weiter. Der arme Mann, der so viel Geld in seiner Hand sah, konnte sich nicht genug freuen und ging eilends nach Hause, um vor

seiner Frau damit zu prahlen. Die aber, anstatt sich zu freuen, schalt ihn, er sei dumm gewesen, daß er fremdes Geld genommen habe, denn wenn er es verbraucht habe, werde er es nicht zurückzahlen können, und so trieb sie ihn an, das Geld den Leuten wieder zu geben. Er hörte aber nicht auf sie, sondern ging auf den Markt zu sehen, was da für Waren ausliegen, um etwas anzukaufen, damit zu handeln und Geld zu verdienen. Als er so in Gedanken dahin ging, kam er an eine Fleischerei, und da er so lange arm gewesen war, dachte er: „Ich will wenigstens jetzt eine Leber nehmen und meine Kinder einmal Fleisch essen lassen." Er kaufte die Leber und begab sich auf den Heimweg. Unterwegs bemerkte er aber, daß über seinem Kopfe ein Rabe flog, und überlegte sich, daß der ihm die Leber rauben will. Deshalb steckte er sie unter sein Kleid. Aber als er nahe bei seinem Hause war, flog der Rabe herab, riß ihm die Mütze vom Kopfe und verschwand. In der Mütze aber hatte der Mann das Geld geborgen, und all sein Geschrei half nichts. Damit nicht genug; als er nach Hause kam und seiner Frau erzählte, was ihm geschehen war, fing die an mit ihm zu schelten und zu zanken: so einer sei er, sie hätte schon gewußt, daß er das Geld an Adler und Raben verschwenden wird. Zuletzt fingen sie vor Gram an zu weinen und dachten mit Sorgen daran, woher sie das Geld nehmen sollten, wenn es zurückgefordert würde.

Ein Jahr war vergangen, da kamen die beiden Brüder wieder in das Dorf, um zu sehen, was der Arme mit dem Gelde gemacht hatte, ließen ihn zu sich rufen und fragten ihn. Er erzählte ihnen sein Unglück und sie gaben ihm darauf dreißig Goldstücke mit den Worten: „Nimm auch dies Geld, aber du darfst den Namen Gottes nicht nennen, und nun leb wohl." Der Arme nahm das Geld mit nach Hause, sagte aber seiner Frau nichts, sondern verbarg es in einem Topf, wo sie Kleie aufzubewahren pflegten, und ging auf den Markt um Waren zu suchen und damit Handel zu treiben. Während er dort war, kam auf der Straße vor

seinem Hause ein Apfelhändler vorbei, und die Kinder wollten durchaus Äpfel haben. Da die Mutter zum Kaufen kein Geld hatte, brachte sie die Kleie und nahm dafür Äpfel. Weil aber der Apfelhändler nichts bei sich hatte, wo er die Kleie hineintun konnte, gab er der Frau auch für den Topf einige Äpfel und ging so mit Kleie und Topf davon. Am Abend kam der Mann und ging gleich zu dem Topfe, fand aber nichts, fragte dann die Frau, und die sagte ihm, daß sie den Topf dem Apfelhändler für Äpfel gegeben habe. Da begann der Mann zu schreien und die Hände zu ringen, aber der Apfelhändler war nicht mehr da.

Ein Tag verging nach dem andern, und als wieder ein Jahr um war, kamen auch die beiden Brüder wieder um zu sehen, was der Arme mit dem Gelde gemacht habe. Der erzählte ihnen, wie es ihm damit gegangen war. Darauf gaben sie ihm zwei Bleikugeln, eine für ihn selbst, eine für seine Frau. Als er nun nach Hause kam und seiner Frau erzählte, was sie ihm gegeben hatte, warf die vor Ärger und Zorn darüber die Kugeln irgendwohin auf das Wandbrett.

Ihr Haus lag aber am Flußufer; dahin kamen einmal Fischer, denen die Bleikugeln vom Netze abgerissen waren, und sie fragten die Frau, ob sie kein Blei im Hause habe, dann möchte sie es ihnen geben, daß sie ihr Netz wieder instand setzen könnten. Der Frau fielen die beiden Kugeln ein, sie suchte sie und gab sie den Fischern. Als diese ihr Netz wieder in Ordnung hatten, versprachen sie ihr, das Netz in den Fluß zu werfen und ihr den ersten Fang, was es auch sei, für die Kugeln zu geben. Sie warfen das Netz aus, es fing sich nur ein einziger Fisch, den gaben sie der Frau und gingen davon.

Am Abend schnitt die Frau den Fisch auf, wusch ihn aus und wollte ihn fürs Abendessen zubereiten, aber zu ihrer großen Verwunderung zog sie aus seinem Bauche ein Steinchen heraus, das leuchtete wie die Sonne. Sie wußte nicht, daß es ein sehr kostbarer Stein war und brauchte ihn als Lampe.

baden zu sehen. Gleich bei Sonnenaufgang kamen sie auch und badeten, aber es gelang dem Hirten nicht, eine zu fangen; er war eben zu weit von ihnen weg.
Am dritten Tage verbarg er sich wieder in einem Gebüsch ganz nahe am Flusse und wartete dort auf die Mädchen. Sowie die Sonne aufging, kamen sie auch lachend und vergnügt, wie helle Sterne, zogen die Hemden aus und stiegen in den Fluß, sich zu baden. Der Hirt saß da und dachte nach, wie er eine von ihnen in die Hände bekommen könnte: es konnte ihm nicht anders gelingen, als wenn er ihnen die Hemden raubte und sie nackt dastehen ließe; dadurch würde er eine in die Hände bekommen, wenn sie zu ihm kommen und ihre Hemden verlangen würden. Dazu entschloß er sich, brach plötzlich hervor und nahm ihnen die Hemden weg. Als die Mädchen das sahen, standen sie verwundert mitten im Flusse still und baten den Hirten, er möge ihnen die Hemden wiedergeben, sie wollten ihm auch viel Gutes tun. Da war der Hirte überzeugt, daß er eine von ihnen bekommen werde und sagte: „Ich will euch die Hemden geben, ihr Mädchen, aber eine von euch muß mich zum Manne nehmen, sonst gebe ich sie euch nicht, sondern ihr müßt wissen, daß ich dann ein Feuer anmache und die Hemden verbrenne; ihr könnt dann nackt nach Hause gehen." — „Gut," antworteten sie, „du willst eine von uns, aber du mußt wissen, daß wir drei Schwestern sind, drei Samovilen; deswegen darfst du keine von uns zur Frau nehmen, damit die Leute dich nicht auslachen, daß du eine Samovila heimführst." — „Und wäret ihr nicht Samovilen, sondern Samodiven, ich will doch eine von euch, nur so gebe ich euch die Hemden." Als die Samovilen das hörten, überzeugten sie sich, daß er ihnen die Hemden nicht wiedergeben werde, ohne eine von ihnen zu bekommen. — „Nun, wenn es so ist, nimm eine von uns, welche du willst, und gib uns die Hemden, daß wir nach Hause gehen können, denn wir wohnen weit weg." Darauf wählte der Hirt die jüngste, die anderen Schwestern gaben sie ihm, riefen ihn beiseite und sagten

ihm, er solle ihr das Hemd nicht geben, denn darin sei ihre Kraft, und sie werde ihm entfliehen, wenn sie es anziehe; er solle ihr ein anderes Hemd zu tragen geben. Das merkte sich der Hirt, gab dann den beiden Samovilen ihre Hemden wieder, die flogen davon, und die jüngste ging mit dem Hirten nach Hause; dort heiratete er sie und hatte von allen jungen Frauen an seiner Samovila die schönste.
Fast ein Jahr hatten sie zusammen gelebt, da traf es sich, daß sie bei einem Verwandten des Hirten zur Hochzeitsfeier gehen sollten. Da traten alle junge Frauen, die dort waren, zum Reigentanz an, nur des Hirten Samovila nicht. Alle Frauen wollten gern, daß auch die Samovila mittanze, aber sie trat nicht mit an, weil sie ihr Samovilenhemd nicht anhatte. Da quälten sie den Hirten, er solle es ihr doch geben, damit sie nur die Samovila tanzen sähen. Nach vielen dringenden Bitten der jungen Bäuerinnen gab der Hirt nach, ging nach Hause, nahm das Hemd von der Stelle, wo er es versteckt hatte und brachte es auf die Hochzeit. Aber ehe er es seiner Frau gab, verstopfte er alle Löcher und Ritzen; dann gab er es ihr, und sie zog es an.
Als die Samovila zum Tanz antrat und nun den Samovilenreigen tanzte, blieben alle Hochzeitsgäste, groß und klein, vor Verwunderung starr stehen. Die Samovila aber, als der Tanz zu Ende war, ging zu ihrem Mann, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Leb wohl, mein Hausherr.“ Damit flog sie auf durch den Rauchfang. Als der Hirt das sah, rief er ihr nach und bat sie: „Frau, Frau, warum versündigst du dich an mir und entfliehst durch den verfluchten Rauchfang, den ich offen gelassen habe? Ich bitte dich, meine schöne Frau, sage mir, wo ich dich suchen soll, daß ich dich noch einmal wiedersehe.“ — „Suchen mußt du mich,“ antwortete sie von dem Rauchfang her, „im Dorfe Kuschkundaleo, dort wirst du mich dann wiedersehen.“ Damit flog sie in die Wolken.
Nach einigen Tagen machte sich der Hirt auf die lange Reise, das Dorf Kuschkundaleo zu suchen, zog von Dorf zu

Dorf, von Stadt zu Stadt und fragte, wo es läge. Alle, die der Hirt nach dem Dorfe fragte, wunderten sich über den Namen und keiner konnte ihm Bescheid geben. Als er so alle Dörfer und Städte durchwandert hatte, zog er in Gebirge und Einöden, um weiter nach einem solchen Dorfe zu suchen. Als er so durch ein Gebirge wanderte, traf er auf einen alten Mann, der stand an eine Buche gelehnt mit einem Krummstab in der Hand. „Was streifst du hier in dieser Einöde herum, mein Bursche, wo kein Hahn kräht und kein Mensch wohnt?" fragte der Alte den Hirten. Der antwortete: „Die Not treibt mich, alter Vater, ich möchte dich bitten, mir zu sagen, wenn du es vielleicht weißt, ob sich in dieser Einöde ein Dorf namens Kuschkundaleo befindet." — „Von einem solchen Dorf habe ich in dieser Gegend niemals etwas gehört, und ich lebe hier doch schon zweihundert Jahre. Aber, mein Junge, warum suchst du nach dem Dorfe?" — Darauf erzählte ihm der Hirt alles, was ihm geschehen war und schloß mit den Worten: „So ist also meine Lage, alter Vater, wenn du etwas weißt, sag es mir." — „Einen solchen Dorfnamen kenne ich nicht, mein Junge, wenn du aber noch einen Monat weiter wandern willst, so wirst du einen andern alten Mann finden, meinen Bruder, den grüße von mir; er ist noch älter als ich, etwa dreihundert Jahre. Der ist der Zar aller wilden Tiere des Gebirges und kann dir vielleicht etwas über das Dorf sagen." Damit entließ ihn der Alte, und als der Hirt noch einen Monat gewandert war, fand er einen andern alten Mann an einer Quelle sitzen, grüßte ihn und erzählte ihm alles der Reihe nach, wie dem ersten Bruder. Der Alte sagte ihm: „Bleib hier, bis ich alle wilden Tiere zusammenrufe und sie frage nach dem Namen des Dorfes, das du suchst." Darauf schickte er Botschaft an alle Tiere, alle kamen nach kurzer Zeit, traten vor den Alten und warteten auf seine Befehle. „Hört mich an, ihr Löwen, ihr Bären, ihr Wölfe und Füchse und ihr alle Tiere, was ich euch sagen will; ihr kommt nahe an Dörfer und Städte, habt ihr einmal von einem Dorfe

gehört, das Kuschkundaleo heißt oder nicht?" — „Einen solchen Namen haben wir nie gehört, erhabener Zar", antworteten alle Tiere einstimmig. „Siehst du, mein Junge, es gibt kein Dorf des Namens, wie du es suchst. Aber wenn es dich nicht verdrießt, geh noch einen Monat weiter, dort wirst du meinen ältesten Bruder finden, der ist Zar über alle Vögel unter dem Himmel, vielleicht haben die etwas von dem Dorfe gehört, das du suchst." Da machte der Hirt sich wieder auf den Weg und traf nach einem Monat den dritten Alten, den Zaren aller Vögel, begrüßte ihn, brachte ihm auch einen Gruß von seinen Brüdern und erzählte ihm seine Lage von A bis Z. Sogleich schickte der Alte Botschaft an alle Adler, Raben und alle andern Vögel, zu ihm zu kommen. In vierundzwanzig Stunden erschien alles, was es an Vögeln gab, vor dem Zaren, und alle warteten, daß er sie befrage oder ihnen Befehle gäbe. „Hört, ihr Adler und Raben und ihr Vögel alle, hat einer von euch von einem Dorfe gehört, das Kuschkundaleo heißt?" — „Bis jetzt haben wir einen solchen Namen niemals gehört", antworteten die Vögel. — „Da muß es einen solchen Namen nicht geben, mein Junge; kein Vogel hat ihn gehört, die Adler nicht und auch die andern nicht; ich bin auch hier alt geworden, bin fast vierhundert Jahre und habe einen solchen Dorfnamen nicht gehört." Gerade als der Alte so sprach, kam eine lahme Elster herbei und trat vor den Zaren. Der fragte sie: „Warum, Elster, bist du soviel zu spät gekommen? Von allen kommst du zuletzt zu mir." — Darauf antwortete die Elster: „Ich bin zu spät gekommen, erhabener Zar, weil ich lahm bin und weil ich sehr weit weg wohne, so weit wie das Dorf Kuschkundaleo, wo die Samovilen leben. Als deine Botschaft zu mir kam, war ich von ihnen eingespannt Strohblumen auszudreschen, und beim Dreschen schlug mich eine verfluchte Samovila auf den Fuß, so konnte ich vor Schmerz nicht recht schnell fliegen und zur Zeit hier sein." — „Nun, mein Junge, hast du gehört, was die Elster sagt, die ist ja aus dem Dorfe, das du suchst. Wenn du magst,

mach dich bereit mit der Elster zu gehen. Ich will dir auch einen Adler geben, auf dem kannst du reiten, und er wird dich nach Kuschkundaleo bringen." Auf diese Worte des Alten antwortete der Hirt: „Wenn du mir diese Güte erweisen willst, erhabener Zar, werde ich es dir niemals vergessen." Sogleich befahl nun der Zar einem der größten Adler, den Hirten nach Kuschkundaleo zu bringen. So kamen sie, die Elster voraus, der Adler hinterher, in der Frühe nahe bei dem Dorfe an, er stieg ab und ging in das erste Haus um zu fragen, wo die drei Samovilenschwestern wohnen. Zufällig war es gerade das Haus, und schon als er in den Hof trat, hatten ihn die beiden Schwestern seiner Frau gesehen und ihn bedauert: „Ach, ach! Der arme Schwager, was hat er ausgestanden mit Herumwandern und Suchen nach seiner ungetreuen Frau, bis er hierher gekommen ist. Für all die Mühe, die er gehabt hat, müssen wir ihm unsre Schwester auf den Sattel binden, daß er sie mit sich nach Hause nehmen kann."
Die Schwestern gingen nun zu ihm hinaus und begrüßten ihn als ihren Schwager, fragten ihn auch, wie alles zugegangen sei; er erzählte es und bat sie, ihm seine Frau zu geben. Sie antworteten: „Sei unbesorgt, Schwager, wir haben das auch vor und wollen sie jetzt auf einen Sattel binden, der fliegen kann, auf den setzest du dich und fliegst mit der größten Schnelligkeit, bis du die drei Gebirge da hinter dir hast; von da an brauchst du keine Sorge mehr zu haben. Komm jetzt ins Haus, da wollen wir sie auf dem Sattel festbinden, während sie schläft, du steigst dann auf, und ihr fliegt davon. Sie wird während des Fluges aufwachen und schreien, was sie kann, daß ihr Pferd es hören soll. Das wird hinrennen sie zu befreien, aber wenn es findet, daß du über die drei Gebirge hinüber bist, kann es dir nichts tun, findet es dich aber vor ihnen, so reißt es dich in Stücke und nimmt deine Frau fort." Nach diesen Worten der Samovilen bestieg der Hirt den Sattel, und ein starker Wind hob ihn in die Höhe. Als sie nun über die drei Gebirge

hinüber waren, wachte die Samovila auf und schrie nach ihrem Pferde. Das flog auch gleich auf, um den Hirten zu ereilen und kam an die drei Gebirge, aber seine Kraft reichte nur so weit, und es kehrte um. Der Hirt aber kam mit seiner Samovilenfrau nach Hause und verbrannte sogleich ihr Hemd, um fortan ohne Sorge zu sein. So blieben sie zusammen und bekamen Töchter, eine schöner als die andere, und von diesen Töchtern kommen die schönsten Frauen auf der Welt bis auf den heutigen Tag.

16. Wie Adam den Tieren Namen gab und woher der Storch das Klappern gelernt hat

Als Gott den Adam geschaffen und ihm den Namen Mensch gegeben hatte, schuf er auch alle Tiere, die es auf dieser Erde gibt, groß und klein, aber Namen gab er ihnen nicht, sondern wollte hören, wie Vater Adam die Tiere nennen wird. Gott wußte wohl die Namen aller Tiere, aber er erwies dem Vater Adam die Ehre und brachte alle Tiere vor ihn, daß er jeglichem den Namen gäbe. „Sohn Adam", sprach Gott, ‚ich mache dir etwas zu tun mit den Tieren da, die ich geschaffen habe; ich trage dir auf, ihnen Namen zu geben, denn alle Tiere sollen dir dienen, und darum mußt du auch jedes Tier bei Namen rufen können." Nach Gottes Befehl kamen nun alle Tiere vor Adam, verneigten sich vor ihm wie vor ihrem Zaren, und Adam gab einem jeden seinen Namen. Als so alle Tiere beim Vater Adam vorbeimarschiert waren, ordneten sie sich, verneigten sich vor ihm und gingen jedes an die Arbeit, die ihm Gott verordnet hatte.

Adam richtete sich nun auf und sprach zu den Obersten der Tiere: „Hört mich an, ihr Obersten, ich befehle euch, darauf bedacht zu sein, jeder für seine Untergebenen, daß jedes Tier ein Handwerk lernt und darin seine Arbeit hat; eins mag singen, eins pfeifen, eins mit den Flügeln rauschen, andre

mit Armen und Beinen etwas verrichten. Mit einem Wort, jedes soll lernen was es kann, aber irgend etwas muß es verstehen; mag es das niedrigste Handwerk sein, lernen muß es. Nach vierzig Tagen erwarte ich euch hier an dieser Stelle, daß jedes Tier seine Kunst vor mir zeige. Und ihr Untergebenen, habt ihr gehört, was ich euren Obersten befohlen habe? Jedes von euch soll gehorsam das Handwerk lernen, das sein Oberster lehren wird. Wer nicht bis zum vierzigsten Tage irgendeine Kunst gelernt hat, soll wissen, daß er dann vor der ganzen Versammlung beschämt wird, weil er nichts gelernt hat."

Darauf gingen die Tiere fort, und jeder Oberste bemühte sich, seine Untergebenen irgendein Handwerk zu lehren. So waren neununddreißig Tage vergangen, und sie fingen an, die Tiere herbeizurufen und in Herden zu versammeln, jede Art besonders, um nun zum Vater Adam zu gehen und das Handwerk zu zeigen, das jedes Tier von seinem Obersten gelernt hatte.

Der Oberste der Störche allein hatte vergessen, seine Störche irgend etwas zu lehren, aber zum Glück für die Störche hatte er davon gehört, wie man die andern Tiere zusammenrief, daß sie zum Vater Adam gehen und zeigen sollten, was sie in den vierzig Tagen gelernt hatten. „Daß Gott erbarm," dachte er bei sich, als er merkte, daß er Adams Befehl vergessen hatte, „ich esse da immer Frösche und Schlangen und vergesse, meine Störchen ein Handwerk zu lehren; das ist eine schöne Geschichte, wie wird das vor Vater Adam ausgehen, ich werde da mit Schanden bestehen." In solchen Gedanken flog er zu seinem Nest und verfiel in Nachdenken, wie er es anfangen sollte, noch eine Kunst zu lernen und seine Störche zu lehren, daß er sich vor dem Vater Adam nicht zu schämen brauche.

Zu der Zeit spazierte der Baumhacker [Specht] von Baum zu Baum und klopfte an die Bäume, damit die Ameisen herauskämen und er sie verzehren könnte. Er wollte auch mit den Seinen zum Vater Adam und dies sein Handwerk zeigen.

Während nun der Storch nachdenklich dastand, hörte er das Klopfen des Baumhackers: tak, tak, tak!, und versuchte gleich, mit seinem Schnabel das Klopfen nachzumachen, aber so wie der Baumhacker brachte er es nicht heraus, denn er vernahm nur, wie dessen Klopfen von einem nahen Berge widerhallte, und statt tak, tak hörte er klak, klak. Dies Geklapper versuchte er mehrmals, lernte es, versammelte sofort die Störche und lehrte sie klappern, wie er es selbst konnte, und am nächsten Morgen machten sie sich auf zum Vater Adam, ihre Kunst zu zeigen.

Am vierzigsten Tage waren alle Tiere bei Vater Adam versammelt, und als sie sich in Herden aufgestellt hatten, fragte er jeden, was er gelernt habe. Da fingen alle nach der Reihe an ihre Kunst zu zeigen. Zuerst brüllte der Löwe mächtig, so daß alle Tiere erschraken. Da verlieh ihm Adam, daß er Zar über alle Tiere sein solle. Als der Esel das sah, beneidete er den Löwen und brüllte ebenfalls aus Leibeskräften, aber kein Tier erschrak vor seinem Gebrüll, und Adam verlieh zwar dem Esel, daß er brüllen dürfe, aber so, daß niemand vor seinem Gebrüll und Geschrei erschrecke. Daher kommt es, daß der Esel immer brüllt, um die Tiere zu erschrecken, weil er meint, er sei eben so gut wie der Löwe. Nach ihnen zeigten alle Tiere ihre Künste: einer singt, einer pfeift, einer kann mit den Flügeln, andere mit Armen und Beinen etwas ausrichten, und so zeigte jeder, was er konnte, zuletzt auch die Störche ihr Klappern. Die aber, die nichts gelernt hatten, verurteilte Vater Adam, für alle Zeit stumm zu sein. Und wirklich, so verblieben alle Tiere bei den Namen, wie sie Adam ihnen gegeben hatte, und bei den Künsten, die er ihnen damals verliehen hatte, so daß von da an bis heute und in alle Ewigkeit einige singen und auf die Weise miteinander reden und sich untereinander verstehen, andere aber stumm sind und sich nur durch Zeichen verständigen.

17. Drei Schwestern, die jüngste wird Zarin

Es waren einmal drei Schwestern; die gingen jeden Morgen, sobald die Sonne aufging, in den Garten und fragten sie: „Sonne, liebe Sonne, du Gottes Ei, welche von uns drei Schwestern ist die schönste?" Darauf antwortete jedesmal die Sonne: „Die älteste ist schön, die zweite ist schön, aber eine schönere als die jüngste wird in der ganzen Welt nicht gefunden." Das mißfiel den beiden älteren, und sie hatten einen solchen Neid auf die jüngste, daß sie eine Gelegenheit suchten, sie zu verderben. Einmal an einem Sonnabend kochten sie Weizenkörner, als wenn sie die Totenfeier für ihre Mutter halten wollten, bereiteten am Abend die Speise zum Totenmahl [aus gekochtem Weizen, Zucker und Nüssen], füllten einen Korb mit Brot und zogen alle drei auf den Friedhof. Dort angekommen, sagte die älteste: „Sind wir denn von Gott verlassen? Wo ist die Hacke? Was jetzt, womit sollen wir hacken?" und dann zu der jüngsten: „Bleib du hier, Schwester, wir beide wollen gehen und die Hacke holen, oder wenn du nicht hier bleiben magst, geh du und hole sie." Es war um Mitternacht, die jüngste sagte ja, und die beiden andern gingen nach Hause, als wollten sie die Hacke herholen. Das arme Kind, die jüngste, blieb allein auf dem Friedhof zurück und wußte vor Angst nicht, wo gehen und wo bleiben; sie wartete und wartete auf die Rückkehr der Schwestern, aber die kamen nicht. Zuletzt stieg sie auf eine Pappel und dachte, mag kommen was da will.

Als der nächste Morgen anbrach, kam der Sohn des Zaren und wollte sein Pferd tränken in dem Flusse, der am Friedhof vorbeifloß. Zu seinem großen Erstaunen trank das Pferd nicht, sondern wieherte nur und streckte den Kopf in die Höhe; die Diener trieben es wieder in den Fluß hinein, da sie meinten, es wolle klareres Wasser, aber das Pferd ließ sich nicht bewegen zu trinken. Jetzt wandte der Prinz den

Kopf in die Höhe, sah scharf hinauf, und was sieht er? Strahlen wie von der Sonne kommen aus der Spitze der Pappel, und da oben steht etwas wie eine Frauengestalt. Da rief er aus: „He, Jungfrau, was bist du, bist du ein Mädchen oder eine Samovila oder eine Heilige? Dein Gesicht hat meine Augen geblendet. Wenn du ein Mädchen bist, steig herab, und ich mache dich zur Zarin." — „Ich bin keine Samovila, großer Zar, auch keine Heilige, sondern nur eine arme Waise ohne Vater und Mutter." — „Komm herab, komm herab, und fürchte nichts." — Da stieg das Mädchen herab, der Prinz nahm sie auf sein Pferd, und sie zogen samt den Dienern nach Hause. Als dort der alte Zar das Mädchen sah, war er auch erstaunt über ihre Schönheit und wartete nicht erst die Bitte seines Sohnes ab, sondern gab ihm mit seinem Segen die Erlaubnis, sie zur Frau zu nehmen, schickte einen Herold aus und ließ alle Leute der Hauptstadt, groß und klein, einladen. Dann war die Hochzeit, und da gab es Schmäuse und Tänze, daß man lange davon erzählte.

Aber wie nahmen es die Schwestern der Prinzessin auf? Als sie hörten, welch glückliches Geschick auf ihre Schwester gefallen war, fraß der Neid noch mehr an ihnen und ließ ihnen keine Ruhe. So machten sie sich auf den Weg und wanderten als Bettlerinnen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus und kamen auch an das Schloß des Zaren, wo sie taten, als bäten sie um Gottes willen um eine Gabe. Die Prinzessin, ihre Schwester, saß um die Zeit gerade am Fenster, sah sie am Tore stehen und erkannte sie sogleich. Sie taten ihr sehr leid, als sie sie in solchem Zustande sah, und sie schickte eine Dienerin und ließ sie zu sich hinaufrufen. Da stiegen sie hinauf, und die Prinzessin fragte sie nach dem und jenem, endlich aber tat sie sich ihnen kund und lud sie ein, bei ihr zu bleiben. Die beiden blieben nun da und benahmen sich so liebevoll, als wenn sie ihre Schwester wirklich lieb hätten. Eines Tages im Winter gingen alle drei Schwestern hinaus auf den Altan und setzten sich dort in die Sonne. Da sprachen die beiden älteren zu der Prin-

zessin: „Komm, wenn du magst, wollen wir dich lausen." Die war vertrauensvoll und legte ihren Kopf in den Schoß der einen, aber die teuflischen Schwestern hatten gar nicht die Absicht sie zu lausen, sondern als die Prinzessin so da lag, stachen sie ihr eine Nadel in das rechte Ohr, und sogleich wurde sie zu einem Vogel und flog davon. Darauf zogen die beiden Schwestern die Kleider der Prinzessin an und benahmen sich abwechselnd eine nach der andern, als wären sie die Prinzessin. Der Prinz wunderte sich, wie es zugeht, daß seine Frau anders ist, machte sich aber keine Gedanken darüber, wie es komme.

Der Vogel, in den die Prinzessin verwandelt war, hatte sich nicht vom Hause entfernt, sondern kam immer nachts in den Garten, setzte sich auf einen Baum und rief: „Gärtner, Gärtner, schläft der Prinz?" — „Er schläft." — „Schlafen meine bösen Schwestern?" — „Sie schlafen." — „Schläft mein Söhnchen?" — „Es schläft." — „Möge der Baum, auf dem ich sitze, sich verzehren, wie ich mich verzehre vor Sehnsucht nach meinem Söhnchen." — Und sogleich vertrocknete der Baum wie verbrannt. Ebenso vertrockneten noch weiter des Nachts die schönsten Bäume im Garten des Zaren. Da nun der Gärtner einsah, daß es ihm selbst nicht gelingen könne, den Vogel zu fangen, zeigte er es dem Prinzen an. Der ging am Abend in der Dunkelheit hin und versteckte sich hinter einem Baum. Um Mitternacht kam auch wirklich der Vogel, setzte sich auf einen Baum und fing wieder an zu rufen: „Gärtner, Gärtner, schläft der Prinz?" — „Er schläft." — „Schlafen meine bösen Schwestern?" — „Sie schlafen." — „Schläft auch mein Söhnchen?" — „Es schläft." — Aber kaum hatte der Vogel angefangen: „Möge der Baum verdorren", da ergriff ihn der Prinz und brachte ihn auf sein Zimmer, und als er ihn bei Licht betrachtete um zu sehen, was das für ein Vogel ist, bemerkte er, wie eine Nadel in seinem Ohr flimmerte, zog sie heraus, und zu seiner großen Verwunderung stand auf einmal statt des Vogels die Prinzessin vor ihm. Da stürzte er zu ihr hin,

umarmte sie mit Tränen in den Augen und fragte sie, warum sie das getan habe. Sie aber konnte vor Schluchzen nicht sprechen und antwortete nur: „Meine Schwestern.“ Alsbald befahl der Prinz seinen Dienern, die Schwestern je an zwei Pferde zu binden, das eine Bein an das eine, das andere an das andere, und die Pferde mit der Peitsche auseinander zu treiben. Das geschah, und die Schwestern der Prinzessin wurden so in zwei Stücke zerrissen. Prinz und Prinzessin aber lebten fortan ohne Gefahr und Schaden.

18. Der heilige Georg, die Lamia und die Schlange

Einstmals, als der heilige Georg noch als Mensch auf Erden wandelte, hatte er zwei Brüder. Er war Schäfer, ein stiller, verständiger Mann und wandelte auf Gottes Wegen, war aber dabei sehr stark, wie ein Löwe. Er hatte eine sehr schöne Frau, um die beneideten ihn seine Brüder und suchten eine Gelegenheit, ihm das Leben zu nehmen, damit ihnen die Frau zufiele.

Nahe bei ihrem Dorfe führte ein Loch in die Erde hinein wie ein Brunnen, und niemand wußte, was darin war, denn wenn man jemand da hineinließ, kam er nie wieder heraus, weder lebendig noch tot. Auf dem Grund der Höhle standen zwei Widder, ein schwarzer und ein weißer, auch waren dort noch zwei Höhlen mit eisernen Türen, die eine führte in die Dunkelwelt, die andere in die Lichtwelt. Wenn man irgendeinen hineinwarf und er fiel auf den schwarzen Widder, so brachte der ihn in die Dunkelwelt und ließ ihn dort; fiel er aber auf den weißen, so brachte der ihn in die Lichtwelt.

Als der heilige Georg einmal seine Schafe nahe bei diesem Brunnen hütete, schlief er unter einem schattigen Baume ein. Die Brüder hatten schon lange auf eine Gelegenheit ge-

lauert, und jetzt hatten sie eine. Sie hoben ganz leise den heiligen Georg im Schlafe auf und schleuderten ihn in den Brunnen. Als er auf dem Grunde auffiel, erwachte er, erschrak, merkte aber gleich, daß ihm diesen Freundschaftsdienst seine Brüder angetan hatten. Zufällig war er auf den schwarzen Widder gefallen, und der brachte ihn in die Dunkelwelt. Dort herrschte ein Zar; alles war dort schwarz, die Menschen, die Tiere, auch der Zar selbst. Der heilige Georg fand dort auch schwarze Schafe und wurde Hirt wie vorher. Zu dem Palast des Zaren führte von weit her eine Wasserleitung, an deren Quelle war eine Lamia, die nährte sich nur von Menschenfleisch. Wenn sie einen Menschen verzehrt hatte, floß die Leitung einen Tag, wenn sie zwei gefressen hatte, zwei Tage. So fraß sie viele Menschen, und der Zar konnte keinen Menschen mehr finden, um ihn der Lamia zu überliefern und so das Wasser zum Fließen zu bringen, denn es war in der Dunkelwelt kein Wasser außer diesem. Der Zar suchte und suchte, konnte aber keinen finden, und so schickte er seine Tochter zu der Lamia.

Die Zarentochter ging zu der Quelle, setzte sich unter einen Baum, weinte und wartete, daß die Lamia komme und sie fresse. Der heilige Georg war aber in der Nähe, sah das Mädchen einsam unter dem Baume sitzen und weinen, trat zu ihr und fragte sie, warum sie weine. Das Mädchen erzählte ihm alles, der heilige Georg hatte Mitleid mit ihr und sagte ihr, sie möge keine Angst haben, er wolle ihr beistehen und sie erretten. Da bat ihn das Mädchen weinend, er möge nicht fortgehen, sondern bei ihr bleiben. Das tat er; da er aber schläfrig wurde, legte er seinen Kopf in ihren Schoß, um ein wenig zu schlafen und sagte, sie solle ihn wecken, sobald die Lamia erscheine.

So schlief der heilige Georg in ihrem Schoße ein, und bald darauf erschien die Lamia. Als die ihn sah, rief sie aus: „Ha! Ich wollte nur einen, jetzt kann ich zwei essen." Das Mädchen fing an zu weinen, wagte aber nicht, den heiligen Georg zu wecken, doch fiel eine Träne aus ihren Augen auf

sein Gesicht, er sprang auf und sah die Lamia auf sie zukommen. Darauf schob er das Mädchen hinter sich, bot der Lamia sein Knie dar und sagte zu ihr: „Ich sehe, wir sind in deiner Hand, aber am besten fängst du vom Knie hier an zu fressen, denn sonst ist es für uns zu schrecklich." Da schnappte die Lamia nach dem Knie des heiligen Georg, er aber streckte mit aller Kraft das Bein aus und zerschmetterte ihr den Mund, so daß sie starb. Als das Mädchen sah, daß sie gerettet war, sagte sie zu dem heiligen Georg: „Du bist von jetzt an mein Bruder, ich gehe zu meinem Vater; der wird mich fragen, wie es zugegangen ist, daß ich am Leben geblieben bin, und ich werde ihm erzählen, wie du mich errettet hast; darauf wird er dich suchen lassen. Ich will dir aber vom Blut der Lamia ein Merkmal aufdrücken, daß ich dich wiedererkennen kann; denn mein Vater wird alle Leute seines Landes zusammenrufen, um dich herauszufinden." Damit benetzte sie ihre Handfläche mit dem Blut der Lamia und strich es ihm aufs Gewand. Dann ging sie fort, der Heilige machte sich ebenfalls auf und ging zu seinen Schafen.

Einmal setzte er sich unter eine sehr dicke Buche in den Schatten, um ein wenig auszuruhen. Da bemerkte er oben in dem Baum ein großes Nest, darin piepten junge Vögel. Das Nest aber war das eines riesigen Vogels, und so oft er Junge ausbrütete, fraß eine Schlange sie ihm auf, so daß er sie niemals großziehen konnte; denn da die Schlange gleich, wenn sie die Jungen gefressen hatte, sich zu verbergen pflegte, wußte er nicht, wer sie gefressen hatte. Als nun der heilige Georg unter dem Baume lag, sah er eine gewaltige Schlange an dem Baum zu dem Nest hinaufsteigen; auch die jungen Vögel sahen sie und piepten vor Angst. Da erhob der heilige Georg seinen Hirtenstab und traf die Schlange so, daß sie vom Baum fiel und tot war; er aber blieb unter dem Baume sitzen. Als nun der Vogel kam und ihn dort sitzen sah, wurde er wütend, — er glaubte nämlich, es wäre der heilige Georg, der ihm seine Jungen verzehrt hätte — wollte

auf ihn niederfahren und ihn töten, aber gerade als er schon hinabstürzte, piepten die Jungen auf: pi, pi, pi! und erzählten ihm, daß der Mensch da sie gerettet habe, und wenn er die Schlange nicht erschlagen hätte, die sie aufgefressen hätte. Als die Vogelmutter nun erfahren hatte, wie sich die Sache verhielt, sagte sie zu dem heiligen Georg: „Ich habe so viele Jahre Junge ausgebrütet, und immer hat die Schlange sie mir aufgefressen; daß du nun gerade herkommst und mich und meine Kinder von ihr befreist, das kann ich dir mit nichts jemals vergelten; ich bitte dich aber, sage mir, was du von mir wünschest." Darauf antwortete der heilige Georg: „Ich wünsche nichts, als daß du mich zu der Lichtwelt hinausbringst, denn ich bin nicht aus diesem Lande." — „Gut, ich will dich hinbringen, aber die Lichtwelt ist sehr weit; darum backe Brot, soviel man in fünf Öfen backen kann, schlachte fünf gelte Kühe und fülle einen Schlauch mit Wasser; das bringe alles allein hierher, und ich bringe dich dann fort."

Als die Zarentochter nach Hause kam und ihr Vater sie sah, wurde er ganz irre und fragte sie: „Wie kommt es, Tochter, daß du lebendig daherkommst, und daß die Wasserleitung läuft?" Sie erzählte ihm alles, und der Zar schickte überallhin Leute aus, die alle seine Untertanen zu ihm führen sollten. Unter denen war auch der heilige Georg, und als der Zar alle in der Reihe aufgestellt hatte, erkannte die Tochter den Heiligen, sagte es ihrem Vater und zeigte ihm das Merkmal von dem Blute der Lamia, so daß er es glauben mußte. Da verneigte sich der Zar vor ihm und fragte ihn: „Wünsche jetzt, was du nur willst, und ich gebe es dir." Darauf antwortete der heilige Georg: „Ich will nichts, mir genügt das Gute, das ich getan habe, doch laß mir fünf Öfen voll Brot backen, fünf gelte Kühe braten und gib dazu einen Schlauch Wasser." Das tat der Zar, und bot ihm auch Geld an, aber das wollte der Heilige nicht nehmen. Er nahm nur das Brot, das Fleisch und das Wasser und ging damit unter den Baum, wo das Nest war. Da sagte ihm der Vogel: „Lade

jetzt Brot, Fleisch und Wasser auf meinen Rücken, und steige dann selbst auf. Wenn ich dir sage: ein Stück Fleisch, dann gib mir von dem Fleisch zu essen; sage ich: ein Stück Brot, gib von dem Brot, und wenn ich einen Schluck Wasser will, gib mir, aber gib ja nicht mehr, denn wenn es nicht reicht, bis wir ankommen, dann ist es schlimm, denn hungrig können wir nicht bis zur Lichtwelt kommen." Der heilige Georg tat, wie ihm der Vogel befahl, und der flog zu den Wolken auf. Wochen und Monate vergingen, und er flog immer noch. Wenn er Fleisch wollte oder Brot oder Wasser, gab ihm der Heilige. Aber auf einmal war das Fleisch zu Ende, der Vogel wollte welches, und es war keins mehr da. Der heilige Georg bekam Angst, der Vogel möge stehen bleiben und nicht mehr fliegen können, schnitt sich aus der Mitte jeder Fußsohle ein Stück heraus und gab es ihm, damit er nicht hungere. Der Vogel merkte aber, daß es vom Körper des heiligen Georg war, verschlang es nicht, sondern behielt es im Munde und gab es wieder von sich, als sie in der Lichtwelt angekommen waren. Da verließ er den Heiligen und kehrte durch das Erdloch zurück. Darum sind von jener Zeit an die Fußsohlen der Menschen zwischen den Zehen und der Ferse wie kleine ausgehöhlte Tröge.

Der heilige Georg ging nun nach Hause und nahm seine Brüder mit in einen Wald, um Holz zu fällen. Er schlug eine alte große Buche von oben bis unten auseinander, so daß es einen langen Spalt gab und nötigte die Brüder, die Hände in den Spalt zu stecken, um den Baum ganz zu zerteilen, er selbst hielt die eine Hälfte. Als sie die Hände darin hatten, ließ der heilige Georg seine Hälfte los, die beiden Hälften der Buche fuhren wieder zusammen und drückten den Brüdern die Hände breit. Bis zu der Zeit, sagt man, waren die Hände der Menschen wie Fäuste, von da an aber wurden sie zu Handflächen, wie sie jetzt sind.

19. Der Zar, seine Tochter und der Schneider

Es war einmal ein Zar, der hatte eine Tochter, ein kühnes und mutwilliges Mädchen. Sie machte weite Fahrten; während einer einzigen Nacht ging sie in ein andres Reich zu einem Zarensohn und kehrte am Morgen zurück, über das Meer fuhr sie auf ihrem Kopftuch. Ihr Vater kaufte ihr am Abend Schuhe, aber in der Nacht brauchte sie die Schuhe auf, und in der Frühe standen sie zerrissen da. Eine Zeitlang ging das so fort, und er wußte nicht, wohin sie geht. Darauf stellte er Leute an, um ihr aufzulauern und versprach sie dem, der sie ertappen würde, zur Frau; wer sie aber nicht ertappen würde, dem werde er am nächsten Morgen das Leben nehmen. Da zogen viele aus, um ihr aufzulauern, aber keiner konnte sie ertappen, und viele Menschen verloren so das Leben.

Zuletzt fand sich ein Schneider, der dachte: „Halt, ich will gehen und ihr auflauern, einerlei, ob ich sie bekomme oder ob der Zar mir das Leben nimmt.“ Er war ein tapfrer und rascher Bursche. So legte er sich auf die Schwelle, über die sie kommen mußte; sie trat heraus, stieg über ihn weg und sagte: „Meines Vaters Hunde haben schon viele gefressen, auch für dich ist gesorgt.“ Er aber schnitt ihr mit seiner Schere ein Stück aus dem Rock, ohne daß sie es merkte, und als sie dann gewaltig forteilte, hielt er Schritt mit ihr, doch sie merkte es nicht. Als sie ans Meer kamen, warf sie ihr Tuch aus und fuhr hinüber; er konnte es aber nicht. Wie er nun gerade nach einer Seite hinhorchte, kam es ihm vor, als höre er einen Streit, er ging darauf zu und fand drei Teufel. Die waren bei einer Teilung, konnten aber nicht auseinander kommen und zankten sich; es ging um ein Fes, ein silbernes Sieb, eine Keule, einen goldnen Apfel und eine goldne Schale. Da redete er sie an: „Sagt mir, was es mit diesen Dingen auf sich hat, ich werde sie dann leicht unter euch ver-

teilen." Sie antworteten: „Mit dem Fes ist es so: wenn du es aufsetzest, kann niemand und nichts dich sehen; mit der Schüssel, wenn du sie anleckst und den Wunsch aussprichst, füllt sie sich mit Goldstücken; mit der Keule, wenn du sagst: zerschlag diesen Berg, so schlägt sie ihn auseinander; und mit dem Sieb, wenn du hineinsteigst, kannst du damit übers Meer fahren." Darauf sagte er: „Nun, die Teilung werde ich leicht machen, ich werfe den Apfel, und wer ihn zurückbringt, dem gehört er." Es war aber an einem abschüssigen Ort, und als er den Apfel mit aller Kraft warf, rollte er hinab wer weiß wie weit. Die Teufel liefen dem Apfel nach und kamen wieder in Streit; er aber stieg in das Sieb, nahm Keule, Fes und Schale, setzte das Fes auf, und holte das Mädchen ein, gerade als sie ans Ufer kam. Sie sah ihn nicht.

Sie kamen nun durch einen Wald; darin schlug er nichts nieder, nur einen Ast brach er ab. Der Wald erdröhnte, und das Mädchen wartete, denn sie wagte nicht weiter durchzugehen, ehe der Wald sich beruhigt hatte. Darauf kamen sie zu dem Palast des Zarensohnes und gingen hinein. Der Prinz fragte das Mädchen: „Warum hast du dich so verspätet?" Sie antwortete: „Der Wald erdröhnte, da wagte ich nicht weiter zu gehen." — „Nun, du bist ja da, wir haben ja Zeit, wenn du auch spät gekommen bist." Der Schneider aber setzte sich neben sie, ohne daß sie ihn sahen. Dann gingen sie zum Abendessen und tranken Raki aus einem goldnen Becher. Nachdem der Prinz getrunken hatte und nun den Becher dem Mädchen reichte, ergriff ihn der Schneider, der neben ihnen saß, trank den Raki aus und steckte den Becher in die Tasche. Die beiden suchten danach, wunderten sich, aber der Becher war nicht zu finden. Da setzten sie sich wieder zum Essen und fingen an Wein zu trinken, wieder aus einem goldenen Becher. Der Prinz trank, schenkte wieder ein und stellte dem Mädchen den Becher auf den Tisch. Der Schneider nahm auch diesen, trank den Wein aus und steckte den Becher in die Tasche. Sie bemerkten es nicht

und wunderten sich: „Wie geht das zu, wer hat uns die Becher weggenommen?“ Sie suchten nun wieder, als sie aber nichts fanden, gaben sie es auf. Nach dem Essen fingen sie an mit einem goldnen Apfel zu spielen, und als der im Rollen war, nahm der Schneider auch den und steckte ihn in seine Busentasche. Nun waren die beiden in Verlegenheit, was sie machen sollten, und der Prinz sagte: „Ich habe noch einen Apfel.“ Den brachte er, und sie fingen wieder an zu spielen, aber auch diesen nahm der Schneider. Da überlegten sie sich: Die Sache ist nicht geheuer, und das Mädchen sagte: „Laß mich jetzt gehen, ehe die aufstehen, die mir immer am Tor auflauern, daß sie mir nicht den Weg abschneiden.“ Als sie Abschied nahm, sagte der Prinz: „Gräme dich nicht, daß die Becher und die Äpfel verloren sind, komm morgen früher.“

Damit ging sie fort und der Schneider zugleich mit ihr, erst durch den Wald, dann ans Meer; dort warf sie ihr Tuch aus, er sein Sieb, und so fuhren sie über. Er kam ihr aber voraus an das Tor, wo er ihr aufgelauert hatte, und legte sich dort schlafen, sie stieg über und sagte wieder: „Meines Vaters Hunde haben schon viele gefressen, und dich werden sie auch fressen.“ Damit ging sie in den Palast und legte sich schlafen.

Als es Tag wurde, stand der Zar auf, um nachzusehen, ob sie die Schuhe zerrissen habe, und fand sie wieder zerrissen. Da sagte er zu dem Schneider: „Gestern abend kommst du und sagst, du wirst sie ertappen, und ich sagte dir, du wirst den Kopf verlieren; nun hast es.“ Darauf antwortete der Schneider: „Ich habe sie ertappt.“ Das Mädchen aber rief: „Wo hast du mich ertappt?“ — „Freilich habe ich dich ertappt; ruf deine Leute her, Zar, daß sie sehen, ob ich sie ertappt habe.“ — Das tat der Zar, und dann fragte er ihn: „Wie hast du sie ertappt, sag's jetzt.“ — Darauf wandte sich der Schneider zu dem Mädchen: „Weißt du noch, wie du gesternnacht, als du über mich wegstiegst, sagtest: meines Vaters Hunde haben schon viele gefressen, auch für

dich ist gesorgt? und ich schnitt dir ein Stück aus dem Rock; wenn dus nicht glauben willst, hier ist es." Damit zog er das Stück Zeug heraus, und es war wirklich von ihrem Rock. Dann fragte er sie weiter: „Weißt du noch, wie wir über das Meer fuhren? ich war immer neben dir, und dann, wie wir durch den Wald mußten; ich brach einen Ast ab, und der ganze Wald erdröhnte; du standest eine Weile still, denn du wagtest nicht weiter zu gehen. Wenn ihrs nicht glauben wollt, hier ist der Ast." Dabei zog er den Ast heraus und sagte weiter zu dem Mädchen: „Weißt du noch, wie du zu dem Zarensohn gingst in jene Stadt, wie er dich fragte: warum hast du dich verspätet und da sagtest: der Wald erdröhnte, da wagte ich nicht weiter zu gehen; wie ihr dann euch zum Abendessen setztet und euch aus einem goldnen Becher mit Raki bedienen wolltet; wie der Prinz trank und dir ihn gab — ich nahm da den Becher; wenn ihr es nicht glauben wollt, hier ist er; wie ihr dann beim Essen Wein trinken wolltet, und wie dir der Prinz ihn reichte — da nahm ich auch den Becher; hier ist er, wenn ihrs nicht glauben wollt. Darauf fingt ihr an mit einem goldnen Apfel zu spielen; ihr ließt ihn rollen, und ich nahm ihn weg; ihr suchtet lange danach, und der Prinz wurde ärgerlich; dann brachte er noch einen Apfel, ihr spieltet damit, den nahm ich auch weg. Wenn ihrs nicht glauben wollt, hier sind die Äpfel."

So gab er ihnen die sechs Dinge, die er ihr in der Nacht genommen hatte, zum Zeichen: das Stück Zeug aus ihrem Rock, zwei Becher, einen Baumast und zwei goldene Äpfel. Sie überzeugten sich, daß er das Mädchen wirklich ertappt hatte und sagten zu dem Zaren: „Du hattest ja dem, der das Mädchen ertappen würde, sie zur Frau versprochen."

Dem Zaren war es nicht recht, daß er seine Tochter einem solchen närrischen Kerl geben sollte, und er wäre ihn gern losgeworden. Der Zar wohnte aber so, daß seinem Palast gegenüber ein Berg lag, so daß die Sonne nicht in den Palast scheinen konnte. Das fiel ihm ein, und er sagte zu dem

Schneider: „Ich gebe dir vierzehn Tage Zeit, bis dahin sollst du den Berg da zertrümmern, dann gebe ich dir meine Tochter; wenn du es nicht kannst, laß ich dir den Kopf abschlagen." Der Schneider ging aber gar nicht daran, den Berg zu zerschlagen, sondern spazierte in der Stadt herum. Als nun der bestimmte Tag schon nahe war, dachte der Zar: „Noch kurze Zeit, dann fressen dich meine Hunde." Der Schneider aber trat vor den Zaren, als noch drei Tage bis zu der Frist übrig waren, und sagte: „Erhabener Zar, wann rüsten wir zur Hochzeit?" Der Zar antwortete: „Laß noch drei Tage vergehen, dann will ich dir die Hochzeit schon weisen. Du wolltest ja den Berg zertrümmern." Darauf sagte der Schneider: „In den nächsten zwei Tagen brauche ich es noch nicht zu tun, am dritten werde ich ihn zertrümmern." Danach ging er wieder zwei Tage in der Stadt spazieren. Am dritten, gegen Abend, stellte er die Keule hin und sagte zu ihr: „Bis es Tag wird, sollst du den Berg da der Erde gleich machen; sobald die Sonne aufgeht, soll sie in den Zarenpalast scheinen." Da fing die Keule an auf den Berg loszuschlagen und machte ihn, vom Abend an die Nacht hindurch, dem Erdboden gleich.

Der Zar war schlafen gegangen und dachte, wie er am Morgen den Henker rufen und den Schneider wird hinrichten lassen; aber als er aufstand, schien ihm die Sonne in den Palast. Da wunderte er sich, wie es zugehen könne, daß einer in einer Nacht den Berg ebnen konnte. Der Schneider aber trat vor den Zaren und sagte: „Erhabener Zar, wohlan, laß uns die Hochzeit rüsten; ich habe den Berg geebnet." Der Zar aber antwortete: „Ich will dir das Mädchen geben, wenn du mir das Heer drei Monate unterhalten kannst; du mußt Pferdefutter liefern, ebenso Brot, Kleidung und Sold für die Mannschaft, alles was nötig ist." Darauf sagte der Schneider: „Drei Jahre lang kann ich es unterhalten, nicht bloß drei Monate", nahm die Schüssel, wünschte sich Geld und schüttelte an einem Tage ein ganzes Zimmer voll Goldstücke aus der Schüssel. Dafür kaufte er Gewänder für das

Heer, jedem, wie er sie wollte, und die Soldaten kleideten sich um, auch nährte er sie aufs beste. Der Zar hätte sie nicht einen Tag so nähren können, wie er es immer tat. Ferner zahlte er jedem doppelten Sold, und als die drei Monate um waren, ließ er ihnen noch so viel, daß das Heer noch weitere drei Monate davon leben konnte.
Darauf versammelten sich beim Zaren seine vornehmsten Leute und sagten zu ihm: „Du wirst ihm wohl jetzt das Mädchen geben, denn was du ihm befohlen hast, hat er ausgeführt." Darauf antwortete der Zar: „Ich werde das Mädchen geben, aber ich bin Zar und will eine große Hochzeit ausrichten; daher mußt du neun Maultierlasten Gut herbeischaffen; dann gebe ich dir das Mädchen." Der Schneider ging nun in ein Zimmer, da wo er wohnte, nahm die goldne Schüssel, wünschte sich Goldstücke, bis das Zimmer voll war, lud sie auf neun Maultiere und trieb diese zu dem Zaren. Der Zar konnte nun nicht anders, er mußte ihm das Mädchen geben. So hielten sie Hochzeit und lebten ein, zwei Jahre miteinander, der Schneider als des Zaren Schwiegersohn. Die junge Frau aber dachte immer, wie sie es anstellen könnte, den Zarensohn zu bekommen, und fragte vielmals ihren Mann, wie er so schnell Geld bekommen habe. Er wollte es ihr nicht verraten; als sie aber zwei Jahre hausgehalten hatte, sagte er zu ihr: „Du fragst mich doch immer, so will ich dirs sagen; in der Nacht, als ich dich ertappte, fand ich drei Teufel am Meeresstrand, die gaben mir eine Schüssel, mit der bekomme ich Geld." Da ersah sie eine Gelegenheit, die Schüssel zu entwenden, und entfloh damit.
Als sie am anderen Morgen nicht da war, ließ der Zar seinen Schwiegersohn ergreifen und einsperren und sagte zu ihm: „Ich verlange meine Tochter von dir, oder ich laß dich hinrichten." Vierzig Tage hielt er ihn gefangen, dann ließ er ihn heraus und sagte zu ihm: „Entweder du findest meine Tochter, oder ich rufe die Henker, daß sie dir den Kopf abschlagen." Darauf antwortete der Schwiegersohn: „Gib mir

drei Tage Zeit, sie überall zu suchen, dann werde ich sie finden." Der Zar aber sagte: „Neun Tage will ich dir gewähren, nicht drei, nur mußt du sie finden und hierher bringen." Da nahm er die Keule, setzte das Fes auf und nahm auch das Sieb mit. Als er ans Meer kam, fuhr er in dem Sieb über, kam dann an den Ort, wo der Zarensohn war, und dort war auch seine Frau. Da er aber das Fes auf hatte, konnte sie ihn nicht sehen. Jetzt sagte er zu seiner Keule: „Gib dem Zarensohn drei Schläge, und schlag ihn tot, dann ergreife die Zarentochter, gib ihr unterwegs immer Schläge, und so wollen wir sie nach Hause bringen." So geschah es, sie kamen zu dem Zaren, und der Schwiegersohn sagte: „Da, Zar, hast du deine Tochter." Der Zar aber sagte zu ihr: „Wenn du noch einmal wegläufst und mein Schwiegersohn findet dich, lasse ich dich enthaupten." Nun blieb der Schneider für alle weitere Zeit des Zaren Schwiegersohn, und seine Frau lief ihm nicht mehr davon.

20. Der Teufel, der das Flohfell erkannte

Ein Zar hatte einen Floh in eine große Flasche eingeschlossen und ihn viele Jahre gefüttert; der Floh wuchs und wurde so groß wie ein großes Kalb. Da schlachtete ihn der Zar, zog ihm die Haut ab, füllte sie mit Stroh und hängte sie am Tore auf. Darauf ließ er in seinem ganzen Reiche verkünden, wer erkennen könne, woher das Fell stammt, dem würde er seine Tochter zur Frau geben. Als die Leute davon hörten, eilten sie von allen Seiten herbei, um herauszufinden, was es für ein Fell sei, aber keiner, so viele es auch sahen, konnte es erkennen. Der eine sagte: es ist von einem Büffelkalb, der andere: von einem Kuhkalb, der eine dies, der andere das, wie es ihm gerade in den Kopf kam, aber keiner traf es, und keiner bekam die Zarentochter zur Frau. Als so kein Mensch herausfinden konnte, was es für ein Fell war, stieg

ein Teufel aus dem Meere, verwandelte sich in einen Menschen, begab sich zum Zaren und sagte ihm richtig, daß es ein Flohfell sei. Darauf bekam er die Zarentochter zur Frau, denn der Zar konnte sein Wort nicht zurücknehmen. Sie richteten nun am Zarenhofe die Hochzeit aus, und der Teufel machte sich mit der Zarentochter auf den Weg in sein Land, und der Zar rückte mit großem Gefolge, mit Pfeifen und Trommeln aus, Schwiegersohn und Tochter zu geleiten. Der Teufel ging Hand in Hand mit der Zarentochter, und als sie ans Meer kamen, zog er sie nach sich ins Meer, und weg waren sie, vor aller Augen verschwunden. Was nun? Der Zar war sehr bekümmert und schickte Schiffer aufs Meer, seine Tochter zu suchen; aber soviel sie auch suchten, sie fanden sie nirgends. Da kehrte der Zar um, verweint und vergrämt, daß Gott erbarm, und erließ einen Befehl über das ganze Reich: niemand solle am Abend Licht anzünden, niemand Hochzeit machen, niemand ein Lied anstimmen. Herolde auf Herolde riefen aus: „Wehe dem, der diese Befehle des Zaren übertritt."
Es lebte aber eine alte Frau in der Zarenstadt, die hatte sechs Söhne. Alle sechs waren sehr geschickt, jeder hatte eine besondere Gabe, die kein andrer Mensch hatte. Die Alte war sehr erfreut über solche Söhne, zündete jeden Abend Licht an und sang fröhliche Lieder. Als die Wächter des Zaren das bemerkten, hinterbrachten sie es ihm, er ließ die Frau zu sich rufen und sagte zu ihr: „Nun, Frau, warum gehorchst du meinem Befehl nicht? Du weißt doch wohl, daß ein Meermann meine Tochter genommen und ins Meer entführt hat. Müßtest du nicht bei der großen Trauer, die ich habe, auch trauern und nicht nachts Licht brennen und Lieder singen?" — „Erhabener Zar," antwortete die Frau, „solange du lebst und meine sechs Söhne — das sind tüchtige Burschen, mehr als alle andern — habe ich recht zu singen und Licht zu brennen." — „Worin sind denn deine Söhne so tüchtig, daß du sie so rühmst? Laß mich hören", sagte der Zar. Darauf antwortete sie: „Das will ich dir

sagen, erhabener Zar, mein ältester Sohn kann mit einem Schluck das ganze Meer austrinken, der zweite kann zehn Mann auf die Schulter heben und mit ihnen davonlaufen wie ein dreijähriger Hirsch; der dritte braucht nur mit der Faust auf die Erde zu schlagen, und es steht ein Turm da; der vierte kann mit dem Pfeil höher schießen als der Himmel und alles treffen; der fünfte kann mit einem Anhauch einen Toten wieder lebendig machen, und der sechste, wenn er das Ohr auf die Erde legt, kann alles hören, was in der Erde gesprochen wird." Darauf sagte der Zar: „Solche Leute such ich ja gerade, Frau; sag ihnen schnell, daß sie gleich zu mir kommen sollen; sie sollen mir etwas ausrichten, darauf werde ich sie zu meinen Günstlingen machen, und du magst noch ungezwungener sein und noch mehr singen." Die Frau verneigte sich vor dem Zaren, ging zu ihren Söhnen und berief sie zu ihm. Die sechs Brüder gingen, verneigten sich vor dem Zaren, und er sagte zu ihnen: „Hört zu, ihr sechs Brüder; ich habe gehört, daß ihr Gaben habt wie kein andrer Mensch auf der Welt; damit könnt ihr wohl meine Tochter aus dem Meere herausholen und sie mir nach Hause bringen. Ich verspreche, daß ich sie dem ältesten zur Frau geben und euch alle zu meinen Günstlingen machen will."

Als die sechs Brüder diese Worte des Zaren vernommen hatten, gingen sie ans Meer und der, der die Gabe hatte zu hören, legte das Ohr an die Erde, um zu hören, wo die Zarentochter sein könnte; er horchte es richtig heraus und erkannte, an welcher Stelle des Meeres sie sich mit dem Teufel befand. Darauf sagte er zu dem Bruder Meerschlucker: „Schluck das Meer hier ein." Der bückte sich und verschluckte das Meer. Da sahen sie die Zarentochter sitzen und weinen, der Teufel lag mit dem Kopf auf ihrem Knie und schlief. Sie gingen nun zu ihr hinab, und der, der zehn Mann auf der Schulter tragen konnte, ergriff sie und setzte sie auf sich; dem Teufel aber steckten sie einen Frosch in den Mund, daß er aufwachen soll, wenn der quakt. Darauf

setzten sich die anderen fünf Brüder auch auf ihn, und er stürmte mit ihnen davon wie ein Hirsch übers Gebirge. Der Frosch begann im Munde des Teufels zu quaken, und der wachte auf. Da sah er, daß das Meer trocken und die Zarentochter fort war und wäre vor Ärger beinahe geplatzt.
Als er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte und sich umsah, rückwärts und vorwärts, erblickte er die sechs mit der Zarentochter auf der Flucht, alle auf dem einen Bruder sitzend. Da fuhr er los und hatte sie beinahe erreicht. „Gib das Meer von dir", sagten die fünf Brüder zu dem, der das Meer verschluckt hatte; das tat der Meerschlucker, und es entstand ein See. Der Teufel flog aber hinüber und kam wieder heran; da riefen die Brüder: „Bruder, schlag mit der Faust auf die Erde, daß ein Turm entsteht, sonst macht uns der Teufel kaputt." Das tat der, und es entstand ein Turm, in dem sie zugleich alle eingeschlossen waren. Der Teufel dreht und wendet sich und weiß nicht was machen. Dann sagte er zu ihnen: „Ach, ihr Leute, wenn es angeht, laßt die Zarentochter mir nur den kleinen Finger zeigen, daß ich von ihr den noch einmal sehe, nachher mögt ihr sie bringen, wohin ihr wollt." Sollten sie nun dem Teufel den kleinen Finger der Zarentochter zeigen oder nicht? Endlich meinten sie, sie wollten es tun, so würden sie wohl am leichtesten davon kommen. Darauf brachten sie die Zarentochter dazu, den Finger durch das Schlüsselloch zu stecken und ihn so dem Teufel zu zeigen. Kaum hatte der ihn gesehen, als er ihn in den Mund nahm und dem Mädchen die Seele aussaugte, so daß sie starb. Darauf stürzte der Teufel fort, aber der Bruder, der da alles treffen konnte, schoß auf ihn und schoß ihn tot. Der Bruder, der lebendig machen konnte, hauchte auf die Zarentochter, und sie lebte wieder auf. Dann brachten sie sie zu dem Zaren, und der verheiratete sie gleich mit dem ältesten, die andern machte er zu seinen Günstlingen, wie er es versprochen hatte.

21. Der Herrgott und die vier Brüder

Es waren einmal vier Brüder, die zogen aus um Geld zu verdienen. Auf ihrem Wege begegnete ihnen der Herrgott in Gestalt eines alten Mannes und redete sie an: „Guten Tag, Kinder"; sie antworteten: „Gott vergelt's, Alter." — „Wohin des Wegs?" — „Auf Gelderwerb, Alter." — „Kann ich mit euch gehen?" fragte der Alte. Sie antworteten: „Komm nur mit, Alter." So zogen sie zusammen weiter; unterwegs kamen sie an eine Quelle und setzten sich dort, um auszuruhen, zu essen und Wasser zu trinken. Als sie aufstanden, sagte der älteste Bruder: „Wenn doch der Herrgott geben möchte, daß sich das Wasser dieser Quelle in Wein verwandle; wie wäre das schön; ich würde dann der Verkäufer und könnte auch einmal für die Armen etwas tun." Sogleich verwandelte sich das Wasser in Wein, und er blieb bei der Quelle, tat einen Laden auf und verkaufte Wein an die Reisenden.

Die andern Brüder ließen ihn nun dort zurück und setzten mit dem Alten ihre Reise fort. Unterwegs kamen sie an ein Grab mit zwei großen Pappeln an beiden Seiten. Als die der zweite Bruder sah, sagte er: „Wenn doch Gott gäbe, daß dies Grab und die Pappeln zu Getreidehaufen und Ochsen würden, wie wäre das schön; da könnte ich auch für die Armen sorgen." Das hörte der Alte und sagte: „Gott soll geben, mein Sohn, daß es so geschieht"; da verwandelten sich die Grabsteine in Getreideschober und die beiden Pappeln in zwei Ochsen; der zweite Bruder blieb da, richtete eine Dreschtenne her und drosch mit den Ochsen. Die beiden übrigen Brüder verließen ihn und setzten die Reise mit dem Alten fort. Unterwegs kamen sie an einen Friedhof, auf dessen Grabsteinen viele Krähen hockten und krächzten. Da sagte der dritte Bruder: „Wenn doch Gott gäbe, daß die Krähen, die da hocken, alle zusammen schwarze und weiße

Schafe würden, wie wäre das schön." Als das der Alte hörte, sprach er: „Gott soll geben, mein Sohn, daß es so geschieht." Sogleich verwandelten sich die Krähen und begannen ringsherum zu blöken; der dritte Bruder blieb nun dort und hütete und besorgte die Schafe. Nur der jüngste Bruder blieb noch übrig, um mit dem Alten die Reise fortzusetzen. Auf ihrer Wanderung näherten sie sich einem Dorf; da sagte der Alte: „Komm, mein Sohn, ich will dich zu einer Hochzeit in diesem Dorfe bringen, daß wir uns ausruhen und einen Bissen essen." Der Bursche antwortete: „Laß uns hingehen, Alter", und sie machten sich dahin auf. Im Dorfe angekommen, gingen sie zu dem Hochzeitshaus und trafen den Traupaten mit den Hochzeitsgästen, die ihn bewirteten, auf dem Hofe am Tische sitzen; sie wurden eingeladen, sich zu setzen und einen Bissen zu essen und zu trinken. Der Alte und der Bursche setzten sich zusammen und verzehrten, was Gott gab. Nach kurzer Zeit brachte man die Braut heraus an den Tisch, daß sie dem Traupaten und den Gästen die Hand küsse — denn sie wollten sie jetzt zur Trauung mit dem Bräutigam geleiten — und daß sie die Gäste beschenke. Wie sie so nach der Reihe die Hand küßte, kam sie auch zu dem Alten, der aber rief: „Ihr Traupaten und Hochzeitsgäste, diese Braut ist nicht eure, sondern unsre, sie gehört diesem Burschen." Die fuhren auf und sagten: „Was redest du da, Alter; wie ist so etwas möglich, nachdem alles nach Ordnung und Gesetz vor sich gegangen ist?" — „Wie sollte es nicht möglich sein," erwiderte der Alte, „möglich ist es. Wenn ihr es nicht glauben wollt, daß die Braut unser ist, so laßt uns drei Rebenschößlinge in die Erde stecken, ihr auf eurer, wir auf unsrer Seite, und auf wessen Seite die Schößlinge ansetzen und Trauben zum Nachtisch geben, dem soll die Braut gehören." — „Gut", sagten der Traupate und die Hochzeitsgäste, und sie steckten die Schößlinge ein. Nach kurzer Zeit setzten die des Alten an, gaben Trauben, alle aßen davon, und die der andern verdorrten. Als nun die Hochzeitsleute mit ihren Reden

gegen den Alten nichts ausrichten konnten, gaben sie dem Burschen die Braut, trauten ihn mit ihr, und er blieb in ihrem Dorfe wohnen. Der Alte aber ging seines Weges.

Nachdem einige Zeit nach der Erfüllung der Wünsche der vier Brüder vergangen war, wollte der Herrgott erfahren, ob sie sich der Armen angenommen hatten, wie sie es versprochen hatten. Er verwandelte sich in einen sehr alten, armen, zerlumpten Bettler mit dem Stab in der Hand und begab sich auf den Weg zu jedem der Brüder, um sein Herz zu prüfen. Zuerst ging er gegen Abend zu dem Händler und bat ihn: „Sohn, ich habe kaum mit meinem Stab in der Hand bis zu deinem Laden kommen können, laß mich diese Nacht ohne Bezahlung hier übernachten und gib mir zu essen und zu trinken, denn nach dem weiten Weg habe ich nichts mehr übrig." Der aber antwortete: „Ach Alter, du siehst doch, daß ich großen Zudrang habe; die Leute muß ich zuerst bedienen, nachher kann ich auch dich aufnehmen, aber so ohne Geld, mein Alter, kann ich es nicht." Der Alte bat zum zweiten- und drittenmal, er möchte ihm wenigstens etwas Brot und Wein zu seiner Stärkung geben, aber er gab es ihm nicht. Da machte sich der Alte wieder auf den Weg, und als er ein wenig von dem Orte weg war, sagte er: „Gott gebe, daß dieser Wein sich in Wasser verwandle, wie es früher in der Quelle war." Sogleich strömte das Wasser da heraus, und der Händler blieb ganz verwirrt stehen, als er kam, um Wein zu schöpfen und den Gästen zu verkaufen, denn da war nur Wasser.

Darauf kam der Alte zu dem Landmann auf der Tenne, die war ganz umgeben von Getreideschobern, und in der Mitte lagen noch ungeworfelte Haufen. Da bat ihn der Alte, er möge ihm ein wenig Korn und Brot geben, damit er einen Bissen essen könne. Der aber antwortete: „Ach Alter, siehst du nicht, daß von nirgendher ein Wind geht, so daß ich worfeln und dir etwas geben könnte; da nichts geworfelt ist, kann ich dir nichts geben." Der Alte bat zum zweiten- und drittenmal um etwas von dem, was da war, aber der Land-

mann gab ihm nichts, und er ging weiter; aber als er sich etwas von der Tenne entfernt hatte, sagte er: „Gott gebe, mein Sohn, daß dies so werde, wie es gewesen ist", und sogleich verwandelten sich Getreideschober und Tenne in das Grab mit seinen Steinen und den beiden Pappeln, der Landmann aber blieb beschämt zurück und hatte nichts, wie früher.

Von da ging der Alte zu dem dritten Bruder, dem Schafhirten, auf dessen Tränkeplatz, als er gerade die Schafe melken wollte, und bat ihn: „Mein Sohn, gib mir ein wenig Brot, Käse und Milch, daß ich einen Bissen essen und einen Schluck trinken kann, denn ich bin von dem langen Weg sehr hungrig und schwach geworden." Der Hirt antwortete ihm: „Ach Alter, siehst du nicht, daß jetzt keine Zeit dazu ist? Du bist bitten gekommen, wo ich gerade die meiste Arbeit habe, ich kann meine Schafe nicht ungemolken lassen, um dir das und das zu geben." Der Alte bat das zweite- und drittemal, aber der Hirt wollte ihn nicht einmal anhören, und er ging weiter. Als der Alte ein wenig von ihm fort war, sagte er: „Sohn, Gott gebe, daß diese Schafe wieder werden, was sie gewesen sind"; und sogleich verwandelten sich die Schafe in die stummen Grabsteine mit den daraufhockenden schwarzen Krähen, die krächzten und mit den Flügeln schlugen; der Hirt aber blieb ganz erschrocken stehen und hatte nichts, wie er früher nichts gehabt hatte.

Darauf begab sich der Alte zu dem Hause des vierten Bruders; der war den Tag über zum Viehhüten aus, und im Hause traf er nur die Frau an, die gerade dabei war, in der heißen Asche einen Fladen zu backen aus Kuhdünger; damit wollte sie die Kinder täuschen und sie hinhalten, daß sie nicht nach Brot verlangten. Der Alte begrüßte sie, sie nahm ihn freundlich auf, nötigte ihn, sich auf die Matte zu setzen, gab ihm ein Kissen, und er setzte sich. Als er so eine Weile gesessen hatte, sagte er zu der jungen Frau, sie solle den Fladen aus dem Feuer nehmen, da er schon ausgebacken sei. Darauf erwiderte sie: „Alter, wenn ich ihn auch herausnehme, es ist

kein wirkliches Brot, sondern besteht aus Dünger; wir hatten heute kein Mehl, darum habe ich das so gemacht, damit die Kinder nicht vor Hunger vergehen, bis wir Brot bekommen; nimms mir nicht übel." Er aber sagte zu ihr: „Nimm das Brot nur heraus, mein Kind, es ist nicht das, was du denkst, sondern es ist wirkliches Brot; Gott hat es angeordnet, daß es so werden soll." Die Frau gehorchte ihm, nahm den Fladen heraus, wischte ihn ab, und als sie ihn zerbrach, zeigte er sich weiß, wie aus Weizenmehl angerührt. Da gab sie den Kindern Brot, deckte den Tisch für den Alten mit ein wenig Käse und nötigte ihn zuzulangen. Als der Alte tüchtig gegessen hatte, sagte er zu der Frau, sie solle gehen und ihm ein wenig Wein aus dem Fasse einschenken. Die antwortete ihm: „Alter, es ist lange her, daß wir nichts hineingefüllt haben, es ist leer und ausgetrocknet." Er aber sagte wieder zu ihr: „Geh nur, Kind, und sieh zu, es ist nicht leer, sondern voll; Gott hat gegeben, daß Wein da ist." Da ging sie, sah, daß das Faß voll war bis ans Spundloch und wunderte sich; dann füllte sie etwas ab und brachte es dem Alten zum Trinken.

Da es dunkel geworden war, blieb der Alte zur Nacht und aß mit ihnen zu Abend; sie aßen und tranken, was Gott gab, und am nächsten Morgen sagte der Alte, der sehr früh aufgestanden war: „Schlachtet mir eins von euren Kindern zum Opfer, bratet es mir in der Pfanne und gebt es mir zu essen." Mann und Frau warfen sich Blicke zu, ob sie recht gehört hätten oder nicht; aber auf das Drängen des Alten blieb ihnen nichts übrig, sie schlachteten das Kind, richteten es zu, heizten den Ofen und legten es zum Braten hinein. Als die Zeit kam, daß es fertig gebraten sein konnte, sagte der Alte zu ihnen: „Geht und seht nach, ob das Kind in dem Ofen gebraten ist und bringt es mir zum Essen; ich will dann weiter gehen." Als sie nun den Ofen aufmachten, um es herauszunehmen, erstaunten sie, als sie das Kind munter und gesund mit goldnen Äpfeln spielen sahen und um es herum den Ofen voll von Goldstücken. Da nahmen sie das Kind

heraus und gingen wieder zu dem Alten; der ermahnte sie, einander nachzugeben und sich gegenseitig in Ehren zu halten, wenn sie wollten, daß Gott ihnen gewähre, um was sie bäten. Er erklärte ihnen auch, daß sie, wenn sie einig lebten, das allerfeinste Haar spalten und, falls sie wollten, hindurchgehen könnten, und daß sie den allergrößten harten Stein sprengen und durchgehen könnten; wenn sie aber einander nicht nachgäben und in Ehren hielten, Gott ihnen nicht helfen könne. Darauf ging der Alte fort, und sie geleiteten ihn dankbar. Als sie zurückkamen, sammelten sie das Geld aus dem Ofen, hoben die Matte auf, auf der der Alte gelegen und geschlafen hatte und fanden auch unter der Goldstücke; auch die legten sie beiseite und kamen zu Wohlstand, so daß der Mann vom Rinderhirten zum Reichsten im Dorfe wurde. Die Leute wunderten sich über sein Glück und sein schnelles Emporkommen, wußten aber nicht, daß Gott ihn für seine Frömmigkeit und seinen Gehorsam belohnt hatte.

22. Die Zarentochter und der Drache

Es war einmal ein Zar, der hatte drei Söhne und eine Tochter, die ließ er im Frauengemach hinter vergitterten Fenstern aufwachsen und hütete sie wie seinen Augapfel. Als das Mädchen erwachsen war, bat sie eines Abends ihren Vater um Erlaubnis, mit den Brüdern ein wenig vor dem Schloß spazieren zu gehen, und er erlaubte es. Aber kaum war sie draußen, als auf einmal ein Drache vom Himmel her angeflogen kam, das Mädchen aus der Mitte der Brüder wegriß und sie in die Wolken entführte. Die Brüder liefen so schnell wie möglich zum Vater, erzählten ihm, was geschehen war und sagten, sie würden gern ihre Schwester suchen gehen. Der Vater erlaubte es, gab jedem ein Pferd und was sonst zur Reise gehört, und sie zogen ab. Nach langer Wanderung kamen sie an einen Tschardak, der weder

im Himmel noch auf der Erde lag. Dort angelangt, kam ihnen der Gedanke, ob in dem Tschardak nicht ihre Schwester sein könnte, und sie begannen sogleich Rat zu halten, wie sie da hinaufklettern könnten. Nach langer Überlegung und Beratung kamen sie überein, daß einer von ihnen sein Pferd schlachten, aus der Pferdehaut einen Riemen schneiden, dessen eines Ende an einem Pfeil befestigen und aus seinem Bogen hinaufschießen solle, daß der Pfeil sich festhake und sie so an dem Riemen hinaufklettern könnten. Die beiden jüngeren Brüder sagten nun zu dem ältesten, er möge sein Pferd schlachten, der aber wollte nicht, auch der zweite wollte nicht; da schlachtete der jüngste sein Pferd, schnitt aus dem Fell den Riemen, band das eine Ende an einen Pfeil und schoß ihn in den Tschardak. Als es nun galt an dem Riemen zu klettern, wollten wieder der älteste und der mittlere Bruder nicht, sondern der jüngste unternahm es. Oben angekommen, ging er von einem Zimmer in das andre, und so traf er eins, in dem er seine Schwester sitzen sah; der Drache hatte seinen Kopf in ihren Schoß gelegt, und sie suchte ihm die Läuse ab. Als sie ihren Bruder sah, erschrak sie und bat ihn, leise zu fliehen, ehe der Drache munter würde; er aber wollte nicht, sondern nahm seine Keule, holte aus und schlug den Drachen auf den Kopf; der aber griff halb im Schlaf mit der Hand nach der Stelle, wo er getroffen war und sagte zu dem Mädchen: „Gerade hier beißt mich was." Kaum hatte er das gesagt, da schlug ihn der Zarensohn noch einmal auf den Kopf, aber der Drache sagte wieder zu dem Mädchen: „Wieder beißt mich hier etwas." Als er nun zum drittenmal zum Schlage ausholte, zeigte ihm die Schwester mit der Hand, er solle den Drachen auf den Unterleib schlagen. Das tat er, und sowie er den Drachen getroffen hatte, war der auf der Stelle tot. Da warf ihn die Zarentochter von ihrem Schoße ab, lief zu ihrem Bruder, küßte ihn, nahm ihn dann bei der Hand und führte ihn durch alle Zimmer. Zuerst brachte sie ihn in eines, da war ein Rappe an die Krippe gebunden mit einem Geschirr ganz aus reinem Silber; darauf in ein an-

dres, wo ein Schimmel an der Krippe stand mit einem Geschirr aus lauterem Gold; endlich in ein drittes, wo ein Grauschimmel an der Krippe war, dessen Geschirr mit kostbaren Steinen geschmückt war. Als sie durch diese Zimmer durch waren, führte ihn die Schwester in eines, wo ein Mädchen an einem goldnen Stickrahmen saß und mit goldnem Faden stickte; von da in ein andres, wo ein zweites Mädchen Goldfäden spann; zuletzt in eines, wo ein drittes Mädchen Perlen aufreihte, und vor ihr pickte eine goldne Henne mit ihren Küchlein auf einem goldnen Teller die Perlen auf. Als sie alles dies begangen und besehen hatten, ging er noch einmal in das Zimmer zurück, wo der Drache tot lag, schleppte ihn hinaus und warf ihn auf die Erde hinab. Als die Brüder ihn erblickten, befiel sie beinahe ein Fieberschauer. Darauf ließ der jüngste Bruder zuerst die Schwester zu den andern Brüdern hinab, dann die drei Mädchen, jedes mit seiner Arbeit, eine nach der andern. Während er so dabei war, die Mädchen zu den Brüdern herabzulassen, dachte er sich aus, welches jedem von ihnen zufallen solle, und als er die dritte hinabließ, die mit der Henne und den Küchlein, bestimmte er die für sich. Seine Brüder aber beneideten ihn darum, daß er sich so tüchtig erwiesen hatte die Schwester aufzufinden und zu befreien, und schnitten den Riemen durch, damit er nicht herunterkönnte, und als sie dann auf dem Felde einen Hirten bei seinen Schafen fanden, verkleideten sie ihn als ihren Bruder und brachten ihn zu dem Vater, ihrer Schwester aber und den Mädchen verboten sie strenge, irgendwem zu sagen, was sie getan hatten. Nach einiger Zeit erfuhr der jüngste Bruder auf dem Tschardak, daß sich seine Brüder und der Hirt mit den Mädchen verheiraten wollten. An dem Tage nun, wo der älteste Bruder getraut werden sollte, bestieg der jüngste den Rappen, und gerade als die Hochzeitsgäste aus der Kirche traten, flog er zwischen sie und gab seinem Bruder, dem Bräutigam, einen leisen Schlag mit der Keule in den Rücken, so daß der gleich vom Pferde fiel; darauf flog er

in den Tschardak zurück. Als er erfuhr, daß auch der mittlere Bruder heiratete, flog er auf dem Schimmel herbei, als gerade die Hochzeitsgäste aus der Kirche kamen, gab auch diesem Bruder einen Schlag, daß er gleich vom Pferde fiel, und flog aus der Mitte der Gäste wieder davon. Zuletzt, als er erfuhr, daß der Hirt sich mit seinem Mädchen verheiraten wollte, bestieg er den Grauschimmel, flog mitten unter die Hochzeitsgäste, als sie gerade aus der Kirche traten, und traf den Bräutigam mit der Keule auf den Kopf, so daß er auf der Stelle tot hinfiel. Die Hochzeitsgäste sprangen herzu, um ihn zu fangen, er aber tat gar nicht, als wolle er fliehen, sondern blieb unter ihnen stehen und gab kund, daß e r der jüngste Sohn des Zaren sei und nicht jener Hirt, und daß ihn die Brüder aus Neid in dem Tschardak zurückgelassen hätten, wo er die Schwester gefunden und den Drachen erschlagen hatte. Das alles bezeugten auch die Schwester und die Mädchen. Als der Zar das hörte, ergrimmte er gegen die beiden älteren Söhne und jagte sie sogleich fort; den jüngsten aber verheiratete er mit dem Mädchen, das dieser sich erwählt hatte, und hinterließ ihm nach seinem Tode das Reich.

23. Die goldnen Äpfel und die neun Pfauhennen



Es war einmal ein Zar, der hatte drei Söhne und vor seinem Palast einen goldnen Apfelbaum, der jede Nacht erblühte und reife Früchte brachte. Aber irgendwer pflückte sie, und man konnte nicht entdecken wer. Einmal sprach der Zar mit seinen Söhnen darüber: „Wo bleibt nur die Frucht von unserm Apfelbaum?" Darauf sagte der älteste: „Ich werde diese Nacht den Apfelbaum bewachen und sehen, wer da pflückt." Als es nun Abend wurde, legte er sich unter den Baum, um ihn zu bewachen, aber als die Äpfel gerade am Reifen waren, schlief er ein, und als er in der Frühe er-

wachte, war der Apfelbaum leer. Da ging er zu dem Vater und erzählte ihm alles getreulich. Darauf erbot sich der zweite Sohn, den Apfelbaum zu bewachen, aber es ging ihm ebenso: er schlief unter dem Baume ein, und als er in der Frühe erwachte, war der Baum leer. Jetzt kam die Reihe an den jüngsten Sohn, den Baum zu bewachen; er machte sich fertig, trug sein Bett unter den Baum und legte sich schlafen. Gegen Mitternacht erwachte er und warf einen Blick auf den Baum, die Äpfel waren gerade im Reifen, und der ganze Palast erglänzte von ihnen. In dem Augenblick kamen neun goldne Pfauhennen geflogen, acht ließen sich auf dem Apfelbaum nieder, die neunte zu ihm auf das Bett und verwandelte sich in ein Mädchen, wie es kein schöneres im ganzen Reiche gab. So herzten und küßten sich die beiden bis nach Mitternacht, dann stand das Mädchen auf und dankte ihm für die Äpfel, er aber bat sie, ihm wenigstens einen zu lassen, und sie ließ ihm zwei, einen für sich, und den andern solle er seinem Vater bringen. Darauf verwandelte sich das Mädchen wieder in eine Pfauhenne und flog mit den andern davon. Als es Tag wurde, stand der Zarensohn auf und brachte dem Vater die beiden Äpfel. Dem war das sehr lieb, und er lobte seinen jüngsten Sohn. Am nächsten Abend richtete dieser sich wieder so ein wie vorher, bewachte wieder ebenso den Baum und brachte am nächsten Morgen dem Vater wieder zwei goldne Äpfel. Als er so einige Nächte nacheinander verfahren war, fingen die Brüder an, es ihm übelzunehmen, daß sie die Äpfel nicht hatten bewachen können und er es jede Nacht gekonnt hatte. Gerade zu der Zeit fand sich ein verfluchtes altes Weib ein, die ihnen versprach, den jüngsten Bruder zu ertappen und herauszubringen, wie er den Apfelbaum bewache. Als es wieder Abend war, schlich sich die Alte unter den Apfelbaum, kroch unter das Bett und versteckte sich dort. Darauf kam auch der jüngste Zarensohn und legte sich schlafen wie früher. Um Mitternacht, sieh da, die neun Pfauhennen, acht lassen sich auf dem Baum nieder, die neunte zu ihm auf das

Bett und verwandelt sich in ein Mädchen. Da nahm die Alte ganz leise eine Haarflechte des Mädchens, die über das Bett heraushing und schnitt sie ab, das Mädchen aber fuhr auf, verwandelte sich in die Pfauhenne und flog davon, und die andern aus dem Baume mit ihr; fort waren sie. Da sprang auch der Zarensohn auf und rief: „Was ist das?", dabei faßte er unter das Bett, ergriff die Alte und zog sie hervor; und am nächsten Morgen ließ er sie Pferden an die Schweife binden und in Stücke zerreißen. Die Pfauhennen aber kamen nicht mehr zu dem Apfelbaum, und darum klagte und weinte der Zarensohn in einem fort. Endlich beschloß er in die weite Welt zu gehen und seine Pfauhenne zu suchen und nicht eher heimzukehren, bis er sie gefunden habe. Damit ging er zu seinem Vater und sagte ihm, was er beschlossen hatte. Der Vater wollte ihn davon abbringen und redete ihm zu, es zu lassen, er werde ihm ein andres Mädchen aus seinem Reiche verschaffen, welches er wolle. Aber das war ganz vergeblich, der Zarensohn machte sich auf und zog mit nur noch einem Diener in die Welt, seine Pfauhenne zu suchen. Nach langer Wanderung kam er einmal an einen See, fand dort einen großen reichen Palast und darin eine alte Frau, eine Zarin, und ein Mädchen, ihre Tochter. Die Alte fragte er: „Ich bitte dich um Gottes willen, Mütterchen, weißt du etwas von neun goldnen Pfauhennen?" Darauf antwortete die Alte: „Ja, mein Sohn; sie kommen jeden Mittag hierher an diesen See und baden, aber laß du die Pfauhennen fahren; hier hast du meine Tochter, ein schönes Mädchen, und viel Geld und Gut, alles soll dein sein." Er aber konnte kaum erwarten die Pfauhennen zu sehen und wollte nicht einmal anhören, was die Alte von ihrer Tochter sagte. Am nächsten Morgen stand er auf und begab sich an den See, um die Pfauhennen zu erwarten. Die Alte aber hatte den Diener bestochen, ihm einen kleinen Blasebalg gegeben und ihm gesagt: „Du siehst diesen Blasebalg; wenn ihr an den See kommt, blase ihm unbemerkt in den Nacken, nur ganz wenig, dann wird er einschlafen und

kann sich nicht mit den Pfauhennen bereden." Der unselige Diener tat das auch. Als sie an den See gekommen waren, fand er eine Gelegenheit, seinem Herrn aus dem Blasebalg in den Nacken zu blasen, und der Arme schlief sogleich ein wie tot. Kaum war er eingeschlafen, da erschienen die neun Pfauhennen, acht ließen sich am See nieder, die neunte zu ihm aufs Pferd, umarmte ihn und versuchte ihn zu wecken: „Wach auf, mein Labsal! Wach auf, mein Herz! Wach auf, meine Seele!" Aber er merkte nichts, als wäre er tot; und die Pfauhennen, nachdem sie gebadet hatten, flogen alle zusammen fort. Da wachte er sogleich auf und fragte den Diener: „Wie ist es? Sind sie gekommen?" Der Diener antwortete, sie seien dagewesen, acht hätten sich am See niedergelassen, die neunte zu ihm aufs Pferd, habe ihn umarmt und zu wecken versucht. Als der arme Zarensohn das hörte, wollte er sich fast das Leben nehmen. Am andern Tag in der Frühe machte er sich wieder mit dem Diener auf, stieg zu Pferde und ritt immer am See entlang. Der Diener fand wieder Gelegenheit, ihm aus dem Blasebalg in den Nacken zu blasen, und er verfiel sogleich in Schlaf wie tot. Kaum war er eingeschlafen, da waren auch schon die neun Pfauhennen da, acht ließen sich am See nieder, die neunte zu ihm aufs Pferd, umarmte ihn und versuchte ihn zu wecken: „Wach auf, mein Labsal! Wach auf, mein Herz! Wach auf, meine Seele!" Aber es half nichts, er schlief wie tot. Da sagte sie zu dem Diener: „Sage deinem Herrn, morgen kann er uns noch hier erwarten, dann aber wird er uns hier nicht mehr sehen." Damit flogen sie fort; kaum waren sie weg, als der Zarensohn erwachte und den Diener fragte: „Sind sie dagewesen?" Der antwortete: „Ja, und sie lassen dir sagen, daß du sie nur noch morgen hier erwarten kannst, daß sie dann aber nicht mehr kommen werden." Als der arme Herr das hörte, wußte er gar nicht, was er mit sich anfangen sollte, und raufte sich das Haar vom Kopfe vor Schmerz und Kummer. Als der dritte Tag anbrach, machte er sich wieder auf, bestieg sein Pferd und ritt am See ent-

lang, aber nicht im Schritt, sondern immer in vollem Lauf, um nicht einzuschlafen. Aber wiederum fand der Diener eine Gelegenheit, ihm aus dem Blasebalg in den Nacken zu blasen, und er fiel sofort auf dem Pferd vornüber und schlief ein. Kaum war er eingeschlafen, da waren auch schon die neun Pfauhennen da, acht ließen sich am See nieder, die neunte zu ihm aufs Pferd, umarmte ihn und versuchte ihn zu wecken: „Wach auf, mein Labsal! Wach auf, mein Herz! Wach auf, meine Seele!" Aber es half nichts, er schlief wie tot. Da sagte sie dem Diener: „Wenn dein Herr aufwacht, sage ihm, er solle den oberen Nagel auf dem unteren abschlagen [d. h. den Nagelkopf vom Nagelstiel], dann würde er mich auffinden." Damit flogen die Pfauhennen alle fort, der Zarensohn wachte auf und fragte den Diener: „Sind sie dagewesen?" Der antwortete: „Sie sind dagewesen, und die, die sich zu dir aufs Pferd niederließ, läßt dir sagen, du sollst den oberen Nagel vom untern abschlagen, dann würdest du sie auffinden." Als er das hörte, zog er seinen Säbel und hieb dem Diener den Kopf ab. Darauf begab er sich allein auf die Reise in die weite Welt und kam so auf der langen Wanderung auf ein Gebirge, übernachtete dort bei einem Einsiedler und fragte ihn, ob er ihm nicht etwas über die neun goldnen Pfauhennen sagen könnte. Der Einsiedler antwortete: „Ei, mein Sohn! Du hast Glück; Gott hat dich gerade den richtigen Weg geführt; von hier bis zu ihnen ist es nicht mehr als eine halbe Tagereise. Du brauchst nur geradeaus zu gehen, dann triffst du auf ein großes Gattertor, gehst da durch und hältst dich rechts, dann kommst du geradeswegs in ihre Stadt, wo auch ihr Palast ist." Am nächsten Morgen machte sich der Zarensohn auf, dankte dem Einsiedler und ging den Weg, den ihm der gezeigt hatte. So kam er an das große Gatter, ging hindurch, schlug sich sogleich nach rechts und erblickte so um Mittag die weiß erglänzende Stadt und freute sich sehr. Dort erfragte er den Palast der neun Pfauhennen und ging dorthin; am Tor hielt ihn die Wache auf und fragte ihn: wer und woher. Nachdem er sich

ausgewiesen hatte, gingen die Wächter, ihn der Zarin zu melden, und kaum hatte diese es gehört, als sie ganz außer sich zu ihm hinlief, und zwar in Mädchengestalt wie früher; dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in den Palast. Da war große Freude, und nach einigen Tagen heirateten sich die beiden, und er blieb dort bei ihr wohnen. Bald darauf ging einmal die Zarin spazieren, während der Zarensohn im Palast blieb; beim Weggehen übergab sie ihm die Schlüssel von zwölf Kellerräumen und sagte ihm: „In alle Keller kannst du gehen, nur in den zwölften keinesfalls, öffne ihn auch nicht, das hieße mit deinem Leben spielen." Damit ging sie fort. Der Zarensohn, der so allein im Palast geblieben war, dachte nun bei sich: „Was kann wohl in dem zwölften Keller sein?", öffnete alle Kellerräume nach der Reihe, und als er an den zwölften kam, wollte er ihn erst nicht öffnen, aber wieder reizte es ihn zu erfahren, was darin sein möchte, und endlich machte er ihn auf; da sieht er mitten in dem Keller ein großes Faß mit eisernen Reifen beschlagen und mit offenem Spundloch. Aus dem Faß kam eine Stimme: „Ich bitte dich um Gottes willen, Bruder! Ich sterbe vor Durst, gib mir einen Becher Wasser." Da nahm der Zarensohn einen Becher Wasser und schüttete es in das Faß, aber sowie er das getan hatte, sprang sogleich ein Faßreifen. Darauf kam wieder die Stimme aus dem Faß: „Um Gottes willen, Bruder! Ich sterbe vor Durst, gib mir noch einen Becher Wasser." Der Zarensohn schüttete wieder einen Becher Wasser hinein, und an dem Faß sprang noch ein Reifen. Zum drittenmal kam dann die Stimme aus dem Faß: „Um Gottes willen, Bruder! Gib mir noch einen Becher Wasser." Der Zarensohn schüttete noch einen Becher Wasser hinein, auch der dritte Reifen sprang, das Faß fiel auseinander, und ein Drache flog heraus, ergriff unterwegs die Zarin und trug sie davon. Darauf kamen die Dienerinnen und zeigten dem Zarensohn an, was geschehen war, und er, der arme Mann, wußte vor Gram nicht, was er anfangen sollte, endlich aber beschloß er, wieder in die weite Welt zu ziehen und sie zu

suchen. Bei der langen Wanderung kam er einmal an ein Gewässer, und als er da entlang ging, sah er einen kleinen Fisch in einer Pfütze zappeln. Als das Fischlein ihn bemerkte, fing es an zu bitten: „Sei mir ein Bundesbruder! Wirf mich ins Wasser; ich werde dir einmal sehr nützlich sein; nimm nur eine Schuppe von mir, und wenn du mich brauchst, reibe sie nur ein wenig." Der Zarensohn hob das Fischlein auf, entnahm ihm eine Schuppe, warf es ins Wasser und wickelte die Schuppe in ein Tuch. Nach einiger Zeit traf er auf seiner Wanderung einen Fuchs, der sich in einem Fangeisen gefangen hatte. Als der ihn bemerkte, rief er ihn an: „Sei mein Bundesbruder! Mache mich aus dem Eisen los, ich werde dir irgendeinmal von Nutzen sein; nimm nur ein Haar von mir, und wenn du mich brauchst, reibe es nur ein wenig." Da nahm er von ihm ein Haar und machte ihn los. Als er nun wieder weiter zog, über ein Gebirge, fand er dort einen Wolf, der sich in einem Eisen gefangen hatte. Auch der Wolf rief ihn an: „Sei mein Bundesbruder! Mach mich los, ich werde dir in der Not beistehen; nimm nur ein Haar von mir, und wenn du mich brauchst, reibe es nur ein wenig." Da nahm er auch von dem Wolf ein Haar und machte ihn los. Als er wieder lange gewandert war, begegnete er einem Menschen, den fragte er: „Ich bitte dich um Gottes willen, Bruder! Hast du je von irgendwem gehört, wo der Palast des Drachenzaren ist?" Der Mann wies ihm freundlich den Weg und gab ihm auch die Zeit an, die er bis dahin brauche. Da dankte ihm der Zarensohn, ging vorwärts und kam endlich in die Drachenstadt. Als er dort in den Palast des Drachen trat, fand er seine Gattin, beide freuten sich sehr über ihr Wiederfinden und fingen gleich an zu beraten, was jetzt zu machen sei und wie sie sich retten könnten. Endlich beschlossen sie zu fliehen, stiegen zu Pferde und nun so schnell wie möglich fort. Als sie eben aus dem Palast entwichen waren, kam der Drache auf seinem Pferde angeritten, und trat in den Hof, aber die Zarin war fort. Da fragte er sein Pferd: „Was machen wir jetzt? Essen und

trinken wir oder verfolgen wir sie?" Das Pferd antwortete: „Iß und trink! Wir werden sie einholen, sei ohne Sorge." Als der Drache sein Mittagessen verzehrt hatte, stieg er zu Pferde und ritt ihnen nach, und nach kurzer Zeit hatte er sie eingeholt, nahm die Zarin dem Zarensohn weg und sagte zu ihm: „Geh mit Gott; diesmal verzeihe ich dir, weil du mir in dem Keller Wasser gegeben hast, aber komm nicht wieder, wenn dir dein Leben lieb ist." Der arme Zarensohn ging ein Stück Wegs, aber er konnte seine Sehnsucht nicht bändigen, ging doch zurück und kam am nächsten Tage in den Drachenpalast, dort fand er die Zarin sitzen und weinen. Da sie so von neuem zusammen waren, berieten sie wieder, wie sie entfliehen könnten, und der Zarensohn sagte ihr: „Wenn der Drache kommt, frage ihn, wo er sein Pferd her hat; das sagst du mir dann, und ich will ebenso eins suchen; vielleicht können wir so fliehen." Damit verließ er den Palast. Als nun der Drache nach Hause kam, fing sie an, ihm zu schmeicheln und schön zu tun und sich mit ihm von allerlei Dingen zu unterhalten; endlich sagte sie: „Aber du hast ein schnelles Pferd. Wo hast du das her? Gott soll dir helfen!" Darauf antwortete er: „Ja, wo ich das her habe, da kann es nicht jeder kriegen. Auf dem und dem Gebirge lebt eine alte Frau, die hat zwölf Pferde an der Krippe, man weiß nicht, welches das schönste ist. Aber in einer Ecke ist noch ein Pferd, das sieht aus, als wäre es räudig, ist aber das allerbeste; es ist der Bruder von meinem; wer das bekommt, kann damit zum Himmel hinauf. Aber wer das Pferd von der Alten haben will, muß drei Tage bei ihr dienen; sie hat eine Stute mit Füllen, die muß er drei Nächte hüten, und wer die drei Nächte Stute und Füllen bei sich behalten hat, der kann sich ein Pferd aussuchen, welches er will. Aber wer sich bei der Alten verdingt und hat Stute und Füllen nicht hüten können, der verliert den Kopf." Am nächsten Tage verließ der Drache das Haus, der Zarensohn kam, und das Mädchen erzählte ihm alles, was sie von dem Drachen gehört hatte. Da ging er auf das Gebirge zu der Alten und

rief sie an: „Gott helf, alte Mutter!“ Sie grüßte ihn ebenso: „Gott helf dir, mein Sohn? Was gibt's Gutes?“ Er antwortete: „Ich möchte gern bei dir dienen.“ Darauf sagte sie: „Gut, mein Sohn! Wenn du mir drei Tage die Stute gut hütest, gebe ich dir ein Pferd, welches du willst; wenn nicht, nehme ich deinen Kopf.“ Darauf führte sie ihn mitten in den Hof, um den herum war Pfahl an Pfahl und auf jedem ein Menschenkopf, nur auf einem nicht, und der rief in einem fort: „Alte, gib einen Kopf.“ Das zeigte ihm die Alte alles und sagte: „Siehst du, die sind alle bei mir in Dienst gewesen und haben die Stute nicht erhüten können.“ Der Zarensohn aber hatte davor keine Angst, sondern trat bei der Alten in Dienst. Am Abend bestieg er die Stute, ritt ins Feld, und das Füllen lief hinter der Stute her. Er blieb nun in einem fort auf der Stute sitzen, aber um Mitternacht wurde er schläfrig und schlief ein, und als er erwachte, saß er rittlings auf einem Holzklotz mit dem Halfter in der Hand. Da erschrak er sehr, sprang auf und ging die Stute suchen, und während er so suchte, traf er auf ein Wasser. Da fiel ihm das Fischlein ein, das er aus der Pfütze ins Wasser geworfen hatte; er nahm dessen Schuppe aus dem Tuch, rieb sie ein wenig zwischen den Fingern, und auf einmal erschien das Fischlein aus dem Wasser: „Was ist, Bundesbruder?“ Er antwortete: „Die Stute der Alten ist mir weggelaufen, und ich weiß nicht, wo sie ist.“ Da sagte der Fisch: „Sie ist hier bei uns, hat sich in einen Fisch verwandelt und das Füllen in einen jungen Fisch; doch schlage mit dem Halfter auf das Wasser und rufe: Halt, Stute der Alten!“ Das tat er, und die Stute wurde sogleich, was sie gewesen war und kam mit dem Füllen heraus ans Ufer. Darauf legte er ihr den Halfter an, stieg auf und ritt nach Hause, das Füllen hinter der Stute her. Dort gab ihm die Alte zu essen, brachte die Stute in den Stall, und nun immer mit der Ofenkrücke auf sie los: „Unter die Fische, du Aas!“ Die Stute aber antwortete: „Ich bin bei den Fischen gewesen, aber die sind seine Freunde und haben mich verraten.“

Da rief die Alte wieder: „Nun denn, unter die Füchse!" Als es Nacht wurde, bestieg er die Stute, ritt ins Feld, und das Füllen lief hinterher. So saß er in einem fort auf der Stute, aber um Mitternacht wurde er schläfrig und schlief ein, und als er aus dem Schlafe auffuhr, saß er rittlings auf einem Klotz und hatte den Halfter in der Hand. Da erschrak er sehr, sprang auf und ging die Stute suchen. Aber da fiel ihm gleich ein, was die Alte zu der Stute gesagt hatte, er nahm das Fuchshaar aus dem Tuche, rieb es, und die Füchsin stand auf einmal vor ihm: „Was ist, Bundesbruder?" Er antwortete: „Die Stute der Alten ist mir weggelaufen, und ich weiß nicht, wo sie ist." Darauf sagte die Füchsin: „Sie ist hier bei uns, hat sich in eine Füchsin verwandelt und die Stute in einen jungen Fuchs; doch schlage mit dem Halfter auf die Erde und rufe: Halt, Stute der Alten!" Das tat er, und die Stute wurde wieder, wie sie gewesen war, und stand auf einmal mit dem Füllen vor ihm. Da legte er ihr den Halfter an und ritt nach Hause, das Füllen hinter der Stute her. Dort brachte die Alte ihm das Essen, führte gleich die Stute in den Stall und nun mit der Ofenkrücke auf sie los, dabei rief sie: „Unter die Füchse, du Aas!" Die Stute aber antwortete: „Ich war bei den Füchsen, aber die sind seine Freunde und haben mich verraten." Darauf wieder die Alte: „Nun denn, unter die Wölfe!" Als es Abend wurde, bestieg der Zarensohn wieder die Stute und fort ins Feld, das Füllen hinterdrein. So saß er in einem fort auf der Stute, aber um Mitternacht wurde er schläfrig und schlief auf der Stute ein, und als er aus dem Schlafe auffuhr, saß er rittlings auf einem Klotz und hielt den Halfter in der Hand. Da erschrak er sehr, sprang auf und ging die Stute suchen; aber sofort fiel ihm ein, was die Alte zu der Stute gesagt hatte; er nahm das Wolfshaar aus dem Tuch, rieb es, und auf einmal erschien der Wolf vor ihm: „Was ist, Bundesbruder?" Er antwortete: „Die Stute der Alten ist mir weggelaufen, und ich weiß nicht, wo sie ist." Darauf sagte der Wolf: „Sie ist hier bei uns, hat

sich in eine Wölfin verwandelt und das Füllen in einen jungen Wolf; doch schlage mit dem Halfter auf die Erde und rufe: Halt, Stute der Alten!" Das tat er, die Stute wurde wieder, wie sie gewesen war, und stand auf einmal mit dem Füllen vor ihm. Er legte ihr den Halfter an und ritt nach Hause, das Füllen hinter der Stute her. Dort brachte ihm die Alte das Essen, führte die Stute in den Stall und nun immer mit der Ofenkrücke auf sie los: „Unter die Wölfe, du Aas!" Die Stute aber antwortete: „Ich bin bei den Wölfen gewesen, aber die sind seine Freunde und haben mich verraten." Darauf ging die Alte hinaus, und der Zarensohn sagte zu ihr: „Nun Alte, ich habe dir redlich gedient, jetzt gib mir, was wir ausgemacht haben." Sie antwortete: „Ja, mein Sohn, was ausgemacht ist, soll gelten. Wähle dir da von den zwölf Pferden aus, welches du willst." Er aber sagte: „Ja, was soll ich da viel wählen, gib mir das da in der Ecke, das räudige, die schönen sind nicht für mich." Da versuchte die Alte ihn davon abzubringen: „Was willst du dir das räudige da nehmen, wo so viele schöne Pferde da sind?" Er aber blieb bei seinem Willen: „Gib mir, welches ich haben will, so ist es ausgemacht." Da konnte die Alte nicht anders und gab ihm das räudige Pferd; er verabschiedete sich dann von ihr und führte das Pferd am Halfter fort, brachte es in einen Wald, rieb es ab und putzte es, und das Pferd wurde glänzend, als hätte es ein goldnes Fell. Dann stieg er auf, ließ es galoppieren, und es flog davon wie ein Vogel; nach kurzer Zeit brachte es ihn zu dem Drachenpalast. Der Zarensohn ging hinein und sagte zu der Zarin: „Mach dich fertig, so schnell wie möglich." Das tat sie, dann bestiegen sie beide das Pferd, und nun mit Gott auf die Reise! Bald darauf kam der Drache, sah, daß die Zarin fort war, und sagte zu seinem Pferde: „Was machen wir jetzt? Essen und trinken wir oder verfolgen wir sie?" Darauf antwortete das Pferd: „Iß oder nicht, trink oder nicht, verfolge oder nicht; einholen wirst du sie nicht." Als das der Drache hörte, stieg er sofort

zu Pferde, und nun hinter ihnen her. Als die beiden so den Drachen hinter sich her sprengen sahen, erschraken sie sehr und trieben das Pferd zu schnellerem Lauf an, das Pferd aber sagte: „Habt keine Angst, wir brauchen nicht zu laufen.“ Auf einmal, als der Drache schon daran war sie einzuholen, rief sein Pferd dem Pferde des Zarensohnes und der Zarin zu: „Um Gottes willen, Bruder, warte auf mich, ich komme um bei dem Nachrennen.“ Das aber antwortete ihm: „Was bist du dumm, daß du das Scheusal trägst; bäume dich und schleudre es ab auf den Felsen, und dann fort mit mir.“ Als das Drachenpferd das hörte, schüttelte es sich mit dem ganzen Körper, bäumte sich und warf den Drachen ab auf den Fels; der Drache aber barst ganz in Stücke, und sein Pferd gesellte sich zu ihnen. Das bestieg nun die Zarin, und so kamen sie glücklich in deren Reich und herrschten dort bis an ihr Lebensende.

24. Stojscha und Mladen

Es war einmal ein Zar, der hatte drei Töchter, die hielt er beständig verborgen, so daß sie niemals ins Freie gekommen waren. Erst als sie ins heiratsfähige Alter gekommen waren, ließ der Vater sie zum ersten Male zum Reigentanz. Aber kaum waren sie zum Tanz angetreten, als sich ein Wirbelwind erhob und alle drei davontrug. Der Zar erschrak sehr über ihr Verschwinden und schickte schnell Diener nach allen Seiten, sie zu suchen, aber die Diener kamen zurück und meldeten, daß sie sie nirgends hatten finden können; darüber wurde der Zar krank und starb vor Gram. Seine Witwe, die Zarin, war in Hoffnung, und als die Zeit kam, gebar sie einen Knaben und nannte ihn Stojscha. Als der ein wenig herangewachsen war, wurde er ein starker Held, wie es wenige gibt. Als er achtzehn geworden war, fragte er seine Mutter: „Bei Gott, Mutter, wie kommt es, daß du keine andern Kinder hast

außer mir?" Da fing sie an zu seufzen und zu weinen, wagte aber nicht, ihm zu sagen, daß sie drei Töchter gehabt hatte, die verschwunden waren, da sie fürchtete, Stojscha könnte sofort in die weite Welt laufen die Schwestern zu suchen und sie so auch ihn verlieren. Als er nun die Mutter weinen sah, drang er noch mehr in sie und beschwor sie, ihm zu sagen, was ihr fehle. Da erzählte sie ihm alles der Reihe nach, wie sie drei Töchter gehabt habe wie drei Rosen, wie sie verschwunden seien und wie man sie vergeblich nach allen Seiten gesucht habe. Nachdem Stojscha das von der Mutter gehört hatte, sagte er zu ihr: „Weine nicht, Mutter; ich will sie suchen gehen." Da schlug sich die Mutter an die Brust und rief: „Weh mir! So soll ich arme Mutter auch ohne Sohn bleiben!"; dann suchte sie ihn davon abzubringen und bat ihn, nicht zu gehen, stellte ihm auch vor, wie lange es schon her sei, und Gott weiß, ob sie noch am Leben wären. Aber er ließ sich nicht davon abbringen, sondern sagte: „Sage mir, wo sind die Waffen, mit denen sich mein Vater als Zar gürtete, und wo ist das Pferd, das er ritt?" Da nun die Mutter sah, daß Stojscha auf seinem Willen bestand, sagte sie ihm, daß sein Vater, als er so viel Kummer erlebte, das Pferd in das Gestüt geschickt und die Waffen auf den Hausboden geworfen habe. Stojscha fand auch sogleich die Waffen auf dem Boden, ganz staubig und verrostet, aber er putzte sie schön und richtete sie her, daß sie glänzten wie eben geschmiedet. Dann ging er zu dem Gestüt, fand des Vaters Pferd, brachte es nach Hause in den Stall, fütterte und striegelte es, und nach einem Monat war es munter wie ein Vogel; es war auch ohnehin geflügelt und drachenhaft. Als Stojscha nun fertig war zur Reise, sagte er zu seiner Mutter: „Mutter, hast du nicht von meinen Schwestern irgendein Zeichen, das ich mitnehmen kann, damit sie mir glauben, daß ich ihr Bruder bin, falls Gott sie mich finden läßt." Die Mutter antwortete ihm mit Tränen: „Es sind drei Tücher da, meine Wonne, die sie eigenhändig gestickt haben"; und brachte sie ihm. Da küßte er der Mutter die Hand, stieg

zu Pferd und zog in die Welt, seine Schwestern zu suchen. Auf seiner langen Wanderung kam er einmal an eine große Stadt, davor war eine Quelle, aus der die ganze Stadt Wasser holte. Dort legte er sich in den Schatten, um etwas auszuruhen, und deckte sich das Gesicht mit einem der drei Tücher zu, damit ihn die Fliegen nicht stächen. Währenddessen kam eine Frau Wasser zu holen und bemerkte Stojscha neben der Quelle im Schatten; auch beachtete sie das Tuch und mußte seufzen, und während sie Wasser schöpfte, sah sie immer auf ihn; auch als sie fertig war, konnte sie sich nicht losreißen, sondern sah immer auf ihn. Stojscha merkte das und fragte sie: „Was hast du, liebe Frau, daß du mich so ansiehst? Hast du lange keinen Mann gesehen oder glaubst du, irgend etwas wieder zu erkennen?" Sie aber antwortete: „Bruder, ich erkenne an dir das Tuch, das ich mit eigner Hand gestickt habe." Da stand Stojscha auf und fragte sie, woher sie sei und aus welchem Geschlecht, und sie sagte ihm, sie sei eine Zarentochter aus der und der Stadt, sie seien drei Schwestern gewesen, und ein Wirbelwind habe sie alle drei davongetragen. Als das Stojscha hörte, gab er sich ihr gleich zu erkennen: „Ich bin dein Bruder; kannst du dich erinnern, daß die Mutter in Hoffnung war, als der Wirbelwind mich entführte?" Sie erinnerte sich auch sogleich, brach in Tränen aus und fiel ihm um den Hals: „Süßer Bruder, wir sind alle drei in Drachenhänden. Es gibt drei Drachenbrüder, die haben uns entführt und halten uns, jeder eine in seinem Palast, gefangen." Darauf nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in den Palast ihres Drachen; dort bewirtete sie ihn prächtig, aber als es Abend wurde, sagte sie zu ihm: „Bruder, jetzt kommt der grimmige Feuerdrache, es geht immerfort Feuer aus seinem Munde, ich möchte dich davor beschützen, daß es dich nicht verbrennt; geh und verstecke dich." Aber Stojscha antwortete ihr: „Meine Schwester, zeige mir, was seine Portion ist." Da führte sie ihn in ein andres Zimmer, da steht ein gebratener Ochs, Brot, so viel man in einem ganzen Back-

ofen backen kann, und ein Eimer Wein. „Das ist seine Portion", sagte die Schwester; und Stojscha sah das an, kreuzte die Beine und verputzte alles bis auf den letzten Bissen, dann rief er aus: „Ach Schwester, wenns doch noch was gäbe!" Nachdem er so zu Abend gegessen hatte, sagte die Schwester: „Jetzt wird der Drache gleich seine Keule vor das Haus schleudern zum Zeichen, daß er nach Hause kommt." Kaum hatte sie das gesagt, als die Keule hoch über dem Hause schwirrte, aber Stojscha lief schnell vor das Haus und ließ die Keule nicht bis auf die Erde kommen, sondern fing sie mit den Händen auf und wirbelte sie über den Drachen weg zurück, weit bis zur nächsten Grenze. Als der Drache das sah, wunderte er sich: „Was für eine Kraft fährt da aus meinem Palast heraus?" Darauf ging er zurück, holte die Keule und nahm sie mit sich nach Haus. Als er vor den Palast kam, trat die Zarentochter heraus und vor ihn hin, er aber fuhr auf sie los: „Wer ist da im Palast?" Sie antwortete: „Mein Bruder." Der Drache fragte weiter: „Und warum ist er gekommen?" Sie antwortete: „Um mich zu sehen." Darauf sagte der Drache zornig: „Ach was! Er ist nicht gekommen, dich zu sehen, sondern dich wegzuholen." Stojscha hatte vom Palast aus das Gespräch gehört und trat ebenfalls vor den Drachen hinaus, der aber stürzte sich auf ihn, sobald er ihn sah; Stojscha ließ ihn herankommen, sie packten sich und fingen an zu ringen. Bei einem Griff warf Stojscha den Drachen zu Boden, drückte ihn nieder und sagte zu ihm: „Nun, was willst du jetzt machen?" Der Drache antwortete: „Hätte ich dich unter meinen Knien wie du mich, da wüßte ich schon, was ich täte." Stojscha aber sagte ihm: „Ich tu dir nichts", und ließ ihn los. Darauf nahm ihn der Drache bei der Hand, führte ihn in den Palast und bereitete ihm ein Fest, eine ganze Woche hindurch.

Als die Woche um war, fragte Stojscha den Drachen nach seinen beiden andern Schwägern, den andern Feuerdrachen, und der Drache zeigte ihm den Weg zu der Stadt, wo der Palast des zweiten Drachen war, dort würde er auch über den

dritten hören. Danach rüstete sich Stojscha zur Reise, nahm Abschied von Schwester und Schwager und zog aus zu dem zweiten Drachen. Auf seiner Wanderung kam er an eine Stadt, vor der traf er auf eine Quelle, aus der die ganze Stadt Wasser holte. Stojscha trank dort, legte sich in den Schatten, um etwas auszuruhen und deckte sich das Gesicht mit einem der drei Tücher zu, daß die Fliegen ihn nicht stächen. Nach kurzer Zeit kam eine Frau, Wasser zu holen; sowie sie Stojscha und das Tuch erblickte, mußte sie seufzen. Während sie nun Wasser schöpfte, sah sie ihn in einem fort an, und als sie fertig war, konnte sie sich nicht losreißen, sondern sah immer auf ihn hin. Das merkte Stojscha und fragte sie: „Was ist dir, liebe Frau, daß du mich so ansiehst? Hast du lange keinen Mann gesehen oder meinst du irgend etwas wiederzuerkennen?“ Da antwortete sie: „Bruder, ich erkenne mein Tuch an dir, das ich eigenhändig gestickt habe.“ Darauf sprang Stojscha auf, gab sich ihr gleich als ihren Bruder zu erkennen und erzählte ihr, wie er auch bei der andern Schwester gewesen sei. Als sie so ihren Bruder sah, brach sie in Tränen aus und fiel ihm um den Hals. Dann nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn in den Palast des Drachen und bewirtete ihn prächtig. Aber als es Abend ward, sagte sie zu ihm: „Bruder, jetzt wird der grimmige Feuerdrache kommen, aus seinem Munde geht immer Feuer aus, ich möchte dich gern davor beschützen, daß er dich nicht damit verbrennt; geh und verstecke dich.“ Aber Stojscha antwortete ihr: „Meine Schwester, zeige du mir, was seine Portion ist.“ Sie führte ihn in ein andres Zimmer, und dort fand er zwei gebratene Ochsen, Brot aus zwei vollen Backöfen und zwei Eimer Wein. „Das da ist seine Portion“, sagte die Schwester. Stojscha sah das an, kreuzte die Beine und verputzte alles bis auf den letzten Bissen, sprang dann auf und sagte: „Ach Schwester, wenn es doch noch was gäbe!“ Als er so zu Abend gegessen hatte, sagte die Schwester: „Jetzt wird die Keule vors Haus fallen weither, von der zweiten Grenze, zum Zeichen, daß der Drache kommt.“

Kaum hatte sie das gesagt, als die Keule hoch über dem Hause schwirrte, aber Stojscha lief vors Haus, ließ sie nicht bis auf die Erde kommen, sondern fing sie mit den Händen auf und wirbelte sie zurück, weithin bis zur dritten Grenze. Als der Drache das sah, wunderte er sich: „Was fährt da für eine Kraft aus meinem Palast heraus?", kehrte um, holte die Keule und ging mit ihr nach Hause. Als er vors Haus kam, trat die Zarentochter heraus vor ihn hin, und er fuhr auf sie los: „Wer ist bei dir im Hause?" Sie antwortete: „Mein Bruder." Der Drache fragte weiter: „Und warum ist er gekommen?" Sie antwortete: „Mich zu sehen." Darauf sagte er zornig: „Er ist nicht gekommen, dich zu sehen, sondern dich wegzuholen." Stojscha, der das Gespräch vom Palast aus gehört hatte, trat nun auch vor den Drachen heraus, und der, sowie er ihn sah, stürzte auf ihn los; Stojscha aber ließ ihn herankommen, sie packten sich und fingen an zu ringen. Zuletzt warf Stojscha den Drachen zu Boden, drückte ihn nieder und sagte: „Was willst du jetzt machen?" Der Drache antwortete: „Hätte ich dich unter den Knien wie du mich, wüßte ich schon, was ich täte." Stojscha aber sagte: „Ich tu dir nichts", und ließ ihn los. Darauf faßte der Drache ihn bei der Hand, nahm ihn mit sich in den Palast, und nun vergnügten sie sich eine ganze Woche hindurch. Als die Woche um war, fragte Stojscha den Drachen nach seinem dritten Schwager, und der Drache zeigte ihm den Weg nach der Stadt des dritten.

Nun rüstete Stojscha sich zur Reise, nahm Abschied von Schwester und Schwager und machte sich auf, den dritten Drachen zu suchen. Auf langer Wanderung kam er wieder an eine Stadt, davor traf er auf eine Quelle, aus der die ganze Stadt Wasser holte; dort trank er, legte sich in den Schatten, um etwas auszuruhen, und deckte sein Gesicht mit einem der Tücher zu, daß ihn die Fliegen nicht stächen. Kurze Zeit verging, da kam eine Frau Wasser zu holen. Als sie Stojscha und das Tuch bemerkte, mußte sie seufzen, und während sie Wasser schöpfte, sah sie ihn beständig an; auch als sie fertig war, konnte sie

sich nicht losreißen, sondern sah immer auf ihn hin. Das merkte Stojscha und fragte sie: „Was hast du, liebe Frau, daß du mich so ansiehst? Hast du lange keinen Mann gesehen, oder meinst du irgend etwas wiederzuerkennen?“ Sie antwortete: „Bruder, ich erkenne an dir das Tuch, das ich eigenhändig gestickt habe.“ Als Stojscha das hörte, sprang er auf, gab sich ihr gleich als Bruder zu erkennen und erzählte ihr, wie er schon bei den andern Schwestern gewesen sei. Sie aber brach bei seinem Anblick in Tränen aus und fiel ihm um den Hals. Dann faßten sie sich an der Hand und gingen in den Palast, dort bewirtete sie ihn prächtig, aber als es Abend wurde, sagte sie zu ihm: „Bruder, jetzt wird der grimmige Feuerdrache kommen, beständig kommt Feuer aus seinem Munde, ich möchte dich gern davor bewahren, daß er dich nicht damit verbrennt; geh und versteck dich.“ Stojscha aber antwortete: „Meine Schwester, zeige du mir, was seine Portion ist.“ Da brachte sie ihn in ein andres Zimmer, sieh da: drei gebratene Ochsen, Brot aus drei vollen Backöfen und drei Eimer Wein. „Das da ist seine Portion“, sagte die Schwester, Stojscha aber sah das an, kreuzte die Beine, verputzte alles bis auf den letzten Bissen und sagte: „Ach Schwester, wenn es doch noch was gäbe!“ Als er nun so zu Abend gegessen hatte, sagte die Schwester zu ihm: „Jetzt wird die Keule vors Haus fallen, weither von der dritten Grenze, das ist das Zeichen, daß der Drache kommt.“ Kaum hatte sie das gesagt, da schwirrte schon die Keule hoch über dem Hause, aber Stojscha lief schnell vors Haus und ließ sie nicht bis auf die Erde kommen, sondern fing sie in den Händen auf und wirbelte sie zurück, weit bis zur vierten Grenze. Als das der Drache sah, wunderte er sich: „Was fährt da für eine Kraft aus meinem Palast heraus?“, kehrte um, holte die Keule und ging damit nach Hause. Als er vor den Palast kam, trat die Zarentochter heraus vor ihn hin, und er fuhr auf sie los: „Wer ist bei dir im Palast?“ Sie antwortete: „Mein Bruder.“ Der Drache fragte weiter: „Und warum ist er gekommen?“ Sie antwortete: „Um mich

zu sehen." Darauf sagte der Drache zornig: „Er ist nicht gekommen, dich zu sehen, sondern dich wegzuholen." Stojscha hörte das Gespräch vom Palast aus und trat auch heraus vor den Drachen, und der, sowie er ihn bemerkte, stürzte auf ihn ein, Stojscha aber ließ ihn herankommen, sie packten sich und begannen zu ringen. Bei einem Griff warf Stojscha den Drachen zu Boden, drückte ihn nieder und sagte zu ihm: „Was wirst du jetzt machen?" Der antwortete: „Hätte ich dich unter meinen Knien wie du mich unter deinen, ich wüßte schon, was ich täte." Darauf sagte Stojscha: „Ich tu dir nichts", und ließ ihn los. Da nahm ihn der Drache bei der Hand und führte ihn in den Palast, und nun vergnügten sie sich eine ganze Woche hindurch. Einmal machten sie einen Spaziergang, dabei bemerkte Stojscha im Hofe ein großes Erdloch wie einen Dachsbau, das unter der Erde fortlief, und sagte: „Was ist denn das, Schwager? Wie kannst du in deinem Hofe ein solches Loch dulden? Warum schüttest du es nicht zu?" Darauf antwortete der Drache: „Ach Schwager, ich kann dir's fast nicht sagen, so schäme ich mich. Es gibt hier einen Drachenzaren, der führt oft mit uns Krieg, und jetzt kommt bald die Zeit, daß wir uns schlagen müssen; und jedesmal, wenn wir kämpfen, besiegt er uns alle drei, und nur was in diese Höhle flüchtet, bleibt übrig." Darauf sagte Stojscha zu ihm: „Komm, Schwager, laß uns auf ihn losschlagen, solange ich hier bin und euch helfen kann, vielleicht können wir ihn so vernichten." Aber der Drache antwortete: „Das getraue ich mir um keinen Preis vor der Zeit." Als Stojscha sah, daß sie nicht wagten loszuschlagen, brach er allein auf, um den Drachenzaren zu suchen. Nach langem Fragen kam er vor dessen Palast und bemerkte oben darauf einen Hasen stehen. Da fragte er die Hofleute, was der Hase da oben auf dem Palast solle. Die antworteten ihm: „Wenn sich einer fände, der den Hasen herabholt, so würde der Hase sich selber schlachten, abhäuten, zerhacken, ansetzen und braten; aber das zu tun wagt keiner bei der Gefahr für sein Leben." Als das Stojscha hörte, flog er auf seinem Pferde hinauf und

holte den Hasen herunter; sofort schlachtete sich der Hase selbst, häutete sich ab, zerhackte sich und setzte sich ans Feuer. Darauf ging Stojscha auf den Söller des Drachen und legte sich in den Schatten, die Hofleute aber, als sie sahen, was er ausgeführt hatte, redeten auf ihn ein, er solle fliehen: „Flieh, Held, so weit dich die Füße tragen, ehe der Drache kommt, denn es geht dir schlecht, wenn er dich trifft." Aber Stojscha antwortete ihnen: „Was geht mich euer Drache an, er mag kommen und sich an dem Hasen satt essen." Bald darauf ist der Drache da, und gleich bei seiner Ankunft bemerkt er, daß der Hase nicht mehr da ist, und rief die Hofleute: „Wer hat das getan?" Sie sagten ihm: „Es kam ein tapfrer Held und holte den Hasen herab, jetzt ist er oben auf dem Söller." Da befahl ihnen der Drache: „Geht und sagt ihm, er solle aus dem Palast gehen, denn wenn ich erst zu ihm komme, lasse ich keinen Knochen an ihm ganz." Die Hofleute gingen nun auf den Söller zu Stojscha und meldeten ihm, was der Drache befohlen hatte, aber Stojscha fuhr sie an: „Geht und sagt dem Drachen, wenn es ihm um den Hasen leid ist, soll er zum Zweikampf mit mir heraufkommen." Als sie das dem Drachen gemeldet hatten, zischte der auf, Feuer fuhr ihm aus dem Munde, und er flog auf den Söller. Stojscha aber ließ ihn herankommen, und sie fingen an zu ringen, doch weder ließ sich Stojscha niederwerfen, noch konnte er den Drachen niederwerfen, und endlich sagte Stojscha zu ihm: „Wie heißt du?" Der Drache antwortete: „Ich heiße Jungherr." [Mladen] Darauf erwiderte Stojscha: „Auch ich bin der jüngste meiner Eltern." Daraufhin ließen sie sich los, verbrüderten sich und gaben einander das feste Treugelöbnis, daß sie brüderlich miteinander leben wollten. Nach einiger Zeit sagte Stojscha zu dem Drachen: „Was wartest du auf die Drachen da, die in ihre Höhle flüchten. Laß uns auf sie losschlagen schon vor der Zeit." Der Drachenzar willigte ein, und so zogen sie beide aus zum Kampf gegen die Drachen. Als die drei Drachenbrüder hörten, daß Stojscha sich mit dem Drachenzaren befreundet und

verbrüdert hatte und jetzt beide gegen sie zogen, erschraken sie, sammelten ein gewaltiges Heer und zogen den beiden entgegen; diese aber griffen das ganze Heer an, schlugen und zerstreuten es ganz und gar, nur die drei Drachen entkamen in die Höhle. Da schleppten die beiden schnell Stroh herbei, stopften es in die Höhle und zündeten es an; so kamen die drei Drachen um. Danach hieß er die drei Schwestern sich fertig machen, ließ den ganzen Schatz der drei Drachen fortbringen, und dem Drachenzaren, seinem Bundesbruder, überließ er deren Paläste und ihr Reich. Dann brach er mit seinen Schwestern auf und zog in sein Reich; sie kamen glücklich bei der Mutter an, die übergab ihm die Herrschaft, und er herrschte bis an sein Lebensende.

25. Wahres Verdienst bleibt nicht verborgen

Es war einmal ein Armer, der hing sich an einen reichen Mann und trat bei ihm in Dienst ohne Vertrag. So diente er ein volles Jahr, und als es um war, ging er zu seinem Herrn und forderte den Lohn, den dieser glaube ihm für seinen Dienst schuldig zu sein. Der Herr zog einen Pfennig heraus und sagte: „Da, das ist dein Lohn." Der Knecht nahm den Pfennig, dankte dem Herrn und ging dann an einen Bach mit starkem Strom. Dort sprach er zu sich: „Barmherziger Gott, was bedeutet das, daß ich für ein volles Jahr nur einen Pfennig Lohn bekommen habe? Aber Gott weiß, ob ich auch nur so viel verdient habe. Ich will das jetzt einmal probieren. Ich werfe den Pfennig ins Wasser, und wenn er nicht untersinkt, habe ich ihn verdient; wenn er aber untersinkt, habe ich ihn nicht verdient." Darauf bekreuzigte er sich und sprach: „Barmherziger Gott, barmherziger Gott, wenn ich diesen Pfennig verdient habe, laß ihn auf dem Wasser schwimmen; wenn nicht, laß ihn auf den Grund sinken." Damit warf er den Pfennig in den Bach, und der sank so-

gleich auf den Grund. Darauf bückte er sich, holte den Pfennig aus dem Wasser und brachte ihn seinem Herrn zurück mit den Worten: „Herr! Hier hast du deinen Pfennig wieder, ich habe ihn noch nicht verdient, sondern will dir noch ein Jahr dienen.“ So trat er wieder in Dienst, und als wieder ein Jahr um war, kam er zu dem Herrn und forderte den Lohn, den dieser glaube ihm schuldig zu sein. Der Herr zog wieder einen Pfennig hervor und sagte: „Da, das ist dein Lohn.“ Der Arme nahm den Pfennig, bedankte sich bei dem Herrn, ging dann wieder an den Bach, bekreuzigte sich und sprach: „Barmherziger Gott, wenn ich diesen Pfennig redlich verdient habe, so laß ihn auf dem Wasser schwimmen; wenn aber nicht, laß ihn auf den Grund sinken.“ Damit warf er den Pfennig ins Wasser, und der ging sogleich unter. Darauf bückte er sich, holte ihn heraus und brachte ihn dem Herrn wieder mit den Worten: „Da, Herr, hast du deinen Pfennig wieder, ich habe ihn noch nicht verdient, sondern will dir noch ein Jahr dienen.“ So trat er wieder in Dienst, und als auch das dritte Jahr um war, kam er zu dem Herrn und forderte den Lohn, den dieser glaube ihm schuldig zu sein. Wieder gab ihm der Herr einen Pfennig, er nahm ihn, bedankte sich und ging wieder an den Bach, um zu sehen, ob er jetzt den Pfennig verdient habe, bekreuzigte sich und sprach: „Barmherziger Gott, wenn ich diesen Pfennig verdient habe, laß ihn auf dem Wasser schwimmen; wenn aber nicht, laß ihn untersinken.“ Sowie der Pfennig aufs Wasser fiel, schwamm er obenauf; da nahm er ihn vergnügt aus dem Wasser, steckte ihn in die Tasche, ging dann in einen Wald, baute sich eine kleine Hütte und lebte fortan dort. Nach einiger Zeit hörte er, daß sein alter Herr sich zu einer Seereise rüste, weit weg in ein andres Reich, ging mit seinem Pfennig zu ihm und bat ihn, er möge ihm in dem andern Reiche für den Pfennig etwas kaufen. Der Herr versprach es, nahm den Pfennig und reiste ab. Unterwegs traf er am Meeresstrand auf einige Kinder, die einen Kater herausgebracht hatten und ihn ertränken wollten. Als er das sah,

lief er zu ihnen hin und fragte sie: „Was macht ihr, Kinder?" Die antworteten: „Er stiftet nur Schaden an, darum wollen wir ihn ertränken." Da zog er den Pfennig seines früheren Knechtes heraus und bot ihn den Kindern für den Kater. Die waren gleich bereit, nahmen den Pfennig und gaben dem Kaufmann den Kater; der nahm ihn mit aufs Schiff und reiste weiter. Einmal aber erhob sich ein Sturm und verschlug das Schiff Gott weiß wohin, so daß es drei Monate lang nicht wieder in den richtigen Kurs kommen konnte, und als der Sturm sich gelegt hatte, wußte der Schiffsherr nicht, wo er war, doch kam er nach einer kurzen weiteren Fahrt an eine Stadt. Als es dort bekannt wurde, daß ein Schiff aus einem unbekannten Lande angekommen sei, strömten viele Leute herbei, es anzusehen, und einer von ihnen, ein sehr reicher Mann, lud den Schiffsherrn zum Abendessen ein. Aber was muß der Schiffsherr dort sehen: Mäuse und Ratten laufen überall herum, und Diener stehen mit Stöcken da, die Tiere abzuwehren, daß sie nicht auf den Tisch stürzen. Darauf sagte er zu dem Hausherrn: „Um Gottes willen, Bruder, was ist das?" Der antwortete: „So ist es immer bei uns, Bruder, wir können vor diesem Getier weder mittags noch abends in Ruhe essen. Sogar zum Schlafen hat jeder von uns seinen Kasten, in den schließen wir uns ein, daß sie uns nicht die Ohren abfressen." Da erinnerte sich der Schiffsherr des Katers, den er den Kindern abgekauft hatte, und sagte zu dem Hausherrn: „Ich habe im Schiff ein Tier, das würde in zwei, drei Tagen all das vertilgen." Der Hausherr antwortete: „Bruder, wenn du so ein Tier hast, gib es her, ich fülle dir dein Schiff mit lauter Silber und Gold, falls es wirklich wahr ist, was du sagst." Gegen Abend holte der Schiffsherr seinen Kater aus dem Schiff und sagte dem Hausherrn, sie möchten sich nur ohne Kasten schlafen legen, das getrauten sie sich aber nicht, sondern er allein schlief so. Dann ließ er den Kater los, und sobald der so viel Mäuse und Ratten sah, machte er sich daran, sie zu fangen, zu erwürgen und alle auf einen Haufen zu schleppen. Die Mäuse und Ratten aber, die merkten, wer

da war, liefen, wohin sie nur konnten. Als es Tag wurde und die Leute aufstanden, was sahen sie: mitten im Zimmer ein großer Haufen toter Mäuse und Ratten, kaum daß noch eine durchs Zimmer lief, sie guckten nur noch aus den Löchern heraus, und nach drei Tagen war keine mehr zu sehen. Da füllte der Hausherr dem Reisenden für den Kater das Schiff voll Silber und Gold, und unser Reisender fuhr mit dem Schiff nach Hause. Dort kam sein alter Knecht zu ihm und fragte ihn, was er ihm für den Pfennig mitgebracht habe. Der Herr ließ einen Marmorstein herausbringen, an allen vier Seiten schön behauen und gab ihm den mit den Worten: „Da, das habe ich dir für deinen Pfennig gekauft." Der Knecht freute sich sehr darüber, trug den Stein in seine Hütte und machte einen Tisch daraus. Am andern Morgen ging er ins Holz, und als er wieder heimkam, fand er den Stein in Gold verwandelt, das glänzte wie die Sonne, und die ganze Hütte war hell davon. Darüber erschrak er, eilte zu seinem alten Herrn und sagte: „Herr, was hast du mir da gegeben; das gehört mir nicht, komm und sieh!" Der Herr ging hin, und als er sah, was Gott für ein Wunder getan hatte, sagte er: „Es ist schon so, mein Sohn, wem Gott gnädig ist, dem helfen auch alle Heiligen; komm mit, ich zeige dir, was dir gehört." Darauf gab er ihm alles, was er in dem Schiffe hergebracht hatte, und gab ihm seine Tochter zur Frau.

26. Der Drache und der Zarensohn

Es war einmal ein Zar, der hatte drei Söhne. Einmal ging der jüngste auf die Jagd, und wie er aus der Stadt heraus war, sprang ein Hase aus dem Gebüsch; er ihm nach, bald hierhin, bald dahin, bis der Hase in eine Wassermühle lief, und der Zarensohn hinter ihm her. Aber sieh da, dort war es kein Hase, sondern ein Drache, der dastand, den Zarensohn zu verschlingen. Als danach einige Tage vergangen waren

und der Zarensohn nicht nach Hause kam, wurden sie unruhig, was es zu bedeuten habe, daß er nicht wieder da ist. Darauf ging der zweite Sohn auf die Jagd, und sowie er aus der Stadt heraus war, sprang der Hase aus dem Gebüsch, er ihm nach, bald hierhin, bald dahin, bis der Hase in die Wassermühle lief, und sieh da, dort war es kein Hase, sondern ein Drache, der stand da, den Zarensohn zu verschlingen. Als darauf wieder einige Tage vergangen waren und keiner der beiden Zarensöhne zurückkam, wurde der ganze Hof besorgt. Darauf ging auch der dritte Sohn auf die Jagd, ob er nicht seine Brüder finden möchte. Als er aus der Stadt heraus war, sprang wieder der Hase aus dem Gebüsch, er ihm nach, hierher und dahin, bis der Hase in die Wassermühle lief. Der Zarensohn aber mochte ihm nicht folgen, sondern ging weiter, ein andres Wild zu suchen, und dachte bei sich: „Wenn ich zurückkomme, werde ich dich schon finden." Er wanderte nun lange im Gebirge hin und her, fand aber nichts, ging dann zurück zu der Wassermühle und traf darin eine alte Frau. Die rief er an: „Gott helfe, liebe Alte!" Sie erwiderte: „Gott helf dir, mein Sohn." Darauf fragte er sie: „Wo ist mein Hase, liebe Alte?", und sie antwortete: „Mein Sohn, das ist kein Hase, sondern ein Drache; der hat schon viele Leute umgebracht." Als der Zarensohn das hörte, wurde er etwas besorgt und sagte zu der alten Frau: „Was machen wir nun? Da sind wohl auch meine beiden Brüder umgekommen?" Die Alte antwortete: „Freilich, aber da ist nichts zu tun, sondern geh nach Hause, mein Sohn, ehe es dir geht wie ihnen." Da sagte er zu ihr: „Weißt du was, liebe Alte? Ich weiß, du möchtest auch gern von diesem Elend frei kommen." Die Alte unterbrach ihn: „O mein Sohn, wie sollte ich nicht; auch mich hat der Drache geraubt, aber jetzt gibt es kein Fortkommen." Da fuhr er fort: „Höre gut zu, was ich dir sage. Wenn der Drache kommt, frage ihn, wohin er zu gehen pflegt und wo seine Stärke ist; dann küsse immerfort die Stelle, wo er sagt, daß sie ist, als hättest du sie besonders lieb; das ver-

suchst du so lange, bis du es herausgebracht hast, und dann sagst dus mir, wenn ich herkomme." Darauf ging der Zarensohn in sein Schloß, und die Alte blieb in der Mühle. Als nun der Drache kam, fragte ihn die Alte: „Aber sag doch, wo um Gottes willen bleibst du? Wohin gehst du so weit weg? Du willst mir nie sagen, wohin du gehst." Der Drache antwortete: „Ach, meine Alte, ich gehe weit weg." Da begann die Alte ihn zu umschmeicheln: „Aber warum gehst du so weit weg? Sag mir, wo ist deine Stärke? Wenn ich das wüßte, was würde ich da nicht vor Entzücken tun, ich würde immerfort die Stelle küssen." Darauf fing der Drache an zu lachen und sagte: „Da ist meine Stärke, in dem Feuerherd", und die Alte drückte sich an den Herd, herzte und küßte ihn. Der Drache aber, als er das sah, schlug ein Gelächter auf und rief: „Dummes Weib, da ist meine Stärke nicht; sie ist in dem Baum da vor dem Hause." Da machte sich die Alte an den Baum, herzte und küßte ihn, der Drache aber fing wieder an zu lachen und sagte: „Geh, dummes Weib, da ist meine Stärke nicht." Als sie nun noch einmal fragte: „Aber wo ist sie denn?", antwortete der Drache: „Meine Stärke ist weit weg, dahin kannst du nicht kommen. Weit fort in einem andern Reiche bei der Zarenstadt ist ein See, in dem gibt es einen Drachen, in dem Drachen einen Eber, in dem Eber einen Hasen, in dem Hasen eine Taube, in der Taube einen Sperling, und in dem Sperling ist meine Stärke." Als die Alte das hörte, sagte sie zu dem Drachen: „Das ist freilich weit, die Stelle kann ich nicht küssen." Am nächsten Tage, als der Drache aus der Mühle fort war, kam der Zarensohn zu der Alten, und die sagte ihm alles, was sie von dem Drachen vernommen hatte. Darauf ging er nach Hause und verkleidete sich, zog Hirtenkleider an, nahm einen Hirtenstab in die Hand, machte sich so zum Hirten und zog in die Welt. Als er so von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wanderte, kam er in ein andres Reich und in die Zarenstadt, neben der in einem See der Drache war. In der Stadt fragte er hin und her, wer einen Hirten brauche.

Die Einwohner sagten ihm, der Zar brauche einen. Da ging er geradeswegs zu dem Zaren, und als man ihn gemeldet hatte, ließ ihn der Zar vor sich und fragte ihn: „Du willst die Schafe hüten?“ Er antwortete: „Ja, erlauchte Krone.“ Da nahm ihn der Zar in Dienst und gab ihm noch Rat und Lehre: „Es gibt hier einen See, an dem See sehr schöne Weide, aber sowie man die Schafe austreibt und sie dahin kommen, laufen sie auseinander ringsum den See; kein Hirt aber, der da hinausging, ist je zurückgekommen; deswegen, mein Sohn, sage ich dir, laß den Schafen nicht ihren Willen, wohin sie wollen, sondern lenke sie, wohin du willst.“ Der Zarensohn dankte dem Zaren und schickte sich an, die Schafe auszutreiben, mit sich nahm er zwei Windhunde, die einen Hasen in freiem Felde einholen konnten, und einen Falken, der jeden Vogel abfangen konnte, dazu noch einen Dudelsack. Als er die Schafe ausgetrieben hatte, ließ er sie gleich an den See, und die Schafe liefen auseinander ringsum den See. Der Zarensohn aber setzte den Falken auf einen Baumstumpf, die Windhunde und den Dudelsack daneben, streifte dann Hose und Ärmel auf, watete in den See und rief: „Ho! Drache, Drache, komm doch heut zum Zweikampf mit mir, wenn du kein Weib bist.“ Der Drache antwortete: „Gleich, Zarensohn, gleich!“ Bald stand er auch da, groß, furchtbar, scheußlich; sie faßten sich zum Ringkampf und rangen den Sommertag bis Mittag. Als aber die Mittagshitze anfing zu brennen, sagte der Drache: „Laß mich doch einmal los, Zarensohn, daß ich meinen wüsten Kopf in den See tauchen kann; dann werfe ich dich himmelhoch.“ Der Zarensohn antwortete: „Ach was, Drache, schwatze kein dummes Zeug! Wenn mich die Zarentochter auf die Stirn küssen würde, würfe ich dich noch höher.“ Darauf machte sich der Drache gleich von ihm los und ging in den See. Gegen Abend wusch sich der Zarensohn schön und machte sich zurecht, setzte den Falken auf die Schulter, ließ die Hunde neben sich gehen, nahm den Dudelsack unter den Arm, trieb dann die Schafe zusammen und

ging, auf seinem Dudelsack spielend, in die Stadt. Dort lief die ganze Stadt zusammen, als wäre ein Wunder geschehen, daß er wieder kommt, da doch früher kein Hirt von dem See hatte zurückkommen können. Am nächsten Tage machte der Zarensohn sich wieder auf und ging mit den Schafen geradeswegs zu dem See. Der Zar aber schickte ihm zwei Reiter nach, die ihm heimlich folgen und nachsehen sollten, was er macht; und die stiegen auf einen hohen Berg, von wo aus sie gut sehen konnten. Als der Hirt angekommen war, stellte er Hunde und Dudelsack neben den Baumstumpf, den Falken darauf, streifte Hose und Ärmel auf, watete in den See und rief: „Ho, Drache, Drache! Komm heraus zum Zweikampf mit mir, wir wollen uns noch einmal miteinander messen, wenn du kein Weib bist.“ Der Drache antwortete: „Gleich, Zarensohn, gleich!“ Bald stand er auch da, groß, furchtbar, scheußlich; sie packten sich zum Ringkampf und rangen den Sommertag bis Mittag. Als aber die Mittagshitze anfing zu brennen, sagte der Drache: „Laß mich doch einmal los, Zarensohn, daß ich meinen wüsten Kopf in den See tauchen kann; dann werfe ich dich himmelhoch.“ Der Zarensohn aber antwortete: „Ach was, Drache, schwatze kein dummes Zeug! Wenn mich die Zarentochter auf die Stirn küssen würde, würfe ich dich noch höher.“ Darauf machte sich der Drache gleich von ihm los und ging in den See. Gegen Abend trieb der Zarensohn die Schafe zusammen wie früher und ging, seinen Dudelsack spielend, heim. Als er in die Stadt eintrat, kam die ganze Stadt in Aufregung und wunderte sich, wie der Hirt jeden Abend nach Hause kommen konnte, was vorher keiner gekonnt hatte. Die beiden Reiter aber waren noch vor ihm ins Schloß gekommen und hatten dem Zaren alles der Reihe nach erzählt, was sie gehört und gesehen hatten. Als nun der Zar den Hirten nach Hause kommen sah, ließ er sogleich seine Tochter rufen, sagte ihr, was und wie sich alles zugetragen hatte und befahl ihr: „Also morgen gehst du mit dem Hirten an den See und küßt ihn auf die Stirn.“

Da brach sie in Tränen aus und bat ihren Vater inständig: „Du hast niemand außer mir allein und machst dir nichts daraus, wenn ich umkomme?" Da suchte sie der Vater aufzurichten und ihr Mut zu machen: „Hab keine Angst, meine Tochter; siehst du, wir haben schon so viele Hirten gewechselt, und keiner, der zu dem See hinausging, ist zurückgekommen; der hier aber hat schon zwei Tage mit dem Drachen gekämpft, und es hat ihm nichts geschadet. Ich hoffe zu Gott, daß er den Drachen überwinden kann; geh nur morgen mit ihm, vielleicht befreit er uns von diesem Übel, durch das so viele Menschen umgekommen sind."
Als am nächsten Morgen der helle Tag anbrach, und die Sonne aufging, stand der Hirt auf, auch das Mädchen stand auf, und sie schickten sich an, zum See zu gehen. Der Hirt war vergnügt, vergnügter als je, das Mädchen aber weinte, doch der Hirt tröstete sie: „Fräulein Schwester, ich bitte dich, weine nicht, tu nur, was ich dir sage: wenn es Zeit ist, lauf herzu und küsse mich, und hab keine Angst."
Als sie aufgebrochen waren und die Schafe in Bewegung gesetzt hatten, war der Hirt unterwegs immer vergnügt, blies vergnügt auf seinem Dudelsack, das Mädchen aber ging neben ihm und weinte in einem fort; er nahm dann bisweilen die Dudelsackspfeife aus dem Munde und wandte sich zu ihr: „Weine nicht, meine Goldne, hab keine Angst."
Am See liefen die Schafe gleich auseinander um den See herum, der Zarensohn setzte den Falken auf den Baumstumpf, Hunde und Dudelsack daneben, streifte Hose und Ärmel auf, watete ins Wasser und rief: „Ho, Drache, Drache! Komm zum Zweikampf mit mir heraus, wir wollen uns noch einmal messen, wenn du kein Weib bist." Der Drache antwortete: „Gleich, Zarensohn, gleich!" Bald stand er auch da, groß, furchtbar, scheußlich; sie packten sich zum Ringkampf und rangen den Sommertag bis Mittag. Als nun die Mittagshitze anfing zu brennen, sprach der Drache: „Laß mich doch einmal los, Zarensohn, daß ich meinen wüsten Kopf in den See tauchen kann; dann werfe ich dich

himmelhoch." Der Zarensohn antwortete: „Ach was, Drache, schwatz kein dummes Zeug! Wenn mich die Zarentochter auf die Stirn küssen würde, würfe ich dich noch höher." Sowie er das gesagt hatte, lief das Mädchen herzu und küßte ihn auf Wangen, Augen und Stirn. Da hob er den Drachen und warf ihn himmelhoch, und als der Drache auf die Erde herunterplatzte, zersprang er in Stücke, und aus ihm heraus kam ein wilder Eber, der lief in voller Fahrt davon, aber der Zarensohn rief seine Hirtenhunde: „Faßt! Laßt nicht los!"; die Hunde sprangen hinter dem Eber her, holten ihn ein und zerrissen ihn auf der Stelle. Aber aus dem Eber sprang ein Hase heraus und fuhr übers Feld. Der Zarensohn aber ließ die Hunde los: „Faßt! Laßt nicht los!", die hinter dem Hasen her, packten ihn und zerrissen ihn auf der Stelle. Aber aus dem Hasen flog eine Taube auf, der Zarensohn ließ seinen Falken los, der fing die Taube und brachte sie ihm, er schnitt sie auf, und sieh da, in der Taube war ein Sperling. Den packte er und sagte zu ihm: „Jetzt sagst du mir, wo meine Brüder sind." Der Sperling antwortete: „Ja, nur tu mir nichts; gleich hinter der Stadt deines Vaters ist eine Mühle, darin sind drei Gerten, schneide sie ab und schlage damit auf ihre Wurzel; dann wird sich sogleich die eiserne Tür eines großen Kellers öffnen, darin sind so viel Menschen, alte und junge, reiche und arme, kleine und große, Frauen und Mädchen, daß man ein ganzes Land damit besiedeln kann; dort sind auch deine Brüder." Als der Sperling mit seiner Aussage zu Ende war, drehte ihm der Zarensohn den Hals um. Der Zar aber hatte sich in Person herausbegeben und war auf den Berg gestiegen, von wo die Reiter den Hirten beobachteten, und hatte so alles gesehen, was sich ereignet hatte. Nachdem nun der Hirt mit dem Drachen ein Ende gemacht hatte, war schon die Dämmerung eingetreten, da wusch er sich schön, nahm den Falken auf die Schulter, die Hunde neben sich, den Dudelsack unter den Arm, spielte darauf, trieb die Schafe zusammen und ging zum Zarenhofe, das Mädchen ihm zur

Seite, noch voll Schrecken. Als sie in die Stadt kamen, lief die ganze Stadt zusammen, als wäre ein Wunder geschehen. Der Zar aber, der von dem Berge aus das Heldenstück des Zarensohnes gesehen hatte, ließ ihn zu sich rufen und gab ihm seine Tochter; so zogen sie auf der Stelle in die Kirche zur Trauung und feierten dann eine ganze Woche lang Feste. Darauf erzählte der Zarensohn, wer und woher er sei; da freute sich der Zar und die ganze Stadt noch mehr, und als der Zarensohn darauf drang, in seine Heimat zu ziehen, gab der Zar ihm viele Begleiter und stattete ihn für die Reise aus. Als sie nun bei der Mühle ankamen, ließ der Zarensohn alle seine Begleiter haltmachen, ging hinein, schnitt die drei Gerten ab und schlug damit auf die Wurzel; sogleich tat sich die eiserne Tür auf, und sieh da, in dem Keller eine Menge Menschen. Da befahl der Zarensohn, sie sollten einer nach dem andern herauskommen und gehen, wohin sie wollten; er aber stellte sich an der Tür auf. Wie so einer nach dem andern heraustrat, da kamen auch seine Brüder, und er umarmte und küßte sie. Als die ganze Menge heraus war, dankten sie ihm, und jeder ging in seine Heimat. Er aber ging mit seinen Brüdern und seiner jungen Frau heim zu seinem Vater, lebte dort und herrschte bis an sein Lebensende.

27. Wem Gott hilft, dem kann niemand schaden

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten drei Söhne. Der jüngste war der schönste und ein sehr guter Junge, und so hielten ihn die andern für einen Dummkopf. Alle drei waren schon ins Heiratsalter gekommen, der Vater wollte aber keinen verheiraten, weil er arm war. Da sagte der älteste zum Vater: „Vater, du mußt mich verheiraten." Als das der zweite hörte, sagte auch der: Auch mich, Vater, denn ich bin auch in dem Alter zu heiraten." Als das der jüngste hörte, sagte der auch: „Auch mich,

Vater, denn ich bin auch in dem Alter zu heiraten." Da war der Vater in Verlegenheit und beriet mit seiner Frau, was er tun sollte. Endlich kamen sie zum Entschluß, er rief seine Söhne zu sich und sagte zu ihnen: „Geht in irgendeine Stadt, nehmt dort einen Dienst für ein Tuch, und wer das schönste Tuch heimbringt, den werde ich verheiraten." Danach gingen sie alle drei zusammen fort, aber die beiden ältesten legten sich unterwegs darauf, den jüngsten in einem fort zu verspotten und zu verlachen, und zuletzt jagten sie ihn fort, so daß er einen andern Weg einschlug, wobei er zu Gott betete, er möge ihm Glück geben. Bei seiner Wanderung kam er an ein Wasser, auf dessen andrer Seite lag eine große Stadt und darin der Palast des Zaren. Dieser Zar war sehr böse und verworfen gewesen, war vor kurzem gestorben, und in seinem Palast war nur seine einzige Tochter zurückgeblieben. Um die hatten sich viele beworben, aber von allen Freiern, die in den Palast gekommen waren, war keiner am Leben geblieben, denn der Zar hatte sich in einen Vampir verwandelt, war nachts gekommen und hatte sie erwürgt. Während nun der jüngste Bruder an dem Wasser hin und her ging und überlegte, wie er wohl auf die andre Seite kommen könnte, sah die Zarentochter ihn aus dem Fenster und befahl ihren Dienern, ihn herbeizuholen und vor sie zu führen. Als er vor die Zarentochter trat, wurde er ein wenig verwirrt und ängstlich, sie aber, sowie sie ihn erblickte, versah sich in ihn und fragte ihn, woher er sei und wohin er wolle. Da sagte er ihr, woher er sei, und erzählte ihr alles der Reihe nach, daß er noch zwei Brüder habe, daß alle drei heiraten wollten, ihr Vater aber ein armer Mann sei und ihnen gesagt habe, jeder solle ein Tuch heimbringen, und wer das schönste bringe, den werde er verheiraten. Als das die Zarentochter hörte, sprach sie: „Du wirst heut abend hier bei mir bleiben und hier übernachten, am nächsten Morgen werden wir dann nach dem Tuch sehen." Gegen Abend gab sie ihm schön zu essen und zu trinken, führte ihn dann in ein Zimmer, das war ganz grün, und sagte: „Hab keine

Angst, in der Nacht wird etwas kommen und um dich herumpoltern, um dich zu erschrecken, aber du brauchst nichts zu fürchten." Einfältig wie er war, konnte er vor Verwunderung nicht einschlafen, sondern es war ihm immer ganz wunderlich, wohin er geraten sei. Aber plötzlich um Mitternacht erhob sich ein Gepolter und Geschrei: „Der ist gekommen, das Reich zu empfangen, dem können wir nichts anhaben." Er betete dabei in einemfort zu Gott; so verging die Nacht, und er blieb frisch und gesund. Bei Tagesanbruch stand er auf und setzte sich hin; alle Hofleute dachten, sie müßten ihn tot aus dem Zimmer schleppen wie alle die andern Freier. Die Zarentochter aber schickte einen von den Hofleuten hin nachzusehen, ob er am Leben sei und wenn, ihn vor sie zu führen. Der Bote war verwundert, als er ihn im Zimmer sitzen fand, munter und gesund, und sagte zu ihm: „Komm, unsre Zarin läßt dich rufen." Als er vor sie trat, wunderte sie sich selbst, wie er hatte am Leben bleiben können, gab ihm dann Frühstück und danach ein goldgesticktes seidenes Tuch in ein Papier gewickelt: „Das hier bringe deinem Vater, und wenn er dir noch was befiehlt, komm wieder hierher zu mir." Da bedankte er sich bei ihr für Tuch und Nachtlager und ging nach Hause; dort waren auch die beiden andern Brüder schon angekommen. Darauf holte jeder sein Tuch heraus; die der beiden andern waren so so, als er aber seins herauszog, erstaunten alle, und die Brüder sprangen auf ihn ein: „Woher hast du das? Das hast du wo gestohlen." Zuletzt sagte der Vater, um sie zu beruhigen: „Wißt ihr was? Geht noch einmal in die Welt, und wer eine Kette heimbringt, die sich neunmal um unser Haus winden läßt, den werde ich verheiraten." So beruhigten sich die Brüder, und die beiden ältesten gingen, wohin sie Lust hatten, der jüngste geradeswegs zu der Zarentochter, und als er vor sie trat, fragte sie ihn: „Was hat dein Vater dir befohlen?" Er antwortete: „Ich soll eine Kette bringen, die sich neunmal um unser Haus winden läßt." Darauf gab sie ihm wieder schön zu essen und zu trinken, führte ihn in ein gelbes

Zimmer und sagte: „Hab keine Angst, die Nacht wird wieder etwas kommen dich zu erschrecken; aber morgen früh werden wir nach der Kette sehen.“ So kamen auch diese Nacht die Gespenster und vollführten um ihn herum allerlei schreckliche Dinge, er aber blieb munter und gesund. Am andern Morgen kam wieder einer von den Hofleuten, ihn zu holen und brachte ihn vor die Zarin; die gab ihm wieder Frühstück und dann eine kleine Schachtel: „Das hier bringe deinem Vater, aber öffne es ja nicht, ehe du zu Hause bist, und wenn dein Vater dir noch was befiehlt, komm wieder hierher zu mir.“ Er bedankte sich schön bei ihr, ging nach Hause und fand seine Brüder schon dort. Die beiden älteren brachten je eine Kette, die nicht einmal um das Haus herumging. Darauf brachte der jüngste dem Vater die Schachtel, der öffnete sie und zog eine goldne Kette heraus; sie verwunderten sich darüber, und die älteren Brüder sprangen auf den jüngsten zu und wollten ihn beinahe totschlagen: „Du wirst unser Haus zugrunde richten, du hast das wo gestohlen.“ Der Vater suchte wieder zum Frieden zu reden und sie zu beschwichtigen und sagte zuletzt: „Geht und bringt jeder ein Mädchen her, dann werde ich euch alle drei verheiraten.“ Da gingen die beiden älteren Brüder, wohin sie Lust hatten, der jüngste geradeswegs zu der Zarentochter und sagte ihr, was ihnen der Vater befohlen habe. Sie antwortete: „Jetzt brauchst du nur noch in einem Zimmer zu übernachten, dann werden wir nach dem andern sehen.“ Darauf gab sie ihm wieder zu essen und zu trinken und führte ihn in ein rotes Zimmer zum Übernachten. Dort hatte er in dieser Nacht noch größeren Schrecken zu erdulden als in den beiden früheren; es war dort ein furchtbares Poltern, Schreien, Kettenklirren und schreckliche Stimmen: „Der will mein Reich an sich nehmen.“ Sie rissen ihm die Kleider vom Leibe, aber ihn selbst wagten sie nicht anzurühren; er betete in einem fort zu Gott, und Gott bewahrte ihn gesund auch diese Nacht. Am nächsten Morgen brachte man ihn frisch und gesund vor die Zarentochter, die ließ gleich Bar-

biere kommen, die ihn barbieren und waschen mußten, brachte dann Herrenkleider und ließ ihn umziehen; dann setzte sie sich mit ihm in eine Kutsche, fuhr zur Kirche und ließ sich mit ihm trauen. Danach blieben sie in ihrem Palast noch drei Tage zur Hochzeitsfeier, dann machten sie sich auf zu seinem Vater und kamen gerade in der Nacht in dessen Dorfe an. Vor seinem Hause hörten sie Lärm darin und merkten, daß ein Fest sei. Die beiden Brüder verheirateten sich nämlich. Da rief er von draußen hinein: „He, Hausvater!" Der Vater hörte das, lief hinaus und verwunderte sich, solche Gäste vor seinem Hause zu sehen. Darauf fragte der Sohn: „Können wir hier übernachten?" Der Vater antwortete ihm: „Gern, aber wir haben eine Hochzeit im Hause und nicht viele Stuben; da werden euch die gemeinen Leute die Ohren vollschreien und durch ihr Geschrei lästig sein." Darauf erwiderte der Sohn: „Das macht nichts. Ich habe das gern und habe es noch nie gehört, und meine Frau hat es noch lieber." So traten sie ein in die eine Stube, in der andern war das Fest. Bei ihrem Eintritt und als sie Platz nahmen, verbeugte sich seine Mutter vor ihnen wie vor Herrschaften, und er sagte zu ihr: „Heil dir, daß du zwei Hochzeiten auf einmal hast." Sie aber antwortete: „Ach meine Herrschaften! Eins ist mir ein Fest, andres ein Kummer; ich habe noch einen Sohn, der ist in die Welt gegangen und verloren, Gott weiß, wo er ist." Danach ging der Sohn ein wenig hinaus, zog seine alten ärmlichen Kleider über das Herrengewand, drückte sich den Hut auf den Kopf, ging in das Zimmer, wo das Hochzeitsfest war und stellte sich an die Tür. Als die Brüder ihn gewahr wurden, riefen sie den Eltern zu: „Kommt her und seht euch euern gepriesenen Sohn an, der geht und stiehlt irgendwas." Als darauf der Vater ihn bemerkte, rief er: „Unglücksmensch, wo bist du bis jetzt gewesen? Wo hast du dein Mädchen?" Die Mutter aber begann zu jammern: „Ach ich Arme, warum tust du mir so ein tödliches Leid an?" Er aber antwortete: „Scheltet mich nicht so! es wird, wills Gott,

noch gut werden." Darauf warf er die ärmlichen Kleider ab und stand vor ihnen in Herrengewändern; die Brüder aber, als sie ihn so sahen, erschraken sehr und baten ihn um Verzeihung, und Mutter und Vater umarmten und küßten ihn. Jetzt feierte man von neuem noch einige Tage Hochzeit, danach nahm der jüngste Sohn Vater und Mutter mit sich, den Brüdern gab er Lehnsgüter, und sie lebten von da an wie die Herren.

28. Teufelsblendwerk und Gottesmacht

Eines Morgens ging ein Zarensohn auf die Jagd. Als er durch den Schnee watete, bekam er Nasenbluten, bemerkte, wie das rote Blut auf dem weißen Schnee schön aussah und dachte bei sich: „Wenn ich doch ein Mädchen heiraten könnte, das so weiß ist wie Schnee und so rot wie Blut." In diesem Gedanken ging er weiter und begegnete einer alten Frau, die fragte er, ob es solche Mädchen gäbe. Die Frau antwortete, weiter weg in dem Walde da sei ein Haus ohne Tür und nur ein Fenster darin, durch das man ein und ausgehe, in dem Hause sei ein solches Mädchen. „Aber, mein Sohn," sagte sie, „wer da hingeht, sie zu freien, keiner ist mehr wiedergekommen." — „Bei Gott," antwortete der Zarensohn, „wenn auch nicht, ich gehe; ist das hier der Weg?" Als die Alte das hörte, tat er ihr leid, sie griff in den Busen, zog ein Stück Brot heraus, gab es dem Zarensohn und sagte: „Nimm das Brot hier, aber hüte es wie deinen Augapfel!" Er nahm es und zog weiter, und bald begegnete er einer zweiten alten Frau. Sie fragte ihn, wohin, und er erzählte ihr, daß er ginge, das und das Mädchen zu freien. Die Alte suchte ihn davon abzubringen und sagte ihm dasselbe wie die erste, er aber antwortete: „Bei Gott, Alte, ich gehe, wenn ich auch nicht wieder kommen sollte." Da gab ihm die Alte eine Haselnuß und sprach: „Verwahre diese Nuß bei

dir, sie wird dir von Nutzen sein.“ Er nahm die Nuß und zog weiter, und wieder nach kurzer Zeit traf er eine dritte Alte am Wege sitzen, die fragte ihn auch, wohin, und er erzählte ihr, daß er ginge, das und das Mädchen zu freien. Da fing sie an zu weinen und ihn zu beschwören, er möge von dem Mädchen lassen, sagte ihm auch dasselbe wie die beiden ersten, er wollte aber nicht darauf hören. Da gab sie ihm eine Walnuß und sprach: „Nimm diese Nuß und verwahre sie, bis du sie nötig hast.“ Er verwunderte sich über diese Geschenke und fragte die dritte Alte, was es bedeute, daß die erste ihm ein wenig Brot, die nächste eine Haselnuß und sie eine Walnuß gegeben hatte. Die Alte antwortete: „Wenn du da vors Haus kommst, wirf das Brot den Tieren vor, daß sie dich nicht fressen, und wenn du in der größten Not bist, befrage erst die Haselnuß, dann die Walnuß.“ Danach zog der Zarensohn weiter, bis er in einen dichten Wald geriet, und dort erblickte er das Haus. Vor dem Hause sprang eine Menge allerlei Tiere auf ihn los, er warf ihnen aber nach dem Rat der Alten das Stück Brot hin, und sobald sie daran gerochen hatten, legten sie sich auf den Bauch und zogen den Schwanz unter sich. Jetzt — das Haus hatte keine Tür und war hoch — konnte er nicht hinaufklettern, bis er auf einmal bemerkte, daß eine Frau ihr goldnes Haar zum Fenster hinaushängen ließ, da sprang er hinzu, ergriff es und zog sich daran ins Haus. Und was sieht er? Es ist wirklich das Mädchen. Da wurden sie froh eins über das andre, das Mädchen aber sagte: „Gott sei Dank, daß du meine Mutter nicht zu Hause getroffen hast, sondern daß sie fort ist, um im Walde Kräuter zu suchen, mit denen sie die jungen Leute verzaubert und in Tiere verwandelt, wie sie es mit allen denen da gemacht hat, meinen Freiern, die dich beinahe zerrissen hätten, wenn Gott dir nicht beigestanden hätte. Aber nun laß uns fliehen.“ Darauf flohen sie durch den Wald so schnell wie möglich. Aber als sie sich einmal umsehen, ist des Mädchens Mutter hinter ihnen her; sie erschraken sehr, denn die Alte war schon nahe bei ihnen. Aber

in der Not fiel dem Zarensohn die Haselnuß ein, er zog sie heraus und fragte: „Ach, um Gottes willen, was jetzt?“ Die Nuß antwortete: „Öffne mich!“ Als er das tat, strömten reißende Flüsse aus der Nuß heraus und schnitten der Mutter den Weg ab. Die aber berührte mit ihrem Stabe das Wasser, das zerteilte sich, und sie wieder hinter ihnen her. Als sie nun sahen, daß sie ihnen wieder ganz nahe kommt, zog der Zarensohn die Walnuß heraus und rief: „Sage, was jetzt!“ Die Nuß antwortete: „Zerschlage mich!“, und als er das tat, brach ein Feuer aus ihr hervor, daß fast der ganze Wald verbrannt wäre. Aber die Mutter des Mädchens spuckte in das Feuer, das erlosch im selben Augenblick, und sie immer wieder hinter ihnen her. Da erkannte der Zarensohn, daß es teuflisches Blendwerk sei, bekreuzigte sich nach Osten gewandt und rief zum allmächtigen Gott um Hilfe. Da fuhr ein Blitz aus dem Himmel und verbrannte die Mutter des Mädchens, unter ihr tat sich die Erde auf und verschlang ihre Gebeine. So entkam der Zarensohn mit dem Mädchen glücklich nach Hause, ließ es taufen und nahm es zur Frau. — Und Gott möge dir Freude geben!

29. Schöne Kleider tun viel

Es war einmal ein Zar, der hatte eine einzige Tochter, die war über die Maßen schön. Aus Übermut und zum Ruhm ihrer Schönheit ließ er in aller Welt verkünden: Wenn sich ein junger Mann finde, der raten könne, was für ein Mal seine Tochter habe und an welcher Stelle, dem werde er sie zur Frau geben und sein halbes Reich dazu; wer es aber nicht rate, der werde in ein Lamm verwandelt oder verliere seinen Kopf. Diese wunderbare Nachricht verbreitete sich in der Welt, und es kamen Tausende Freier von allen Enden herbei, aber vergebens; eine große Zahl junger Leute wurde in Lämmer verwandelt, und eine Unmenge verlor den Kopf. Dieselbe

Nachricht vernahm auch ein junger Mann, arm, aber gewandt und klug; er bekam große Lust zu dem schönen Mädchen und dem halben Reich, und so machte er sich zu dem Mädchen auf, aber nicht, um sie gleich zu freien, sondern nur, um sie zu sehen und sie etwas zu fragen. Als er zu dem Zarenhof gekommen war, da gab es was zu sehen: rings um ihn wimmelte es von Lämmern aller Art, die sprangen an ihm empor und blökten, als wollten sie ihm ein Zeichen geben, er solle seinen Gedanken aufgeben, daß er nicht auch zum Lamme würde, und die abgehauenen Köpfe, die auf Pfähle gesteckt waren, fingen alle an zu weinen. Darüber erschrak er und wollte weglaufen, aber ein Mensch in blutigen Kleidern, mit Flügeln und nur einem Auge im Kopf hielt ihn auf und rief: „Halt! Wohin? Zurück, sonst bist du verloren." Darauf kehrte er wieder um und ging zu der Zarentochter; die empfing ihn und sagte: „Bist auch du gekommen, um mich zu freien?" Er antwortete: „Nein, erhabene Zarin, aber ich habe gehört, daß du dich, wenn die rechte Zeit kommt, zu verheiraten denkst, so bin ich gekommen, dich zu fragen, ob du keine Hochzeitskleider brauchst." — „Was für Kleider hast du?" fragte sie ihn, und er antwortete: „Ich habe Hosen aus Marmor, ein Hemd aus Tau, ein Tuch den Aufzug aus Sonnenstrahlen, den Einschlag aus Mond und Sterne, und Schuhe aus lauterm Gold, nicht gewebt noch geschmiedet. Wenn du das alles kaufen willst, befiehl, daß ich es herbringe, aber das mußt du wissen: Wenn du eins nach dem andern von den Kleidungsstücken anprobierst, darf niemand dabei sein als wir beide; und wenn du sie brauchen kannst, werden wir leicht einig, wenn nicht, werde ich sie niemand zeigen, sondern sie aufheben für meine Braut." Die Zarentochter ließ sich betören und hieß ihn alles bringen. Er ging und brachte es, Gott weiß, wo er es her hatte. Darauf schlossen sie sich in ein Zimmer ein; sie probierte erst die Hosen an, und er spähte, ob er nicht irgendwo an ihrem Beine ein Mal finden könnte; da bemerkte er zu seinem Glück einen goldnen Stern auf

ihrem rechten Knie, sagte aber nichts, sondern dachte bei sich: „Wohl mir, heute und für alle Zeit!" Danach probierte die Zarentochter das Hemd und alles andre an, er aber achtete gar nicht mehr darauf, ob sie noch ein andres Mal habe. Alles paßte ihr wie für sie zugeschnitten. Darauf wurden sie über den Preis einig, und sie zahlte, was sie abgemacht hatten, er nahm sein Geld, und nach einigen Tagen zog er sich so schön an, wie er nur konnte; dann ging er, um des Zaren Tochter zu freien. Vor dem Zaren sprach er: „Erhabener Zar, ich bin gekommen, deine Tochter zu freien; so gib sie mir." — „Gut," antwortete der Zar, „aber weißt du, wie man um meine Tochter freit? Merke wohl, wenn du ihr Mal nicht errätst, bist du verloren; errätst dus aber, so sei sie und die Hälfte meines Reiches dir gewährt." Da verneigte sich der junge Mann vor dem Zaren und sprach: „Dank dir, Zar und Schwiegervater! Sie hat einen goldnen Stern auf dem rechten Knie." Der Zar war sehr verwundert, woher er das wisse, aber ausweichen konnte er nicht, sondern mußte sie ihm geben, und er heiratete sie. Als nun das Reich geteilt werden sollte, sagte der Schwiegersohn zu dem Zaren: „Ich lasse dir die Hälfte des Reiches, nur verwandle die armen Seelen da wieder in das, was sie gewesen sind." Darauf antwortete der Zar, das stehe nicht in seiner Macht, sondern in der seiner Tochter, „deiner Frau", wie er sagte. Da bat er seine Frau, und sie sagte: „Laß ein wenig Blut ab unterhalb meines Sterns, jedes Lamm soll nur mit der Zunge daran lecken, und jeden Kopf bestreiche damit an der Unterlippe, dann werden die Lämmer wieder zu Menschen und die Köpfe wieder lebendig und zu Menschen, wie sie vorher waren." Das tat er, und als sie alle wieder waren wie früher, lud er sie zur Hochzeit, dann ging es unter Singen und Schießen mit dem Mädchen nach Hause, und dort bewirtete er alle mit Speise und Trank. Zuletzt ging jeder nach seiner Heimat, er blieb mit seiner jungen Frau da.

30. Das Mädchen von nirgend her

Es war einmal ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn. Als der Sohn erwachsen war, lag ihm der Vater beständig an, sich zu verheiraten. Darauf antwortete er: „Ich möchte mich wohl verheiraten, aber hier gibt es keine Mädchen für mich, ich muß in die Welt ziehen, ein Mädchen zu suchen, das von nirgend her ist. Gib mir ein gutes Pferd, einen Diener und Geld, dann will ich suchen." Auf seiner Reise kam er in einen großen Wald und traf dort auf einen schönen Brunnen; da befahl er seinem Diener, das Pferd zu tränken. Der wollte das gerade tun, aber zufällig sah er in den Brunnen hinein, und darin leuchtete es so schön, daß es lieblich anzusehen war. Da rief der Diener seinen Herrn, er möge doch auch sehen, was da in dem Brunnen leuchtet. Der Herr verwunderte sich und blickte in die Höhe, über dem Brunnen, da sieht er ein schönes Mädchen auf einer Eiche sitzen, wie es schöner nicht sein konnte, goldnes Haar bis zu den Knien und funkelnd wie die Mittagssonne. Als er sie ordentlich betrachtet hatte, rief er sie herab: er wolle sich ein wenig mit ihr unterhalten, und als sie unten war, fragte er sie, woher sie sei und worauf sie da warte. Sie antwortete ihm, sie gehöre niemand an, sie sei von nirgend her und warte hier auf ihr Glück. Darauf sagte er: „O! So eine suche ich gerade, die von nirgend her ist; aber willst du mein werden?" — „Ich will." — Da nahm er den Ring von seinem Finger und gab ihn ihr, und sie gab ihm ihren. „Jetzt bleib du hier," sprach er weiter, „bis ich wiederkomme und das Hochzeitsgefolge mitbringe."

Während so der Prinz nach Hause ging, tappte eine Zigeunerin zu dem Brunnen heran, sah hinein, und es leuchtete ihr hell daraus entgegen. Als sie nun hinaufblickte, bemerkte sie das Mädchen und sagte zu ihr: „Aber nein, Herrin, bist du schön! Komm herab, gib mir deine Kleider, ich

gebe dir meine, dann wollen wir in den Brunnen gucken und sehen, wessen Bild schöner ist." Das Mädchen kam herab, zog die Kleider der Zigeunerin an und die Zigeunerin ihre. Darauf bückten sie sich und sahen in den Brunnen, die Zigeunerin aber packte das Mädchen, warf sie in den Brunnen und setzte sich an ihren Platz, um abzuwarten, was nun wird. Da hörte sie auf einmal Musik spielen, und es kommt ein Hochzeitszug. Als die Herren an die Stelle kamen, betrachteten sie das Mädchen von nirgend her, was das für eine ist, und alle wunderten sich, wie schwarz sie ist, auch der Prinz selbst wunderte sich, wie häßlich sie ist. Aber was will er machen? Jetzt müssen sie sie schon mitführen. Da befahl der Prinz einem Diener, die Pferde zu tränken; der läßt den Eimer in den Brunnen hinab, und hinein springt ein Goldkarpfen. Der Diener rief seinen Herrn, der sah den Karpfen an und befahl dem Diener ihn in ein Tuch zu wickeln und in einen Kasten zu legen. Das tat der Diener, und darauf begaben sie sich nach Hause.

Dort wurde die junge Frau krank, Doktoren kamen, konnten ihr aber nicht helfen, doch fragten sie, was sie essen möchte, und sie antwortete, sie möge nichts als den Karpfen. Der Prinz redet ihr ab: „Laß doch, du siehst ja, es gibt nichts so Schönes wie den." Aber vergebens, sie wollte nichts als den Karpfen. Da man jetzt nicht aus noch ein wußte, mußte man ihr den Karpfen schlachten, und der Prinz befahl demselben Diener, der ihn gebracht hatte, das zu tun. Gerade neben ihrem Garten war ein kleiner Bach, und dort schlachtete er ihn. Er hatte ihn schon abgeschuppt und wollte ihn ausnehmen, als ein altes Weib durch den Garten da vorbeikam und ihn fragte, was er mache. Er antwortete ihr: „Du siehst ja, ich nehme einen Fisch aus"; dabei bewegte sich innen das Herz in dem Fische. „Gib mir doch das Herz, ich bitte dich." Darauf antwortete er: „Das wage ich nicht, denn wenn der Prinz es merkt, hängt er mich auf." Die Alte fing wieder an: „Ich bitte dich, gib es mir doch! Niemand wird davon erfahren, ich verberge es." Da gab er es

ihr, sie nahm es mit nach Hause und warf es hinter den Ofen, daß es niemand sehen sollte.
Als der Fisch gekocht war, aß die Prinzessin ihn, und ihr wurde besser, der Prinz aber hatte dem Diener befohlen, Flossen und Schuppen in den See zu werfen. Er hatte auch alles hineingeworfen, nur eine Schuppe war draußen geblieben; und sieh da! am nächsten Morgen war aus der Schuppe ein großer Birnbaum erwachsen, himmelhoch, mit goldnen Ästen und Blättern. Als der Diener am Morgen aufgestanden war, verwunderte er sich sehr, ging gleich zu seinem Herrn, es zu melden, und auch der Herr erstaunte sehr. Als aber die Frau aufgestanden war und sah, was war, sagte sie gleich: „Das ist gar zu hell, das muß abgehauen und in den Ofen geworfen werden." Der Prinz antwortete: „Laß es doch so, wie schön ist es doch, niemand hat etwas so Schönes." Sie blieb aber dabei: „Das ist gar zu hell, das muß abgehauen werden." Da mußte denn der Diener den Baum abhauen, und als er dabei war, kam wieder das alte Weib und wollte ein Stück von einem Zweiglein haben; er antwortete aber: „Ich wage es nicht, denn wenns der Prinz hört, läßt er mich aufhängen." — „Gib nur, ich bitte dich, es wird niemand davon erfahren, ich werde es gut verstecken." Darauf gab er ihr ein Stück von einem Zweiglein, sie nahm es mit nach Hause und warf es dahin, wo das Karpfenherz lag. Der Diener aber hieb alles ab und warf es in den Ofen.
Eines Morgens, als die Alte aus dem Schlafe erwachte und einen Blick hinter den Ofen warf, sah sie dort ein schönes Mädchen, wie es nicht schöner sein kann. Die Alte erschrak, aber das Mädchen sagte: „Hab keine Angst; ich danke dir, daß du das Herz und das Zweiglein verlangt hast; hättest du es nicht bekommen, würdest du von mir nichts gewußt haben. Ich bitte dich, laß mich bei dir bleiben, ich will dir alle Arbeit tun, die du brauchst."
In dem Jahre war dem König viel Korn gewachsen, und schon zeigte sich der Kornwurm darin. Da ordnete er an,

daß aus jedem Hause eins kommen solle zum Kornworfeln. Die Reihe kam so auch an die Alte, und das Mädchen sagte zu ihr: „Ich will für dich gehen, geh du nicht selbst.“ Die Alte ließ sie gehen: „Also geh, Töchterchen!“ Als sie nun so beim Kornsieben waren, kam der Prinz, nahm einen Sessel, setzte sich zu ihnen und sagte: „Jetzt muß jede eine Geschichte erzählen.“ Da erzählten alle, aber als die Reihe an das Mädchen kam, sagte sie: „Ich weiß nichts.“ Der Prinz befahl ihr aber: „Du mußt, du weißt schon irgendwas.“ — „Nun, ich bin ein Mädchen von nirgend her und war im Walde über dem Brunnen da. Da kam ein Prinz und wollte seine Pferde tränken, bemerkte mich und rief mich herab. Er gab mir gleich seinen Ring und ich ihm meinen, dann stieg ich wieder hinauf. Danach kam eine Zigeunerin, sah in den Brunnen und bemerkte mich; dann bat sie mich, ich möchte ihr meine Kleider geben, sie wollte mir ihre geben, wir sollten uns dann in dem Brunnen spiegeln und sehen, wie es jeder von uns ließe. Ich kam herab, und wir spiegelten uns, als sie mich auf einmal in den Brunnen stieß.“

Als das der Prinz gehört hatte, wollte er sehen, ob sie die goldnen Haare hätte; sie nahm ihr Tuch ab, und alles erglänzte von lauter Gold. Da nahm sie der Prinz zur Frau, und die Zigeunerin ließ er hinrichten.

31. Das Froschmädchen

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die waren schon ziemlich bejahrt und hatten kein Kind. Sie beteten immer zu Gott, er möge ihnen doch ein Kind geben; zuletzt gingen sie auf eine Wallfahrt und baten wieder Gott, er möge ihnen ein Kind schenken, und wenn es auch ein Frosch wäre. Sie kehrten dann nach Hause zurück, und wirklich merkte die Frau, daß sie in Hoffnung sei, und gebar nach neun Monaten ein Kind, aber was für eins? Einen Frosch! Aber auch da-

mit waren sie zufriedener, als wenn sie nichts gehabt hätten. Der Frosch hielt sich immer im Weinberg auf und kam selten nach Hause; der alte Mann arbeitete immer in dem Weinberg, und die Frau brachte ihm jeden Tag das Mittagessen dahin. Aber da sie schon alt war, fing sie eines Tages an zu klagen, daß sie nicht mehr von der Stelle könne, erst recht nicht dem Manne das Essen bringen könne, ihre Füße wollten nicht mehr. Da kam die Froschtochter von draußen — sie war schon vierzehn Jahre — und sagte: „Mutter, ich sehe, Ihr seid alt und könnt nicht mehr fort, könnt auch dem Vater nicht das Essen bringen, gebt es her, ich geh damit." — „Meine liebe Froschtochter, wie könntest du mit dem Essen gehen, da dus doch nicht tragen kannst, du hast ja keine Hände, den Topf anzufassen." — „Ich kann ihn tragen," antwortete der Frosch, „setzt mir nur den Topf auf den Rücken und bindet ihn mir an den Beinen fest, dann seid unbesorgt." — „Nun so versuch's, ob du's kannst." Darauf setzte die Alte dem Frosch den Topf auf den Rücken, band ihn an den Beinen fest und schickte ihn ab. Der Frosch trug seine Last den Weg entlang, aber als er an das Gittertor des Weinbergs kam, wo der Vater war, konnte er nicht es öffnen und auch nicht hinübersteigen. Da rief er seinem Vater zu, der kam, nahm ihm den Topf ab und aß. Darauf sagte ihm der Frosch, er solle ihn auf einen Kirschbaum heben. Der Vater hob ihn hinauf, und der Frosch fing an zu singen; sang, daß alles widerhallte, und das so schön, daß man hätte sagen mögen, die Vilen singen dort. Da kam dort ein Königssohn vorüber, der auf die Jagd gegangen war, und hörte lange auf den Gesang; und als der Gesang nicht mehr zu hören war, ging er zum Alten und fragte ihn, wer da so schön sänge. Der Alte antwortete, er wisse nicht, habe keinen gesehen noch gehört, nur die Krähen über sich fliegen sehen. „Aber sagt mir doch, wer es ist; wenn es ein Mann ist, soll er mein Kamerad sein, wenn ein Mädchen, soll es mein Liebchen sein." Aber der Alte schämte und scheute sich und sagte, er wisse es nicht. Darauf ging der Königssohn nach Hause.

Am andern Tage brachte wieder der Frosch dem alten Vater das Mittagessen, der setzte ihn wieder auf den Kirschbaum, und er fing wieder an zu singen; und sieh da! wieder kam der Königssohn absichtlich dorthin auf die Jagd, nur um wieder den Gesang zu hören und zu sehen, wer es ist. Der Frosch sang auf dem Kirschbaum, daß das ganze Tal widerhallte. Als der Gesang aufgehört hatte, kam wiederum der Königssohn zu dem Alten, er solle ihm sagen, wer da singt. Der Alte antwortete, er wisse es nicht. „Wer hat dir denn das Mittagessen gebracht?" fragte ihn der Königssohn. „Ich bin selbst nach Hause gegangen," antwortete der Alte, „war aber so müde, daß ich nicht essen mochte, und habe es deswegen selbst mitgebracht." — „Aber der Gesang ergreift mir das Herz, Ihr wißt sicherlich, Alter, wer da singt, sagt es mir; wenn es ein Mann ist, soll er mein Kamerad sein, wenn ein Mädchen, soll es mein Liebchen sein." Da antwortete der Alte: „Ich möchte es Euch wohl sagen, aber ich schäme mich, und es würde Euch auch verdrießen." — „Habt nur keine Angst, sagt es mir nur." Darauf erzählte der Alte ihm, daß es ein Frosch sei, der da singe, und daß es seine Tochter sei. — „So sagt ihr, daß sie herabkommen soll." — Da kam der Frosch herab und hub noch einmal an zu singen. Dem Königssohn hüpfte das Herz vor Vergnügen, und er sagte zu ihr: „Sei mein Liebchen! Morgen kommen die Liebchen meiner beiden Brüder, und welche von ihnen die schönste Rose bringt, der hat der König versprochen, ihr und ihrem Verlobten das Königreich zu hinterlassen. Geh du als mein Liebchen dahin und bringe eine Rose, wie du sie ausgesucht hast." Der Frosch antwortete: „Ich werde kommen, wie du wünschest, aber du mußt mir vom Hofe einen weißen Hahn schicken, auf dem will ich hinreiten." Darauf ging er und schickte ihr vom Hause den weißen Hahn. Sie aber ging zur Sonne und bat um Sonnenkleider. Am nächsten Morgen bestieg der Frosch den Hahn und nahm die Sonnenkleider mit. Als sie in diesem Aufzug an die Stadtwache kam, wollte die sie nicht hereinlassen, aber als sie sagte, sie werde

sich bei dem Königssohn beklagen, wenn man sie nicht hereinlasse, ließ man sie gleich ein. Sowie sie die Stadt betrat, verwandelte sich ihr Hahn gleich in eine weiße Vila, und aus dem Frosch wurde das schönste Mädchen von der Welt; sie zog die Sonnenkleider an, statt einer Rose aber trug sie eine Weizenähre und ging so in den Königspalast. Da kam der König erst zu dem Liebchen des ältesten Sohnes und fragte sie, was für eine Rose sie gebracht habe. Sie zeigte ihm eine wirkliche Rose. Darauf ging er zu dem Liebchen des zweiten Sohnes und fragte sie, was für eine Rose sie denn gebracht habe. Sie zeigte ihm eine Nelke. Dann wandte er sich zu dem Liebchen des jüngsten, bemerkte gleich an ihr die Weizenähre und sagte: „Du hast uns die schönste und nützlichste Rose gebracht; man sieht, du weißt, daß man ohne Weizen nicht leben kann und daß du zu wirtschaften verstehst. Was sollen uns andre Rosen und solches Gepränge? Werde die Frau meines jüngsten Sohnes, dessen Liebchen du bist, und ich will ihm mein Königreich hinterlassen." Und so wurde die Froschtochter Königin.

32. Vila bleibt Vila

Es war einmal ein armes Elternpaar, das hatte einen Sohn, und der war Hirtenjunge. Schon von früh an war er ein guter und hübscher Junge. Einmal kam ihm auf der Weide ein Schaf abhanden. Was sollte er nun zu Hause sagen? Er fürchtete, man würde ihn dort durchprügeln und zurückschicken, um das Schaf zu suchen. Da beschloß er auszugehen, um das Schaf zu suchen, möge kommen, was da wolle. So kam er an einen Wald, ging beim Suchen hinein und verirrte sich darin. Nun wußte er nicht rechts noch links. Er wäre gern zurückgegangen, aber wohin? er hatte die Richtung verloren. Es blieb nichts übrig, als sich an einen Weg zu halten, möge der wo immer hinführen. Auf dem

Wege ging er fort und bemerkte ein Haus, ging darauf zu und sah, daß es aus lauter Menschengebeinen gebaut war. Doch es gab nichts andres; hinein, dort oder nirgends! So ging er zur Tür und rief: „Gelobt sei Gott, Leute!" — „In Ewigkeit, junger Mann", antworteten sie ihm von drinnen. „Würdet ihr mir Nachtlager geben? Ihr seht, wie müde ich bin, ich bin den ganzen Tag ohne Aufhören unterwegs, und hungrig bin ich auch. Wenn ihr mir zu essen geben könnt, gebt." Sie antworteten ihm: „Zu essen und zu trinken wollen wir dir geben zum Sattwerden, aber Nachtlager nicht, denn unser Vater ist ein Vampir, und sowie er einen Christenmenschen riecht, frißt er ihn auf." — „Nehmt mich nur auf, und versteckt mich irgendwo, vielleicht findet mich euer Vater nicht, oder wenn er mich findet, läßt er mich laufen." — „Wenn du schon so quälst, wollen wir dich aufnehmen, aber gib uns nachher nicht die Schuld, wenn dir was passiert." Damit versteckten sie ihn hinter der Tür. Im Hause waren die Mutter und neun Töchter, der Vater war nicht zu Hause, sondern irgendwo auf der Jagd; jetzt aber kam er auch nach Hause, schnob sie an und verlangte Abendessen. Das gaben sie ihm, dann schnüffelte er herum und sagte: „Ich rieche Christenfleisch, es muß im Hause ein Christenmensch sein." Töchter und Frau antworteten, es sei niemand im Hause, soviel sie wüßten. „Doch, es muß hier drinnen ein Christenmensch sein, zeigt mir ihn her, sonst geht es nicht gut." Nun sahen sie freilich, daß es nichts nützte, ihn zu verbergen und sagten ihm, es sei ein junger Mann zu ihrem Hause gekommen, der im Walde ein Schaf gesucht und sich verirrt habe, und sie hätten ihn aus Mitleid zur Nacht aufgenommen. Darauf sagte er strenge: „So gebt ihn heraus, ich will ihn sehen." Dem jungen Mann aber sträubten sich schon die Haare, und er dachte: „Nun ist es aus mit mir." Er ging zu dem Vampir, und der fragte ihn: „Woher bist du?" Er erzählte ihm mit leiser Stimme, woher er stamme, wie er Schafe gehütet habe und wie er eins verloren habe, das sei er gegangen zu suchen und habe sich

dabei im Walde verirrt, dann habe er das Haus gesehen und sei hineingegangen. Darauf fragte ihn der Vampir: „Nun, möchtest du bei mir in Dienst bleiben?" Er antwortete: „Ja, Herr." — „Nun gut, so bleib da, aber wie du weißt, ein rechter Herr sagt schon am Abend seinem Gesinde, was es am nächsten Morgen zu tun hat, und so will ich auch dir als ein rechter Herr schon heut abend deine Arbeit für morgen sagen. Du wirst auf unsere Wiese gehen, die sollst du abmähen, das Heu trocknen und in Schober setzen, es darf nichts in Schwaden liegen bleiben. Wenn du das nicht fertig bringst, verdienst du nicht am Leben zu bleiben, du bist mir dann gerade für ein Abendessen gut. Aber jetzt geh schlafen, daß du morgen beizeiten aufstehen kannst." Der Bursche ging schlafen, aber Schlaf kam nicht in seine Augen, sondern nur Tränen. Er weinte und grämte sich: wie soll er das machen, eine so große Wiese an einem Tage abmähen, auch noch das Heu fertig machen; das ist unmöglich; hundert Arbeiter würden nicht einmal die Hälfte fertig bringen, wie soll er allein das Ganze machen? Bei Tagesanbruch nahm er Sense, Rechen und Gabel, ging auf die Wiese und fing an zu mähen. Er mäht und mäht, aber was kann ein Mann abmähen? Schon ist es Mittag, und er hat erst eine Strecke von zwölf Klaftern gemäht. Da kommt die jüngste Tochter mit dem Mittagessen, sie war aber eine Vila und sagte: „Guten Tag, bist du schon mit dem Mähen fertig?" — „Ich würde nicht fertig sein," antwortete er, „und wenn ich hundert Tage mähte, wieviel weniger in einem halben Tage; mir bleibt nichts übrig, als das Leben zu verlieren." — „Sei still, gräme dich nicht, geh nur essen." — „Ich brauche kein Mittag- und kein Abendessen, ich mag keins, ich bin satt von Gram und Kummer." Aber sie tröstete ihn: „Ach, was fürchtest du dich so; all das wird besser als du denkst, geh nur essen; du wirst sehen, es wird noch alles gut." — „Mein liebes Mädchen, da kann nichts gut werden, aber da du es so gern willst, will ich doch gehen und essen." Als er sich satt gegessen hatte, sagte das Mädchen: „Jetzt lege dich ein

bißchen hin und ruh dich aus, ich will dich dabei lausen; ich weiß, du bist müde." Er folgte ihr, legte den Kopf in ihren Schoß, sie fing an ihn zu lausen, und er schlief dabei ein. Als er aufwacht, was für ein Wunder ist geschehen! Die ganze Wiese abgemäht, alles Heu in großen und kleinen Schobern, nicht ein Pfund liegt mehr in Schwaden. „Siehst du," sprach das Mädchen zu ihm, „ich habe dir gesagt, daß es vielleicht besser wird als du meinst. Jetzt geh hübsch nach Hause, nimm Sense, Rechen und Gabel, und wenn du eintrittst, wirf sie ärgerlich dem Herrn vor die Füße, als wärst du sehr müde. Er wird dich fragen, ob du fertig bist, und du antworte laut und ärgerlich: jawohl!" Darauf ging er nach Hause, trat auf die Schwelle, warf Sense, Rechen und Gabel dem Herrn vor die Füße und schnob herum. „Nun, bist du fertig?" fragte ihn der Herr. „Frag mich nicht, ich bin fertig, gib mir nun mein Abendessen! Warum ist es noch nicht fertig?" Da sah der Herr freilich, daß der Bursche keine Furcht hatte und sagte zu ihm: „Gut, wenn du fertig bist. Für morgen bekommst du die Arbeit: du sollst eine Mühle bauen, Räder einsetzen, Wasser zulassen und sieben Säcke Korn mahlen." Da verlor der Bursche wieder den Mut, schrie und schnob nicht mehr herum. Als er am Abend schlafen ging, konnte er lange nicht einschlafen, aber endlich schlief er doch ein wenig. Am nächsten Morgen ging er dann die Mühle zu errichten. Er arbeitete und arbeitete, schon war es Mittag; da kam wieder die jüngste Tochter mit dem Mittagessen und sagte: „Bist du fertig?" — „Fertig?" antwortete er, „ich habe noch nicht einmal den Grund gegraben. Heut abend werde ich sicher dem Herrn zum Abendessen gebraten." — „Hab keine Angst," antwortete das Mädchen, „es wird vielleicht besser als du erwartest." — „Ach nein, es kann nicht besser werden; mit mir kann es nicht mehr besser werden." — „Sei still, und geh nur essen." Da ging er essen, aß sich satt, und das Mädchen sagte: „Jetzt leg dich, und ruh ein wenig aus, ich will dich dabei lausen." Darauf legte er den Kopf in ihren Schoß, sie fing an ihn zu lausen, und

er schlief ein. Als er erwachte, die Freude! Die Mühle steht fertig da, das Wasser ist eingelassen, und die sieben Säcke Korn sind gemahlen. Das Mädchen aber sagte: „Siehst du, es ist besser gegangen, als du gedacht hast. Jetzt geh nach Hause, nimm zwei Säcke mit, wirf sie dem Herrn ärgerlich vor die Füße und verlange gleich dein Abendessen." Da ging er nach Hause, warf dem Herrn die Säcke ärgerlich vor die Füße und schnob ihn an: „Wo ist mein Abendessen? Ist es noch nicht fertig? Was macht ihr den ganzen Tag, das hättet ihr doch wohl herrichten können." Darauf fragte ihn der Herr: „Du bist doch mit deiner Arbeit fertig?" — „Jawohl, Herr," antwortete er zuversichtlich, „ich bin fertig, aber ihr habt mir nicht einmal das Abendessen gerichtet." — „Sei still, dein Abendessen steht bereit, da! Du bist ein guter Arbeiter, bist ganz tüchtig, ich bin mit dir ganz und gar zufrieden. Morgen mußt du mir aber das ausrichten: du sollst mit einem Sieb alles Wasser aus dem See ausschöpfen und daraus sieben Faß Fische einsalzen. Wenn du das nicht fertig bringst, hast du die Arbeit bis jetzt vergebens gemacht, dasmal mußt du doch dein Leben verlieren." Der Bursche verlor zwar wieder den Mut, aber hoffte doch auf Hilfe und konnte in der Nacht auch etwas schlafen. Am nächsten Morgen nahm er das Sieb, ging an den See und fing an zu schöpfen. Um Mittag kam wieder die jüngste Tochter mit dem Mittagessen und sagte: „Nun, bist du fertig?" — „Ach," antwortete er, „ich habe kaum angefangen, und wenn ich hundert Jahre schöpfte, ich würde den See nicht ausschöpfen. Habe ich bis jetzt das Leben nicht verloren, heut abend verlier ich es sicherlich." Sie tröstete ihn wieder: „Sei still, vielleicht wird es besser als du denkst." — „Ach, es wird nicht besser, nein, und wenn wir alles fertig gebracht haben, das bringen wir nicht fertig." — „Sorge dich nicht so, geh jetzt nur hübsch Mittag essen." Als er satt war, sagte sie ihm wieder, er solle sich hinlegen, sie wolle ihn lausen, und wenn es auch noch mehr Arbeit gab, er legte doch den Kopf dem Mädchen in den Schoß. Sie lauste ihn, und er schlief dabei

ein, als gäbe es gar keine Arbeit auf der Welt. Als er am Abend erwachte, die Freude! Der ganze See ausgeschöpft, und die sieben Faß Fische eingesalzen! Wer ist vergnügter als er! Da sagte ihm das Mädchen: „Geh hübsch nach Hause, nimm zwei Fässer Fische und wirf sie dem Herrn noch heftiger vor die Füße als früher, und fordere ärgerlich, daß man dir gleich dein Abendessen gibt. Wenn du damit fertig bist, wird er uns neun Schwestern alle zu dir führen, daß du wählst, welche du zur Frau willst, nimm du aber keine außer mir. Du wirst mich aber nicht erkennen, denn wir sind alle ganz gleich; deswegen werde ich Ohrringe in beide Ohren stecken, an dem Zeichen wirst du mich erkennen, auch wird er mich dir zuletzt anbieten." Darauf ging er nach Hause, warf seinem Herrn die beiden Fässer vor die Füße und schnob ihn an: „Wo ist mein Abendessen? Seid ihr noch nicht damit fertig? Zu nichts anderem seid ihr nütz als herumzuliegen; es möchte noch ein andrer für euch kochen." — „Sei nicht böse," antwortete der Herr, „sag nur erst, ob du fertig gemacht hast, was ich dir befohlen hatte." — „Ob Ihr mich fragt oder nicht, ob ich damit fertig bin, ich bin fertig." Darauf brachten sie ihm das Abendessen, und er aß, dann führte ihm der Herr seine neun Töchter vor, daß er eine von ihnen zur Frau wähle, zeigte ihm die älteste und frgate: „Willst du diese?" — „Nein", antwortete der Bursche. — „Willst du diese?" — „Nein." — „Diese?" — „Auch die nicht." Als er an die neunte, die jüngste, kam, fragte er wieder: „Willst du die?" — „Ja, die will ich." Und sogleich wurden sie verheiratet. Als sie am Abend schlafen gingen, sagte die Frau zu ihm, sie habe ihrem Vater seine Stiefel gestohlen: „Da, zieh die Stiefel an und sprich: Dreihundert Schritt, dreihundert Meilen! Ich werde leicht mit dir mitkommen, denn ich bin eine Vila." Er nahm die Stiefel, zog sie an und sprach: „Dreihundert Schritt, dreihundert Meilen!" Und nun fort! Mit jedem Schritt macht er eine Meile und die Frau immer hübsch neben ihm. Vor Tagesanbruch aber sagte der Vampir zu seiner Frau: „Geh und sieh, was un-

sere Kinder machen." Sie geht und sieht sich in der Kammer um, aber niemand ist darin. Als sie das ihrem Mann erzählte, rief er aus: „Sie sind fort, sie sind fort! Schnell meine Stiefel, daß ich sie einhole." Sie suchte nach den Stiefeln, aber auch die sind nicht da. Da schlug er sich aufs Knie und sagte: „Ha! Sie haben sie gestohlen. Geh du und fange die beiden ein!" Da ging sie ihnen nach, lief und lief und sah sie schon vor sich. Die Vila aber wandte sich jetzt etwas um, bemerkte, daß die Mutter hinter ihnen herkommt und sagte: „Mann, da kommt die Mutter hinter uns her, das wird schlimm; aber weißt du was, verwandle dich schnell in einen Hengst, ich mache mich zu einer Stute, vielleicht können wir uns so retten." Das taten sie, und die Mutter sah jetzt nichts als einen Hengst und eine Stute; darauf kehrte sie nach Hause zurück, und der Mann fragte sie: „Hast du sie denn nicht eingefangen?" — „Nein," antwortete sie, „ich hatte sie schon gesehen, aber auf einmal waren sie aus meinen Augen verschwunden, und ich sah vor mir nur einen Hengst und eine Stute." — „Das sind sie ja, das sind sie; geh, hol sie ein; schnell, schnell!" schrie er aus vollem Hals. Sie ging nun wieder zurück, lief und lief und wurde Hengst und Stute gewahr. Die Stute wandte sich um und bemerkte sie: „Mann, Mann! Da kommt wieder die Mutter, jetzt ist es aus mit uns, aber weißt du was, mach du dich zu einem Dornstrauch, ich werde zu einer Brombeerranke, so werden wir vielleicht davonkommen." So taten sie, und ihre Mutter sah weder Hengst noch Stute mehr und kehrte wieder zurück. Der Mann schrie sie an: „Hast du sie denn nicht gefunden?" — „Nein," antwortete sie, „ich sah den Hengst und die Stute schon vor mir, aber auf einmal waren sie weg, und ich sah nur einen Schlehdorn und eine Brombeerranke." — „Ah! das sind sie ja," sagte er, „geh, lauf was du kannst, und fang sie ein, vielleicht ist es noch nicht zu spät." Sie ging wieder, lief und lief und sah schon Dornstrauch und Ranke vor sich. Die Ranke wandte sich und sagte: „Mann, da ist unsere Mutter

wieder, gleich wird sie uns einholen. Aber weißt du was, hier in der Nähe ist eine Kapelle, verwandle dich in einen Priester und lies die Messe, ich werde zu einem Jungen und werde dir respondieren." So taten sie, gingen in die Kapelle, er las die Messe, und sie respondierte ihm. Die Mutter kam in die Kapelle und blieb da, bis die Messe zu Ende war, dann kehrte sie nach Hause zurück. Der Mann schrie sie an: „Hast du sie eingefangen?" — „Ach nein," antwortete sie, „ich hatte den Dornstrauch und die Brombeerranke schon vor mir gesehen, aber sie kamen mir aus den Augen; ich traf auf eine Kapelle, ging hinein, fand dort einen Priester Messe lesen und einen Jungen respondieren." — „Ah! Das sind sie ja, aber jetzt sind sie schon in ihrem Lande, jetzt nützt es nichts mehr, sie zu verfolgen." Die beiden jungen Leute gingen nun nach Hause und lebten in aller Eintracht; sie aber sagte zu ihm, alles könne er zu ihr sagen, aber niemals dürfe er sie Vila nennen. „Gut," antwortete er, „ich will daran denken und mich in acht nehmen, soviel ich irgend kann."

Eines Sommers war an dem Ort, wo sie wohnten, die Frucht gediehen wie niemals sonst. Alle alten Leute sagten, daß ein solcher Sommer noch nicht dagewesen sei. Ein wahrer Segen Gottes! Weizen und Gerste und Roggen und Hirse und Mais und Kartoffeln, man konnte nichts Besseres wünschen. Aber eines Nachts brach ein Hagelwetter aus; es hagelte so, daß die Felder verwüstet wurden und nur die Strohhalme übrigblieben. Alle andern Felder waren verhagelt, nur auf dem Lande der beiden, die schon drei Kinder hatten, war kein Hagelkorn gefallen. Der Mann war darüber sehr froh, und in seiner Freude rief er: „Ja, Vila bleibt Vila." Heda! Sowie er das gesagt hatte, war seine Frau fort und kam nicht mehr wieder; er blieb mit seinen Kindern allein. Aber jeden Samstag fand er die Kinder schön gewaschen und gekämmt und in Ordnung gebracht. Nach längerer Zeit fragte er seine Kinder: „Wer macht euch so in Ordnung, liebe Kinder?" Sie antworteten

ihm: „Unsere Mutter kommt jeden Samstag zu uns und bringt uns schön in Ordnung, kämmt, wäscht und küßt uns ab, dann geht sie mit Weinen fort.“ Jetzt paßte er jeden Samstag auf, ob er sie irgendwie erblicken und sie abfangen könnte, aber es gelang ihm nicht. Da beschloß er in die Welt zu gehen, um sie zu suchen. Auf seiner Wanderung kam er zur Sonne und fragte sie, wo er wohl seine Frau finden könnte. Die Sonne antwortete ihm: „Mein lieber Mann, das kann ich dir nicht sagen, aber geh zu meinem Bruder, dem Mond, vielleicht weiß der es. So ging er zum Monde, aber der konnte ihm auch nichts sagen, sondern riet ihm, er solle zu seinen Kindern, den Sternen des Siebengestirns, gehen, daß die es ihm sagen. Zu denen ging er und sagte: „Gelobt sei Gott, ihr Mondkinder!“ Sie antworteten: „In Ewigkeit sei er gelobt! Was bringt dich zu uns?“ Darauf erzählte er alles, was ihm geschehen war, wie ihn seine Frau zuletzt verlassen habe, wie sie jeden Samstag zu den Kindern komme, daß er sie aber niemals zu sehen bekomme. „Da bin ich denn zu euch gekommen, der Mond hat mich hergeschickt, ob ihr vielleicht etwas von ihr wißt.“ Sie antworteten: „Wir wissen von ihr und wollen dir sagen, wie du sie auffinden und nach Hause bringen kannst.“ Darauf gaben ihm die Sterne ein Bärenfell und sprachen: „Sieh, nimm dies Bärenfell und geh weiter dahin zu dem Palast, der von hier zu sehen ist; und wenn du da hinkommst, krieche unter den Tisch, und wenn man dann Speisen auf den Tisch bringt, nimm alles leise mit der Hand weg und stelle es unter den Tisch; sie werden dich nicht sehen; nachher tu, wie es dir am besten scheint.“ Da dankte er den Sternen, ging in den Palast und setzte sich unter den Tisch. Jetzt trug man die Speise zum Mittagessen für die Vilen auf, es waren aber viele von ihnen da. Er langte unter dem Tisch hervor, nahm alles weg und legte es unter den Tisch. Als nun gar nichts mehr auf dem Tisch war und die Vilen nichts zum Sattessen hatten, stand eine von ihnen auf und sagte: „Schwestern, eine von uns muß eine Sünde begangen

haben, da wir von der Speise, die auf den Tisch gekommen ist, nicht satt geworden sind." Da sagte die erste: „Ich nicht", die zweite: „Ich nicht", die dritte: „Ich auch nicht", und so sagten sie alle: „Ich nicht." Zuletzt sprach sich die Frau jenes Mannes aus: „Ich habe eine Sünde begangen. Ich habe Mann und Kinder verlassen und bin zu euch gekommen. Wenn mein Mann jetzt hier wäre, würde ich mit ihm nach Hause gehen." Da warf er das Bärenfell ab, richtete sich auf und sagte: „Ich, dein Mann, bin hier, komm mit mir nach Hause." Da küßten sie sich und gingen zusammen nach Hause, und von da an lebten sie schön zusammen, bekamen noch viele Kinder — und meine Geschichte ist zu Ende.

33. Der Igelbräutigam

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die waren schon lange verheiratet, hatten aber kein Kind bekommen. Endlich rief die Frau in ihrem Kummer: „Gib mir, lieber Gott, doch ein Kind, und wenn es auch wie ein Igel wäre." Und diesmal erhörte Gott ihren Wunsch und gab ihr ein Kind wie einen Igel. Was sollte sie aber nun mit dem Igel anfangen? Umbringen konnte sie ihn doch nicht und getraute sich auch nicht. Sie hatte aber einen Eber und eine Sau, mit denen schickte sie ihn in den Wald auf die Eichelmast, vielleicht würde er da mit ihnen verloren gehen oder es würde ihn einer totschlagen.

Der Igel machte sich mit den Schweinen auf in den Wald zur Eichelmast und war dort volle neun Jahre, und seine Mutter war schon ganz froh, daß er nicht mehr zu Hause war. Er mästete dort im Walde die Schweine, und viele Schweine wurden ihm dort geworfen, die suchten sich Eicheln, und er kroch in einen Baumstumpf wie ein richtiger Igel.

Einmal, im neunten Jahre, kam dort an dem Walde ein

Waldhüter vorbei, der sah die Menge Schweine aber nirgends einen Hirten. Da rief er: „Schweinehirt, he Schweinehirt!“ Und aus dem Stumpf antwortete ihm der Igel: „Was ist denn?“ Darauf sagte der Waldhüter: „Komm heraus, ich fürchte mich, deine Schweine fallen mich an.“ Der Igel kam heraus, aber der Waldhüter konnte ihn unter den Schweinen nicht sehen, sondern hörte ihn nur. Da fürchtete er sich, weiter unter die Schweine zu gehen und ging nach Hause. Dort erzählte er seinem Herrn, was er im Walde gesehen und gehört hatte.

Darauf ging der Herr des Waldes selbst nachsehen, sah auch die Menge Schweine, aber nirgends einen Hirten, rief ebenfalls den Hirten: „Schweinehirt, he Schweinehirt!“, und der Igel antwortete ihm aus dem Stumpf heraus: „Was gibts denn?“ Darauf sagte der Herr: „Komm heraus, ich fürchte mich, deine Schweine fallen mich an.“ Der Igel kam heraus, der Herr sah sich nach ihm um, wo er sein könne; da bemerkte er einen Igel und sagte zu ihm: „Bist du denn der Hirt?“ Der antwortete ihm: „Ja, das bin ich.“ Darauf sagte der Herr weiter: „Wenn du der Hirt bist, mußt du mich aus dem Walde führen, ich habe mich verirrt.“ Wirklich führte der Igel den Herrn aus dem Walde, die Schweine ließ er währenddessen darin, und der Herr gab ihm dafür hundert Gulden. Als er nun die hundert Gulden hatte, dachte er bei sich: „Was soll ich mit dem Gelde, ich will es meinen Eltern bringen“; und machte sich mit seinen Schweinen auf nach Hause.

So kam er zum Gehöft seines Vaters, dort bemerkte ihn keiner zwischen den Schweinen. Da kam seine Mutter auf den Hof hinaus und rief: „Lieber Gott, woher kommt all die Menge Schweine?“ Dann rief sie ihren Mann, er solle kommen und die Schweine wegtreiben. Der Mann kam heraus und wollte die Schweine vom Hofe treiben, aber der Igel rief aus der Mitte der Schweine heraus: „Nicht, Vater, jagt sie nicht weg, es sind eure Schweine.“ Mann und Frau sahen sich um, wer da zu ihnen spricht; da kommt

der Igel aus der Schar der Schweine heraus. Die Mutter bemerkte ihn und sagte: „Ach, mein Sohn, bist dus denn?", und er antwortete: „Ja, Mutter, ich bin es."
Die Mutter bereitete gleich das Mittagessen, und beim Essen unterhielten sie sich; dabei sagte ihnen der Igel: „Ich habe euch jetzt hundert Gulden gebracht, jetzt verheiratet mich, Mutter!" Sie antwortete ihm: „Mein Sohn, du bist noch zu jung, und wie könntest du heiraten, du bist doch ein Igel, welches Mädchen möchte dich nehmen?" Darauf sagte er: „Darum sorgt euch nur nicht, ihr werdet schon ein Mädchen für mich erfreien."
Als die Mutter sah, daß er darauf bestand zu heiraten, ging sie auf Brautwerbung. Die Leute verlangten immer, daß auch der junge Mann sich zeigen solle, aber der zeigte sich nicht und bekam so auch kein Mädchen. Zuletzt gab doch an einem Orte ein Mädchen der Bewerbung der Mutter nach. Als das Mädchen den Igel sah, bekam sie gar keine Angst, sondern sie gingen zusammen zur Trauung, und sie hatte ihn so lieb, als wäre er der schönste junge Mann.
Als sie nun schlafen ging, streifte er das Igelfell ab, warf es unters Bett und wurde ein schöner junger Mann, wie es keinen schöneren unter der Sonne gab. Am Morgen ging sie zu ihrer Mutter und bedankte sich bei ihr: „Liebe Mutter, wie ist mein Igel in der Nacht schön; er zieht das Igelfell ab und wird ein schöner junger Mann, wie es keinen schöneren unter der Sonne gibt." Darauf riet ihr die Mutter: „Nimm du sein Fell, wenn er es ausgezogen hat, wirf es dann in den brennenden Ofen, und er wird dir für allezeit so schön bleiben." Die Tochter gehorchte ihr und verbrannte sein Fell. Am nächsten Morgen stand er auf und suchte sein Fell, konnte es aber nirgends finden. Da fragte er seine Frau nach dem Fell, die aber sagte: „Ich weiß nicht, wo es ist." Er merkte aber doch, daß sie es verbrannt hatte, und sagte: „Betrüge mich nicht, ich weiß, du hast es verbrannt und hast gut daran getan, nur, wenn du noch ein wenig länger ausgehalten hättest, wäre es mein Glück gewesen."

34. Eine Schwester erlöst ihre Brüder

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten zwölf Söhne, der König wünschte sich aber immer eine Tochter zu bekommen. Als nun wieder Hoffnung auf ein Kind war, sagte er zu der Königin: „Wenn du jetzt eine Tochter bekommst, werde ich um ihretwillen alle zwölf Söhne töten.“ Die Königin weinte darüber immer und bat ihn, er möge das doch nicht tun, aber vergebens. Die Söhne sahen, wie die Mutter den ganzen Tag immerfort weinte und baten sie, ihnen zu sagen, weshalb sie immer weine. Der jüngste kniete vor ihr hin und bat sie so dringend, daß sie sich seiner nicht erwehren konnte und ihm erzählte, warum sie so bekümmert war. Er meinte, das könne nicht wahr sein, sie aber sagte: „Komm mit mir, dann wirst du sehen, daß es wahr ist.“ Sie führte ihn in ein Zimmer und zeigte ihm zwölf Särge: „Das hat der Vater für euch machen lassen, wenn eine Schwester geboren wird.“ Da sah der Sohn, daß die Mutter die Wahrheit gesagt hatte, und sprach zu ihr: „Mutter, richte für uns alle Brote her, wir gehen in die Welt, wenn der Vater beschlossen hat, so mit uns zu verfahren.“
Sie bereitete allen Söhnen je ein Brot, und sie sagten ihr, sie würden nicht weit weggehen, sondern abwarten, ob ein Knabe oder ein Mädchen geboren werde. Wäre es ein Knabe, so solle sie eine rote Fahne auf dem Schloß aufziehen lassen, wenn ein Mädchen, eine weiße. Damit gingen sie in den Wald. Jeden Tag stieg einer von ihnen auf eine hohe Eiche um auszuschauen, welche Fahne auf dem Schlosse aushängt. Als der jüngste an die Reihe kam, sah er, daß eine weiße Fahne aushängt, stieg von der Eiche herab und rief seinen Brüdern zu: „Laßt uns weiter laufen, die Mutter hat ein Mädchen geboren.“ So liefen sie fort und kamen zu einem Hause in einem großen Walde; darin trafen sie eine alte Frau, grüßten sie höflich und baten um Nachtquartier. Sie

antwortete ihnen gleich, sie könnten das ganze Haus haben, sie ginge in die Stadt und wolle dort wohnen. Darauf führte sie sie in den Garten und sagte ihnen, sie dürften alles, was sie brauchten, aus dem Garten nehmen, nur die zwölf Lilien, die dort blühten, dürften sie nicht abpflücken.
So wirtschafteten sie sieben Jahre lang in dem Häuschen. In diesem siebenten Jahre trocknete einmal ihre Mutter, die Königin, im Hofe ihre Wäsche; mit ihr war ihre Tochter, betrachtete die Wäsche und fragte dann die Mutter: „Hast du mehr Kinder gehabt, Mutter, da du so viele Hemden auf die Leine hängst?“ Die Mutter fing gleich an zu weinen und verhehlte ihr nicht, was sie für ein Unglück mit ihren Kindern gehabt hatte. Als dann die Mutter sich ein wenig von ihr abgewandt hatte, fing das Töchterchen gleich an wegzulaufen und lief in den Wald, ihre Brüder zu suchen. Dort kam sie zu dem Häuschen, wo die Brüder waren; darin war niemand. Zuerst kam dann der jüngste Bruder herein, und als er das Mägdlein bemerkte, sagte er zu ihr: „Warum bist du hierher gekommen? Lauf fort; wenn meine Brüder kommen, werden sie dich töten. Wir haben geschworen, jedes Mädchen und jede Frau zu töten, die hierher kommt.“ Sie wußte nun schon, daß das ihre Brüder sind und sagte dem jüngsten: „Würdet ihr mich denn wirklich töten? Ich bin eure Schwester. Ich bitte dich, verstecke mich irgendwo und bitte und frage die Brüder, ob sie ihrer Schwester verzeihen möchten, daß sie ihretwegen so unglücklich sind.“ Er war es zufrieden, die Schwester tat ihm leid, und er versteckte sie unter seinem Bett.
Darauf kamen die Brüder und fragten gleich: „Ist hier nicht irgendein Fremder?“ Der jüngste Bruder warf sich vor ihnen auf die Knie und bat sie, ihm zu verzeihen, er hätte nicht anders können, hätte ihre Schwester ins Haus aufgenommen, die gekommen sei, sie zu suchen. Sie gaben sich zufrieden und sagten zu ihm, daß sie die Schwester nicht töten wollten, wenn sie es wäre; wie hätte nämlich die Schwester hierher kommen können, da sie erst sieben Jahre alt sei. Da brachte

er sie sogleich her und zeigte sie den Brüdern; die freuten sich, daß sie nun ihre Schwester bei sich hatten und alle zusammen waren.
Als die Schwester etwas herangewachsen war, übergaben ihr die Brüder die ganze Wirtschaft, und sie kochte und wusch für sie. Eines Tages hatte sie ein gutes Mittagessen gekocht, dann ging sie in den Garten, schnitt alle zwölf Lilien ab und legte jedem eine auf den Teller. Sie dachte ihnen damit eine Freude zu machen. Als nun die Brüder in die Tür traten und die Lilien auf den Tellern sahen, wurden sie zu zwölf Raben und flogen fort, und das Mädchen blieb allein in dem Hause zurück und weinte. Nach einigen Tagen kam die alte Frau, der das Haus früher gehört hatte, und sagte zu ihr: „Was hast du angerichtet, Töchterchen?" Das Mädchen aber weinte sehr und bat sie um Rat, wie sie ihre Brüder erlösen könnte. Darauf sagte ihr die Alte: „Wenn du deine Brüder erlösen willst, mußt du in den Wald gehen und darfst sieben Jahre lang mit niemand ein Wort reden."
Da ging sie sogleich in den Wald und nährte sich dort von allerlei Kräutern. Schon war sie ganz abgerissen, verzog sich in eine hohle Eiche und kam nur zuweilen heraus. Zu der Zeit ging einmal der junge König auf die Jagd — es war das in einem andern Königreiche — und sein Hund fuhr auf die Eiche los. Der König schickte seinen Diener nachzusehen, was in der Eiche sei. Der ging und brachte dem König die Nachricht, es sei da drinnen eine Frau oder ein Mädchen, aber sie wolle nicht sprechen. Der König ging nun selbst zu der Eiche und befahl ihr herauszukommen, sie wollte aber durchaus nicht; da zog er sie selbst heraus und sah, daß es ein schönes Mädchen war. Er nahm sie nun mit sich nach Hause und ließ sie gleich schön ankleiden. Da sah er wieder, daß sie wirklich sehr schön war und wert, Königin zu sein, und bat sie, seine Frau zu werden. Sie gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihn zum Manne nehmen wolle, und sie heirateten.
Der König hatte bei sich seine Mutter, die alte Königin; die

mochte die junge Frau durchaus nicht leiden und dachte immer nach, wie sie ihr schaden könnte. Einmal widerfuhr dem König, daß er in den Krieg ziehen mußte. In der Zeit bekam die junge Frau einen Sohn, aber es flogen Raben herbei und nahmen ihr das Kind weg. Als der König nach Hause kam, erzählte ihm die Alte, seine Mutter, gleich, daß seine Frau Kinder fräße und ihr Kind aufgefressen hätte. Der König hatte sie sehr gern und verzieh es ihr diesmal. Sie kam wieder in Hoffnung, der König mußte wieder irgendwohin ziehen, und sie gebar im zweiten Jahre wieder einen Sohn, aber auch jetzt kamen Raben und nahmen ihr das Kind weg. Als der König heimkehrte, belog ihn die alte Mutter wieder ebenso, er verzieh aber seiner Frau auch diesmal, sagte nur, wenn zum drittenmal etwas Schlimmes passierte, dann würde er sie verbrennen lassen. Im dritten Jahr sollte sie wieder ein Kind haben, es war schon das siebente Jahr, daß sie nicht gesprochen hatte. In dem dritten Jahr bekam sie eine Tochter, aber wieder kamen die Raben und nahmen ihr auch das Kind weg; und die Alte beschuldigte sie wieder bei ihrem Sohn.
Da ließ der König einen großen Scheiterhaufen errichten, um seine Frau zu verbrennen. Eine Menge Menschen kam von allen Seiten herbei, um zuzusehen, wie der König die Königin verbrennen ließ. Schon brachte man sie zu dem Scheiterhaufen und wollte sie gerade hineinstoßen, als sie aufschrie: „Jesus, Maria!" In dem Augenblick flogen zwölf Raben herbei, die drei ersten trugen jeder ein Kind unter den Flügeln. Als sie bis an den Scheiterhaufen herangeflogen waren, fielen gleich die Federn von ihnen ab, und sie wurden wieder die schönen jungen Männer, die sie gewesen waren. Der älteste aber sprach zu ihr: „Liebe Schwester, du hast viel für uns gelitten, hast sieben Jahre geschwiegen, nur um uns zu erlösen. Da hast du dein ältestes Söhnchen." Der zweite Bruder sagte dasselbe und gab ihr den zweiten Sohn; ebenso der dritte und gab ihr die Tochter. Als das der König sah, brach er in Tränen aus, und alle Leute mit ihm. Da erzählte

sie König und Volk alle ihre Leiden. Der König veranstaltete große Gastereien und ein großes Fest. Darauf gingen die Söhne zu ihren Eltern und erzählten ihnen, was sie alles erlitten hatten, und was ihre Schwester für sie erduldet hatte und wie die Schwester Königin in einem andern Königreich geworden war. Vater und Mutter, der König und die Königin, freuten sich sehr, daß sie ihre Kinder wieder hatten, und der König dachte gar nicht mehr daran, daß er hatte seine Kinder töten wollen.

35. Ein Soldat erlöst die Zarin von einem Fluche

Es war einmal ein Mädchen, das hatte einen jungen Mann sehr lieb. Er hatte ihr das Wort gegeben, sie zu heiraten und sie niemals zu vergessen. Einmal traf es sich, daß er in die Fremde ziehen mußte. Anfangs schrieb er ihr sehr oft, aber bald blieben seine Briefe aus, und sie grämte sich sehr darüber und weinte.

Eines Abends kam eine alte Frau zu ihr und fragte sie, warum sie immer weine. Der erzählte sie, daß sie einen Liebsten gehabt habe, der sei schon viele Jahre in der Fremde und habe sie ganz vergessen. Da fragte die Alte, ob sie ihn sehen möchte, auch wenn er tot wäre. Das Mädchen sagte ja. Darauf riet ihr die Alte, wie sie den Toten zu sehen kriegen könnte: „Geh morgen auf den Friedhof und grabe drei Totenbeine aus. Wenn du nach Hause kommst, kaufe einen neuen Topf, fülle ihn mit frischem Wasser, und in das Wasser lege die drei Totenbeine, und jeden Abend, wenn du schlafen gehst, stelle dir das alles ans Kopfende. Dann wird er sicher in der Nacht zu dir kommen."

Sie machte das alles wirklich so: Als sie eingeschlafen war, kam er und rief sie an, sie solle sich umwenden. Sie aber lag fest im Schlaf und konnte sich nicht umdrehen. Darauf sagte

er zu ihr: „Schön, wenn du dich nicht umdrehen willst, wird morgen deine Mutter sterben", und ging fort. Am andern Tage starb die Mutter. Den nächsten Abend stellte das Mädchen wieder den Topf mit den Totenbeinen an das Kopfende und schlief ein. Wiederum kam ihr Liebster und rief sie an, sie solle sich umdrehen; sie konnte es wieder nicht, und er sagte wieder: „Schön, wenn du dich nicht umdrehen willst, wird morgen dein Vater sterben." Am andern Tage starb der Vater und so am dritten die Schwester, am vierten der Bruder. Als ihr so alle hingestorben waren, erkannte sie, daß am fünften Tage die Reihe an sie käme. Darum bat sie ihre Nachbarn, sie möchten sie nach ihrem Tode, wenn sie sie begraben wollten, nicht zur Tür hinaustragen, sondern unter der Schwelle ein Loch graben und sie dadurch stecken, und sie auch nicht auf dem Friedhof begraben, sondern davor. Die Nachbarn taten so.

Nach einiger Zeit wuchs aus ihrem Grabe eine schöne Rose hervor, wie es eine schönere im ganzen Reiche nicht gab. Viele wollten die Rose pflücken, aber keiner konnte es. Eines Tages ritt der junge Zar dort vorbei, erblickte die schöne Rose und befahl seinem Diener, der mit ihm ritt, dahin zu gehen und ihm die Rose zu pflücken, er wollte sie an seinen Hut stecken. Der Diener ging nach der Rose, kam aber bald zurück und sagte dem Zaren: „Erlauchter Zar, ich kann die Rose nicht abreißen." Darauf erwiderte der Zar: „Wie kann denn das zugehen? Ich werde es selbst versuchen." Und kaum hatte er die Rose angerührt, als sie ihm in der Hand blieb, und er steckte sie sich an den Hut.

Zu Hause ließ er die Rose an dem Hut und legte den Hut in ein Zimmer, wo allerlei Speisen standen. Am nächsten Tage kam er in das Zimmer und bemerkte, daß von den Speisen viel fehlte. Da ließ er noch mehr Gerichte aller Art dahinbringen, aber während der Nacht aß wieder jemand alles auf. Der Zar fragte, ob einer in dem Zimmer gewesen sei, aber er überzeugte sich, daß niemand dort gewesen war. Jetzt ließ er sein Mittagessen in das Zimmer bringen, um selbst

zu erfahren, was geschehen würde, aß ein wenig davon, legte sich hin, wurde schläfrig und schlief ein. Während er schlief, sprang die Rose von seinem Hut herab, wurde zu einem schönen Mädchen, die setzte sich an den Tisch und aß alles auf, was aufgetragen war. Als der Zar erwachte, war er sehr verwundert, was das sein könnte und wer das Essen verzehrte.

Am anderen Tage ließ er wieder das Mittagessen in dasselbe Zimmer bringen und dachte: „Heute will ich nicht schlafen, ich muß sehen, wer das Essen nimmt." Er kostete von jedem Gericht ein wenig und legte sich hin, schlief aber nicht ein. Darauf sprang wiederum die Rose von dem Hut herab, wurde ein schönes Mädchen, die setzte sich an den Tisch und aß sich satt, nahm auch einen Becher, schenkte sich Wein ein und trank. Während sie beim Trinken war, sprang der Zar auf, umfaßte sie und sprach: „Jetzt bist du mein! Jetzt weiß ich, wer mein Mittagessen verzehrt. Du wirst meine Frau werden; ich träume schon lange von dir und sehe jetzt, daß du die bist, die mir im Traum erscheint." Sie antwortete ihm: „Ich will gern gleich deine Frau werden, aber unter einer Bedingung, daß du mit keinem Worte jemals die Kirche erwähnst." Er gab ihr das Wort, daß er das nicht tun werde.

So wurden sie Mann und Frau und lebten sehr glücklich; sie gebar ihm drei Söhne, jedes Jahr einen. So waren schon sieben Jahre vergangen und die Kinder hübsch herangewachsen. Einmal ging der Zar ganz früh spazieren, und als er zurückkam, sagte er zu seiner Frau: „Ach, liebe Frau, wenn du heute unsere Kinder gesehen hättest, wie sie so hübsch in die Kirche gingen." Sowie er das Wort ausgesprochen hatte, fiel sie tot zu Boden. Der Zar war außer sich, ließ alle Ärzte rufen und alles anwenden, daß sie wieder zu sich käme, aber alles war vergebens. Da begruben sie sie in der Kirche.

In der Nacht mußten Soldaten bei der Zarin in der Kirche Wache stehen, aber alle Wachen verloren ihr Leben, jeden fand man am Morgen zerrissen. Niemand wußte, wie das

zuging. Endlich meldete sich beim Zaren ein alter Veteran er wolle bei der Zarin Wache halten, und ging in die Kirche Da erhob sich um Mitternacht die Zarin aus dem Grabe und suchte nach dem Soldaten, der aber verbarg sich schnell auf dem Chor, und sie konnte ihn nicht finden. So blieb er die erste und zweite Nacht am Leben.

Am dritten Tage kam eine alte Frau zu dem Soldaten und sagte zu ihm: „Ich sehe, du hast Verstand und Mut, aber das ist nicht genug. Heut nacht paß auf; wenn sie hinter den Altar geht, leg dich schnell in ihren Sarg. Sie wird dich heraustreiben wollen, du aber geh nicht, ehe der Hahn dreimal gekräht hat. Danach steh aus dem Sarge auf und küsse sie dreimal auf die Stirn. Nur wenn du so tust, kannst du sie erlösen." Der alte Soldat tat alles wirklich so. Als sie hinter den Altar trat, legte er sich schnell in ihren Sarg; sie wandte sich um und wollte wieder in den Sarg, aber darin sah sie den Soldaten. Sie bat ihn, er möchte herausgehen, er wollte aber nicht und blieb liegen, bis der Hahn dreimal gekräht hatte. Dann stand er schnell aus dem Sarge auf und küßte sie dreimal auf die Stirn.

Dadurch bekam die Zarin sogleich ein anderes Gesicht und sagte zu dem Soldaten: „Schönen Dank! Du hast mich vom Fluche erlöst. Mich hatte ein junger Mann verflucht, der war gestorben, und ich hatte ihn als Toten zu mir gerufen. Du hast nicht nur mich, sondern auch meine Kinder erlöst." Die beiden warteten nun bis Tagesanbruch in der Kirche; am Morgen öffnete man die Kirchentür, und auch der Zar selbst war gekommen. Als er sie lebendig sah, war er über die Maßen froh, ging in die Kirche, und auch die Kinder der Zarin und das übrige Volk. Der Priester segnete die Zarin, und fortan brauchte sie sich nicht mehr vor dem Wort Kirche zu fürchten. Darauf veranstaltete der Zar ein großes Fest, und dem alten Soldaten gab er viel Geld, so daß der bis an sein Ende gut zu leben hatte.

36. Der König und seine drei Söhne

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, aber keine Tochter. Eines Abends schickte er die drei schlafen und befahl ihnen, am nächsten Morgen solle ihm jeder sagen, was er in dieser Nacht geträumt habe. Als sie in der Früh aufgestanden waren, fragte sie der König: „Was habt ihr geträumt?" Der älteste sagte: „Ich habe geträumt, daß ich König werde." Der zweite: „Ich habe geträumt, daß ich ein großer Herr werde." Der dritte: „Und ich habe geträumt, daß du mir die Hände waschen, die Mutter mir das Handtuch halten würde, der älteste Bruder das Waschbecken, und daß der zweite mich bedienen würde." Als das der König hörte, schalt er ihn und gebot ihm, das Land zu verlassen. „Seht nur den Menschen," sagte er, „ich und ihm die Hände waschen!" Der arme Prinz sah nun, daß er den Vater beleidigt hatte und ihn nicht besänftigen konnte, ging fort und irrte in fremden Ländern herum, nirgends fand er eine bleibende Statt. Einmal wanderte er so durch Wälder und kam an eine Höhle, ging hinein und fand darin einen Kessel voll Maisbrei auf dem Feuer stehen. Er wartete kaum ab bis der Brei gar war, denn er war beinahe verhungert, setzte sich hin und aß alles auf. Als er fertig war, kletterte er hinauf und versteckte sich oberhalb des Eingangs. Als es nun dunkel wurde, kam ein einäugiger Alter, der seine Ziegen von der Weide hertrieb. Als der Alte sah, daß in dem Kessel kein Brei mehr war, fing er gleich an in der Höhle herumzusuchen, und als er einen Blick nach oben warf, sah er den Menschen oben am Eingang sitzen und fragte ihn: „Wer bist du?" Er antwortete: „Ich bin ein armer Mann, habe kein Heim, treibe mich in der Fremde herum und bin so zu dir gekommen, ob du mich aufnehmen willst." Der Alte antwortete: „Ja, du sollst nun von jetzt an immer den Brei kochen, und ich werde die Ziegen hüten." So geschah es; der Königssohn kochte

jeden Tag den Brei, und der Alte hütete die Ziegen; am Abend hielten sie dann beide zusammen die Abendmahlzeit. Eines Tages sagte der Alte zu dem Königssohn: „Du sollst heute die Ziegen hüten, und ich will den Brei kochen." Darauf ging der Königssohn sogleich ein; der Alte gab ihm nur noch die Weisung: „Es sind dort neun Berge, auf acht weide die Ziegen, aber laß dir nicht einfallen, sie auf den neunten zu treiben, denn dort sind Vilen, die haben mir das Auge ausgestochen, und ich fürchte, sie könnten es auch dir tun." Unter den Ziegen war ein Bock, auf dem der Alte ritt; den bestieg nun auch der Königssohn und trieb die Ziegen aus. So trieb er über den ersten, den zweiten und dritten Berg, bis zum achten. Dort angekommen, dachte er bei sich: „Ich gehe bei Gott auch auf den neunten, mag kommen, was da will." Sobald er auf den neunten Berg kam, flogen die Vilen ihm entgegen und wollten ihm die Augen ausstechen; er aber flehte sie an: „Liebe Vilen, wollt ihr nicht mit mir übereinkommen, daß wir einen Holzblock hinstellen, und wenn ihr über den hinüberspringen könnt, ihr mir dann die Augen aussticht?" Die Vilen gingen darauf ein; er suchte sogleich einen ziemlich dicken Klotz aus, spaltete ihn nach Art eines Klobens, dann pflanzte er ihn auf und trieb einen Keil hinein. Als er damit fertig war, nahm er einen Anlauf und sprang über den Block; dann sagte er zu den Vilen: „Jetzt ist die Reihe an euch zu springen." Eine Vila machte den Sprung, und als sie gerade über dem Block war, zog er den Keil heraus, und sie war in dem Kloben gefangen. Da flogen die drei anderen Vilen herbei und sagten zu ihm: „Laß unsere Gefährtin frei und fordere, was du willst." Darauf antwortete er: „Ich will nichts andres, als daß ihr dem Alten die Augen wieder heil macht." Die Vilen erwiderten: „Nimm von diesem Kraut hier, bestreiche dem Alten die Augen damit, und er wird gleich wieder sehend." Da ließ er die Vila frei und nahm das Kraut, dann bestieg er seinen Bock und eilte heim in die Höhle. Dort bestrich er dem Alten die Augen, und der wurde gleich wieder sehend.

Am nächsten Morgen gab der Alte dem Königssohn die Schlüssel von acht Stuben, aber von der neunten nicht, denn in der standen kostbare Sachen, und befahl ihm, den Brei gut zu kochen; selbst trieb er die Ziegen aus. Als der Alte fort war und der Königssohn allein zu Hause, dachte er bei sich: „Ich möchte doch wissen, warum er mir von acht Stuben die Schlüssel gegeben hat und nicht auch von der neunten", und beschloß, den Schlüssel von der neunten Stube selbst zu suchen. Gesagt, getan. Er fand den Schlüssel ober der Tür. Wer war vergnügter als er? Er machte die Tür auf: was gab es da zu sehn! In der Stube steht ein Pferd mit Gold beschlagen, bei dem ein goldner Hund, eine goldne Henne und goldne Küchlein, die goldne Hirse picken. Da sagte der Königssohn zu dem Pferde: „Komm, laß uns von hier fliehen, ehe der Alte auf dem Bock heimkommt." Das Pferd antwortete: „Gut, aber tu, was ich dir sage: nimm reichlich Leinwand und breite sie vor der Höhle aus, daß der Alte das Getrappel nicht merkt, wenn du ausreitest, denn sonst wird er dich töten; nimm auch einen kleinen Stein, eine Schere und einen Tropfen Wasser mit, und wenn ich dir sage, du sollst etwas davon hinwerfen, wirf es hin."
Das alles tat der Königssohn, nahm einen Sack, steckte die Henne und die Küchlein hinein, stieg zu Pferd, führte den Hund mit und nun fort! Als der Flüchtling mit dem Pferde aus der Höhle herauskam, hörte der Alte auf dem Berge doch gleich das Trappen der Pferdehufe und rief seinem Bock zu: „Auf! Ihm nach! Er hat mir das Pferd entführt." Halbwegs holte der Alte den Königssohn ein, aber im Augenblick rief das Pferd dem Königssohn zu: „Wirf das Steinchen hin!" Das tat er, und sogleich erhob sich vor dem Alten ein großer Berg. Bis der Bock über den Berg kam, hatte das Pferd weit ausgegriffen, aber bald holte der Bock es wieder ein. Da rief das Pferd: „Wirf den Wassertropfen hin!" Das tat der Königssohn, und vor dem Alten entstand ein Gewässer; bis der Alte auf dem Bock hinüberschwamm, hatte der Königssohn auf dem Pferd weit aus-

geholt, aber die Mühe war umsonst, der Alte kam wieder heran. Da rief das Pferd: „Wirf die Schere hin!" Das tat der Königssohn; der Bock trat in die Schere, und die schnitt ihm beide Beine ab. Darauf rief der Alte aus: „Na! Ich sehe, ich kann dich nicht einholen, aber höre, was ich dir sage: nimm einen Esel, zieh ihm die Haut ab und zieh sie dem Pferde über, sonst könntest du leicht den Kopf verlieren." Damit kehrte der Alte um, und der Königssohn tat, wie er ihm befohlen hatte. Nach einiger Zeit wurde das Gerücht laut, der König habe Gräben von dreihundert Ellen Tiefe und vierhundert Ellen Breite ausheben lassen; wer hinüberspränge, solle eine Prinzessin und tausend Dukaten bekommen. Ein ganzes Jahr lang konnte niemand das vollbringen; da dachte endlich der Königssohn: „Ich will gehen und mit meinem Pferde und meinem Hund hinüberspringen." Gesagt, getan. Die Diener meldeten dem König, daß einer auf einem Esel hinübergesprungen sei; er wollte es nicht glauben, ging selbst hin und sah, daß es so war. Es war ihm aber nicht recht, daß ein Esel hinübergesprungen war, und die Pferde es nicht gekonnt hatten.

Darum befahl der König seinen Dienern, daß sie den jungen Mann, die Prinzessin, den Hund und das Pferd ins Gefängnis werfen sollten. Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, befahl er wiederum den Dienern, sie sollten den Leichnam aus dem Gefängnis werfen, da er dachte, der Mann wäre tot. Als die Diener eintraten, erstaunten sie, denn das ganze Gefängnis war strahlend hell. Das meldeten sie dem König, der kam selbst und fand alles, wie die Diener ihm gesagt hatten. Darauf nahm er den Königssohn bei der Hand und führte ihn ins Schloß. Drinnen küßte er ihm die Hand und wusch ihm die Hände, die Königin hielt dabei das Handtuch, die Brüder bedienten ihn. Darauf gab er sich kund, wer und was er sei, und der König sagte: „So hat sich dein Traum doch erfüllt."

Von der Zeit an fragte der König seine Söhne nicht mehr nach ihren Träumen.

37. Beg und Fuchs



Es lebte einmal in einem Dorfe ein Beg, der hatte nichts als ein Pferd, einen Jagdhund und eine Flinte; andre Beschäftigung hatte er nicht als die Jagd, und davon ernährte er sich. Eines Tages ging er auf die Jagd, zu Pferde, die Flinte auf der Schulter, den Hund neben sich, und zog auf das Gebirge. Als er dort auf eine ebene Stelle gekommen war, band er sein Pferd an eine Buche und ließ es dort, er selbst ging mit der Flinte auf der Schulter weiter durch den Wald. Während er so im Gebirge jagte, kam ein Fuchs zu seinem Pferde und legte sich daneben.

Der Beg verweilte längere Zeit im Walde, erlegte aber nur ein Reh. Als er nun zu seinem Pferde zurückkam, verwunderte er sich, da er den Fuchs neben dem Pferde liegen sah, legte gleich an und wollte ihn erschießen. Als der Fuchs das merkte, sprang er auf und bat den Beg, ihn nicht zu erschießen er wolle ihm sein Pferd getreulich schützen und behüten. Auf diese Bitte erbarmte sich der Beg und ließ den Fuchs am Leben; dann bestieg er sein Pferd, legte das Reh auf die Kruppe, nahm den Fuchs mit und ging nach Hause. Da bereitete er sich aus dem Reh das Abendessen, und das Eingeweide gab er dem Fuchs, damit auch der ein Abendessen habe. Am anderen Morgen zog der Beg wieder auf die Jagd und nahm zur Gesellschaft den Fuchs mit. Auf derselben Ebene band er wieder das Pferd an die Buche und ging ins Gebirge jagen; den Fuchs ließ er da, das Pferd zu bewachen. Während er fort war, blieb der Fuchs eine Zeitlang mit dem Pferd allein, aber bald kam ein Bär und wollte das Pferd auffressen; doch der Fuchs bat ihn, er möge dem Pferde nichts tun, sondern auf dessen Herrn warten, dabei würde ihm wohl sein, denn der Beg würde ihnen beiden bei sich zu Hause Nahrung geben. Der Bär ging darauf gern ein, legte sich mit dem Fuchs hin und wartete auf die Rückkehr des

Herrn von der Jagd. Als der Beg zurückkam, verwunderte er sich, da er den Bären mit dem Fuchs bei dem Pferde liegen sah, faßte gleich nach seiner Flinte und legte auf den Bären an. Der Fuchs aber bat ihn, er möge dem Bären nichts tun, er wolle mit dem zusammen das Pferd bewachen und jederzeit zu Diensten sein. Darauf setzte der Beg die Flinte ab, warf die zwei Rehe, die er erlegt hatte, hinter sich aufs Pferd und begab sich in Gesellschaft von Bär und Fuchs nach Hause. Am nächsten Tage ging er wiederum ebenso auf die Jagd; diesmal erschien ein Wolf, und auch den nahm er mit nach Hause; das nächste Mal kamen eine Maus und ein Maulwurf, dann wieder ein Wolf und der Vogel Kumrikuscha, der war so groß, daß er ein Pferd und einen Menschen wegtragen konnte. Alle diese Tiere fütterte der Beg zu Hause; zuletzt kam auch noch ein Hase zu der Gesellschaft. Eines Tages sprach der Fuchs zu dem Bären: „Geh, lieber Bär, bring einen Baumstumpf her, auf den will ich mich setzen und euch einen Befehl geben, ihr aber sollt mir gehorchen." Darauf ging der Bär gleich in den Wald und brachte einen großen Baumstumpf; der Fuchs stieg hinauf und begann seine Rede: „Merkt auf, wir wollen unseren Beg verheiraten." Darauf antworteten die andern: „Gut! Aber wie? Wir wissen ja nicht, wo wir ein Mädchen für ihn finden sollen." Darauf sagte der Fuchs: „Der Zar hat eine Tochter, mit der wollen wir unsern Beg verheiraten. Deshalb geh du Kumrikuscha vor den Palast des Zaren und warte, bis seine Tochter zum Spaziergang herauskommt, dann ergreife sie und bringe sie hierher." Da begab sich Kumrikuscha sogleich vor den Zarenpalast und wartete auf die Tochter. Gegen Abend kam sie mit ihrer Dienerin heraus, um einen Spaziergang zu machen, Kumrikuscha flog herzu, ergriff sie, setzte sie auf den Rücken, und nun fort des Weges, den er gekommen war.

Als der Zar vernahm, was seiner Tochter geschehen war, wurde er sehr bekümmert und versprach sogleich dem viele Schätze, der sie ihm wiederfinden würde; aber ganz vergeb-

lich, denn niemand wollte es unternehmen. Da auf einmal fand sich eine Zigeunerin ein, ging zum Zaren und sagte: „Herr, was willst du mir geben; ich werde sie dir wiederfinden." Als der Zar das hörte, wurde er froh und rief: „Fordere was du willst, wenn du sie nur findest." Darauf ging die Zigeunerin nach Hause, nahm ihre Bohnen und zauberte damit nach alter Weise; dadurch erfuhr sie, daß die Zarentochter sich weit weg befinde, zehn Tagereisen von da, und rüstete sich gleich zur Reise dahin. Sie nahm ihren Teppich und eine Peitsche, setzte sich auf den Teppich und hieb mit der Peitsche darauf. Da erhob sie sich in die Luft und flog gradeswegs in die Gegend, wo der Beg sich mit der Zarentochter befand. Etwas entfernt vom Hofe des Begs ließ sie sich nieder, ließ Teppich und Peitsche dort zurück, schlich um das Gehöft herum und wartete, daß die Zarentochter zum Spaziergang herauskäme. Nach einiger Zeit kam sie wirklich, die Zigeunerin eilte gleich auf sie zu und fing ein Gespräch mit ihr an. Als sie so im Gespräch sich ziemlich weit vom Hofe entfernt hatten, forderte die Zigeunerin die Zarentochter auf mit ihr zu kommen, und diese folgte ihr. Da erblickte sie den Teppich, den die Zigeunerin ausgebreitet hatte und sagte: „Da ist ein Teppich, setzen wir uns darauf!" Das kam der Zigeunerin grade recht, sie liefen beide zu dem Teppich hin und setzten sich darauf. Darauf nahm die Zigeunerin die Peitsche, tat einen Hieb auf den Teppich und erhob sich in die Luft, gradeswegs zu dem Zaren. Als der seine Tochter erblickte, wurde er froh und beschenkte die Zigeunerin reichlich, die Tochter aber schloß er in ein Zimmer ein und verbot ihr, jemals irgendwohin herauszugehen, gab ihr auch zwei Dienerinnen bei, die sie bedienen sollten.

Als der Fuchs vernahm, was aus der Frau des Begs geworden war, versammelte er seine Genossenschaft und hielt ihnen eine Rede: „Wir haben zwar unsern Beg mit der Zarentochter verheiratet, aber man hat sie uns gestohlen, und nun ist unser Beg wieder Junggesell. Deshalb müssen wir

ihm jetzt die Zarentochter wieder holen, aber das ist nicht leicht für uns, denn der Zar hat sie eingeschlossen und läßt sie nirgendhin herausgehen. Darum will ich mich in eine schöne bunte Katze verwandeln, geziert mit allen Farben, und will unter dem Fenster der Zarentochter spielen. Wenn sie mich sieht, wird sie ihre Dienerinnen schicken mich zu fangen; ich lasse mich aber nicht fangen, ehe sie selbst kommt; und wenn sie kommt, dann erscheine du dort, Kumrikuscha, ergreife sie und bringe sie gleich zu unserem Weg; ich will schon zusehen, daß ich heil davonkomme und sie mich nicht fangen." Als so der Fuchs alle angewiesen hatte, wie sie verfahren sollten, stimmten alle zu. Darauf nahm Kumrikuscha den Fuchs unter seine Flügel und flog in das Reich, wo die Zarentochter sich befand, geradeswegs zu dem Zarenpalast. Dort ließ der Vogel sich sanft nieder, der Fuchs verwandelte sich sogleich in eine bunte Katze, geziert mit allen Farben, ging unter den Altan der Zarentochter und fing dort an zu spielen und herumzutanzen. Als sie das bemerkte, schickte sie gleich ihre Dienerinnen, die Katze zu fangen und sie ihr zu bringen. Die Dienerinnen gingen auch gleich hinab und versuchten auf alle Weise, die Katze zu fangen, aber die ließ sich nicht greifen. Darauf kam die Zarentochter selbst herab sie zu fangen, und sobald sie auf die Katze zuging, fand sich Kumrikuscha dort ein, packte sie und eilte mit ihr zurück, der Fuchs lief hinterher. Als der Zar vernahm, was mit seiner Tochter geschehen war, ließ er seine Jagdhunde los, um die Katze zu fangen, die da gespielt hatte. Als die Katze merkte, daß die Hunde sie fangen wollten, schlüpfte sie in eine Höhle, die Hunde konnten sie da nicht herausziehen und kehrten um; die Katze kam wieder heraus, verwandelte sich in den Fuchs und ging dem Kumrikuscha nach, der dem Weg schon die Zarentochter, seine Frau, gebracht hatte.

Als nun der Zar sah, daß er seine Tochter nicht wieder bekommen konnte, rüstete er ein gewaltiges Heer und führte es gegen die Tiere. Da rief der Fuchs alle Tiere, die mit ihm

bei dem Weg waren, zusammen: den Bären, den Wolf, den Hasen, den Maulwurf, die Maus und den Vogel Kumrikuscha, und sprach zu ihnen: „Seht, der Zar hat sein Heer gegen uns ausgeführt und will uns alle vertilgen; also laßt auch uns gegen ihn unsere Tierscharen aufbieten. Wieviel Bären kannst du, lieber Bär, zusammenbringen?" — „Dreihundert." — „Und du, Wolf, wieviel Wölfe?" — „Fünfhundert." — „Und du, Hase, wieviel Hasen?" — „Achthundert." — „Und du, Maus, wieviel Mäuse?" — „Dreitausend." — „Und du, Maulwurf, wieviel Maulwürfe?" — „Achttausend." — „Und du, Kumrikuscha, wieviel kannst du von den Deinigen zusammenbringen?" — „Etwa zwei- oder dreihundert." — „Gut, so geht alle und sammelt soviel jeder gesagt hat; wenn ihr sie zusammenhabt, führt sie hierher, ich werde euch dann angeben, was ihr zu tun habt." Als der Fuchs seine Rede geendet hatte, gingen sie alle in die Wälder und sammelten das Heer. Nach einiger Zeit vernahm man von allen Seiten ein furchtbares Geschrei und Getöse, das Bärenheer, das Wolfsheer und alle andern kamen von überallher herbei. Als sie nun alle hübsch beisammen waren, trat der Fuchs unter sie und begann so zu ihnen zu reden: „Ihr Bären und Wölfe rückt zuerst aus, und wenn das Zarenheer im ersten Nachtlager ist, zerreißt ihr alle ihre Pferde; ihr Hasen laßt euer Wasser in die Kanonen, daß sie nicht losgehen können. Im zweiten Nachtlager zernagt ihr Mäuse ihnen alle Sättel, denn sie werden wieder Pferde gekauft haben. Im dritten Nachtlager grabt ihr Maulwürfe ringsum das Heer des Zaren fünfzehn Ellen in die Breite und zwanzig Ellen in die Tiefe; und ihr Kumrikuschas werft von oben mit Steinen, wenn das Heer morgen heranrückt." Damit gingen alle ab. Im ersten Nachtquartier des Zaren kamen die Bären und Wölfe und zerissen in der Nacht alle Pferde des Heeres. Das meldeten am nächsten Morgen die Soldaten dem Zaren, der wurde nachdenklich, was das sein könnte, kaufte aber gleich wieder andre Pferde und zog mit seinem Heere weiter. Im zweiten Nachtlager kamen in der Nacht

die Mäuse und zernagten alle Sättel. Das bemerkten in der Früh die Soldaten, meldeten es sogleich dem Zaren, der kaufte andre Sättel und zog weiter. Beim dritten Nachtlager schickte der Fuchs die Maulwürfe, die um das ganze Heer des Zaren fünfzehn Ellen breit und zwanzig Ellen tief graben sollten. Um ihnen die Arbeit zu erleichtern, schickte er die Bären mit, die ihnen helfen sollten die Erde herauszuschaffen. Etwa um Mitternacht verteilten sich die Maulwürfe rings um das Heer und fingen an unter der Erde zu graben, nur an einer Stelle ließen sie ein Loch, durch das sie die Erde hinauswerfen wollten; die Bären warteten draußen und trugen die Erde weg, etwas von dem Heere entfernt. Am nächsten Morgen stieg das Heer des Zaren zu Pferde und zog weiter. Da aber fingen sie an in die Erde einzusinken, und der Fuchs schickte die Kumrikuschas, von oben Steine auf sie zu werfen. Als nun der Zar sah, daß sein Heer zugrunde geht, rief er aus: „Laßt uns umkehren! Das ist eine Strafe Gottes dafür, daß wir gegen die Tiere zu Felde gezogen sind. Mögen sie meine Tochter behalten, die sie entführt haben." Darauf wandten sie sich sogleich zum Rückzug, aber auch dort fingen sie wieder an einzusinken. Da rief der Zar: „Wenn uns schon Gott damit straft, daß die Erde unter uns birst, warum treffen uns noch Steine von oben?" Nach und nach kamen alle um sammt dem Zaren. Einige Zeit nachher verlegte der Fuchs seinen Thron nach Stambul und begann dort zu herrschen; der Beg gab die Jagd auf und lebte mit dem Fuchse vergnügt in Stambul, die Zarentochter blieb seine Frau, die ihm niemand mehr gestohlen hat.

38. Die zwölf Brocken



Es war einmal ein Zar, dem starb seine Frau, und er blieb als Witwer zurück mit einem kleinen Knaben, der, wie alle kleinen Kinder, viel weinte. Einmal schickte sich der Zar an, auf die Jagd zu gehen, aber der Kleine hing sich an seinen Hals und verfiel noch stärker ins Weinen. Dem Zaren tat das sehr leid und er beschloß, des Kindes wegen wieder zu heiraten, daß die zweite Frau für das Kind in seinem Palaste Sorge trage. Dann beruhigte er das Kind, so gut es gehen wollte, und ging auf die Jagd. Unterwegs traf er im Gebirge an einer Quelle eine schöne und kräftige Frau, die Wasser schöpfte in zwölf Kürbisflaschen. Der Zar verwunderte sich darüber und fragte die Frau, warum sie das täte. Sie antwortete: „Das tue ich, um mich damit zu ernähren; für jede Flasche Wasser bekomme ich einen Brocken Brot, und so verdiene ich jeden Tag zwölf Brocken." Der Zar fragte weiter, ob sie daran genug hätte, und sie antwortete: „Es wäre das sogar zuviel, aber ich lasse erst meine junge Tochter davon essen, dann nehme ich selbst, und so reicht es gerade für uns aus." Da wunderte sich der Zar noch mehr, und da sie jung und hübsch war, kam er auf den Gedanken: „Die wäre gut für mein Haus und mein Kind." Darauf gab er sich ihr kund, daß er der Zar des Landes sei und fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle. Sie ging sogleich darauf ein, und so führte sie der Zar in seinen Palast und heiratete sie, und sie wurde so die Zarin. Ihre Tochter war noch jünger als der Sohn des Zaren, die Kinder aber vertrugen sich gut miteinander und hatten sich sehr lieb. Wenn der Zar etwas besonders Schönes bekam, schenkte er es den Kindern, und die teilten es redlich und lieb unter sich. Der Zarin aber wurde ein solches Leben unlieb, denn sie hatte den Gedanken gefaßt: „Warum soll neben meinem Kinde auch noch das fremde Kind alles Gute mitgenießen?" Dar-

um beschloß sie, den Vater mit dem Sohne zu verfeinden, ob dann der Vater ihn vielleicht aus dem Hause jagen würde. Das Böse, das sie ersonnen hatte, führte sie auch bald aus. Sie fing an, dem Zaren vorzuerzählen, wie sie jede Nacht schreckliche Träume hätte: sein Sohn sei auf einmal groß gewesen, habe den Zaren vom Thron gestoßen und sie alle zu Tagelöhnern gemacht. Der Zar geriet auf dieses Gerede hin in Unruhe, und als die Frau nicht aufhörte ihm den Kopf voll zu reden, entschloß er sich, seinen Sohn aus dem Hause zu jagen. Und so mußte der Erbprinz, der schon ein ziemlich großer Junge war, Bettlerkleider anziehen und in die Fremde gehen, es tat ihm aber sehr weh, daß sein Vater so mit ihm verfahren war.

Auf seiner Wanderung machte er einmal zum Nachtlager halt bei einer Höhle, in der ein Einsiedler lebte, ganz alt und weißbärtig. Um Mitternacht hörte er ein Wehklagen aus der Höhle und erschrak darüber, faßte sich aber schnell und überlegte: „Wer es auch sei, er klagt nicht aus Mutwillen, sondern aus schlimmer und großer Not.“ Darum ging er zu der Höhle und sah den Einsiedler, wie er ächzte, krank und durstig. Da lief der Zarensohn schnell an den Bach, schöpfte Wasser in die hohle Hand und stieg wieder zu der Höhle hinauf. Auf dem Wege fiel er hin und zerschlug sich das Knie, brachte aber doch dem Alten etwas Wasser in der hohlen Hand. Da freute sich der Alte sehr und sprach: „Mein Sohn, ich seufze nicht deswegen, weil ich krank und durstig bin, sondern weil ich weiß, wieviel Bosheit und Elend es in der Welt gibt, jetzt aber freue ich mich, weil ich sehe, daß es noch Leute gibt, sogar in dieser Einöde, die menschliche Leiden mitfühlen. Darum verlange, was du willst, ich gebe es dir, wenn ich es irgend habe und kann.“ Darauf antwortete der Zarensohn: „Mich hat ein Kummer getroffen, und wenn du dagegen ein Mittel weißt, sage es mir, ich bitte dich.“ Der Einsiedler aber reichte ihm eine kleine Flöte und sagte: „Nichts ist leichter. Dies kleine Ding wird dich immer froh machen, und wenn dein Herz vor

Freude zu tanzen anhebt, wird alles Lebendige um dich herum tanzen, solange die Flöte ertönt." Der Zarensohn bedankte sich bei dem Einsiedler, ging weiter und konnte kaum erwarten, bis er allein sein würde und anfangen könnte zu flöten. So ging er weiter und weiter, und als er sah, daß er ganz allein war, nahm er die Flöte und probierte; vor Freuden begann ihm das Herz zu tanzen, und er bemerkte in der Ferne, wie ein Eichhörnchen nach seiner Flöte tanzte. Darauf wanderte er weiter, und die Zeit verging, bis er sich endlich bei einem reichen Mann zum Schafhüten verdang. Oft kam ihn die Sehnsucht an, aber er hütete sich zu flöten, wenn er mit den Schafen auf der Weide war, denn die Schafe würden die Weide liegen lassen, wenn sie die Flöte hörten, und alle herumtanzen. Als er eines Abends mit seinen Schafen auf dem Wege nach Hause war, hörte er von weitem Klagegesang, und als er zu Hause ankam, was mußte er sehen: sein Herr war in der vergangenen Nacht auf einen Vilentanzplatz getreten, und die Vilenzarin hatte ihm beide Augen ausgestochen; darum sangen er und alle die Seinigen, soviel ihrer waren, Klagelieder. Da beschloß der Zarensohn auszuziehen und die Augen seines guten Herrn zu suchen. Seine Schafe ließ er zurück, nahm eine Tasche, tat Brot, Salz und Zwiebeln hinein, dazu die Flöte und ging der Spur nach, wie er es von seinem Herrn gehört hatte, sagte aber niemand, was er vorhabe und wohin er gehe. Als er dort ankam, erschrak er, die Vilenzarin hatte sich mitten im Gebirge auf einer Lichtung niedergelassen, und zwölf Vilen flochten und lösten ihr das Haar, das aber leuchtete im Mondschein wie lauter Gold. Er ging noch näher heran, die Vilen hörten auf das Haar zu flechten, und die Zarin, die halb geschlafen hatte, schlug die Augen auf. Da erkannte er, daß sie ihn bemerkt hatten, fuhr schnell mit der Hand in die Tasche, zog die Flöte heraus und fing an zu spielen, erst leise, dann immer stärker und stärker. Vor Angst drehte sich ihm das Herz im Leibe um, aber die Vilen sahen sich an, brachen dann in ein lautes Lachen aus, zuletzt stellten

sie sich zum Reigen zusammen und fingen an zu tanzen wie rasend. Er flötete unaufhörlich, und ihnen ging schon ganz der Atem aus. Das ging so weiter, bis die Zarin ausrief: „Ach, ich kann nicht mehr!" Aber mach einmal einen aufhören, wenn er nicht will; sie konnten ihn nicht zum Nachlassen und Anhalten bringen. Da merkten sie, daß sie bös angekommen waren und riefen laut: „Wer du auch bist, wir bitten dich, hör auf!" Er aber antwortete ihnen: „Sagt mir, wo die Augen meines Herrn sind." Die Vilenzarin verschwor sich bei Himmel und Erde, daß sie es nicht getan habe, aber er ließ sich nichts vormachen. Da sagte sie ihm, er solle zu der Tanne gehen, über der der Mond am hellsten schiene, und von der eine goldne Umhängetasche herabschütteln; darin würde er eine silberne Dose finden, in der reine Watte und in der Watte die Augen, die er suche. Er tat so, wandte aber die Augen nicht von den Vilen, und sobald sie sich rührten, blies er die Flöte, und sie fingen wieder an, rasend herumzuspringen. So kam er an die Tanne, schüttelte die goldne Tasche herab, fand in ihr die silberne Dose, in der Dose die Watte, und in der Watte die Augen seines Herrn. Darauf begab er sich, vergnügt die Flöte spielend, nach Hause. Dort gab er seinem Herrn das Augenlicht wieder, und der, als er wieder sehen konnte, umarmte seinen Diener und überschüttete ihn mit Gold und allerlei Kostbarkeiten. Der Diener aber sagte, er begehre nichts als ein gutes Pferd und tüchtige Waffen, denn er habe Lust, in die Welt zu ziehen und Gutes zu tun. Der Herr gab ihm all das sehr gern, und so zog er wieder in die Welt. Da verbreitete sich sein Ruf weithin, als eines Helden, der Kämpfe bestehe und die Armen beschütze. Daher begann man jetzt, ihn bald hierhin bald dahin zu Hilfe zu rufen, und einmal kam ein solcher Ruf an ihn von dem Zaren, seinem Vater; der ließ ihm sagen: „Wir haben von dir und deinem Ruhm gehört, unbekannter Held, und bitten dich, uns um Gottes willen zu helfen; ein feuriger Drache ist gekommen und begehrt, daß wir ihm unsere Tochter geben und mit ihr unser ganzes

Reich." Als der Zarensohn das gehört hatte, ging er hin und überlegte dabei in einem fort, was das für eine Tochter des Zaren sein könne und vermutete, es sei keine andre, als die seine Stiefmutter ins Haus gebracht hatte und die so gut mit ihm gewesen war. In solchen Gedanken kam er zuletzt in das Reich seines Vaters und begab sich gerade vor den Zarenpalast. Dort fand er alles, wie er es verlassen hatte, nur sein Vater war sehr gealtert, und so auch die Diener und die Stiefmutter, ihre Tochter aber war zu einem wunderschönen Mädchen erwachsen. Da auf einmal kam der feurige Drache heran, und als er den Zarensohn erblickte, fuhr er auf ihn los und rief schon von weitem: „Du bist gerade der, den ich schon lange suche." Feurige Pfeile gingen von ihm aus, aber das Pferd des Zarensohnes kniete nieder, und die Pfeile flogen über ihn weg. Da warf der Zarensohn seine Lanze, aber sie brach mitten entzwei und tat dem Drachen nichts. So wurden ihm seine sämtlichen Waffen verdorben, und er stand mit leeren Händen da, der Drache aber lachte auf und ging gerade auf ihn zu. Da ergriff der Zarensohn seine Flöte und begann zu spielen. Alles Lebendige ringsum fing an zu tanzen, der Drache zischte und begann zu zittern und allmählich immer kleiner zu werden, bis er nur noch wie eine kleine Blase war, die auf und ab sprang. Da lief der Zarensohn schnell hinzu, drückte ihn mit dem linken Fuß nieder, die Blase zerplatzte, und die Teufelsmacht war damit zu Ende. Als die Leute sahen, was geschehen war, freuten sie sich sehr, der Zar umarmte ihn und fragte ihn aus, wer und woher er sei. Der Zarensohn gab sich darauf kund und erzählte alles, was ihm widerfahren war; der Zar aber, als er das hörte, wurde zornig auf seine Frau und wollte sie gleich töten, aber der Zarensohn bat um ihr Leben, und darauf entschied der Zar, sie solle auf das Gebirge gehen, woher sie gekommen war, dort an der Quelle wieder zwölf Kürbisflaschen nehmen und sich von den Brocken, die sie damit verdiene, ernähren. Ihre Tochter aber gab er seinem Sohne zur Frau, und der kam so zu dem Thron

seines Vaters, wie denn jede Fügung Gottes zuletzt sich so erfüllen muß, wie es bestimmt und wie es recht und gut ist.

39. Der Schwiegersohn aus der Fremde

In alten Zeiten lebte ein reicher und mächtiger König, der glücklich und friedlich regierte. In hohem Alter erkrankte er, und da er merkte, daß es mit seinem Leben zu Ende gehe, rief er seine Frau, seine beiden Söhne und seine Tochter zu sich, um ihnen seinen letzten Willen kund zu tun. Alle brachen sie in Tränen aus, er aber sprach zu ihnen: „Lebt miteinander in Liebe und Eintracht, die Tochter aber gebt dem ersten besten Fremden, der um sie anhält." Damit starb der König. Seit seinem Tode waren schon drei Jahre vergangen, als eines Morgens im Königspalast ein Mensch erschien, der etwas sonderbar und wild aussah und verlangte, die Brüder sollten ihm ihre Schwester zur Frau geben. Der ältere, der jetzt König war, wollte ihm schon eine Tracht Prügel geben, aber der jüngere erinnerte sich dessen, was der Vater ihnen befohlen hatte. So führte der Fremde die Schwester davon und sagte noch, er werde sie bald besuchen. Sobald sie fort waren, ließ der König überall herumfragen, ob man wisse, was und woher der sonderbare Mensch sei. Aber niemand wußte es.

So waren drei Jahre vergangen, und der Schwager hatte sie noch nicht besucht, wie er versprochen hatte. Dem König war es leid, daß er die Schwester nur so weggeworfen hatte, Gott weiß wohin, darum ging er zu seiner Mutter: „Mutter, ich gehe die Schwester suchen." Sie wollte ihn nicht lassen, aber er gab nicht nach und ging. Schon hatte er viele Länder und Städte durchwandert, aber von seinem Schwager nichts gesehen noch gehört. Als er nun immer weiter wanderte, kam er auf eine große wüste Ebene, schon hungrig und durstig, aber er konnte nirgends weder Stadt noch Haus finden, und

zum Unglück stand ihm auch sein Pferd um, und er mußte zu Fuße gehen. Ganz ermüdet erblickte er auf einmal in der Nacht ein Licht, auf das ging er zu und gelangte zu einer kleinen Hütte. Eine alte Frau öffnete ihm die Tür und redete ihn an: „Königssohn, du hast nicht klug getan, daß du dich auf eine so weite Reise begeben hast; du hättest besser getan, deiner Mutter zu gehorchen und zu Hause zu bleiben." — „Und woher weißt du, Alte, daß ich der Königssohn bin?" — „Ich", antwortete sie, „weiß auch, wie es dir gehen wird. Du wirst freilich deine Schwester finden, aber erst in drei Tagen. Dann wirst du viel Übles und viel Not erleiden. Darum höre auf mich und bleibe einige Tage bei mir, bis du dich erholt hast, und dann geh hübsch wieder hin, wo du hergekommen bist. Das sagt dir die Alte; hier bei mir wird dir nichts geschehen, nur geh niemals weiter als zweitausend Schritt vom Hause weg."
Eines Tages spazierte der König um die Hütte der Alten herum und erblickte einen Baum mit schönen Früchten; davon wollte er pflücken und ging dahin, aber sobald er dem Baume nahe kam, wich der zurück. Er hatte sich nun in den Kopf gesetzt, er müsse von der Frucht des Baumes essen und ging ihm weiter nach. So lief er den ganzen Tag; auf einmal blieb der Baum stehen, und er kam an ihn heran. Sowie er sich anschickte, die Frucht zu pflücken, stieg ein Alter von dem Baume herab und fragte ihn: „Was machst du da?" Der König antwortete: „Ich bin ein Hirt und hatte Lust zu dem schönen Obst, jetzt will ich wieder zurück dahin, woher ich gekommen bin." Darauf sagte der Alte zu ihm: „Mein Sohn, dahin, woher du heute gekommen bist, wirst du nicht mehr zurückkehren. Die Gegend dort ist von einem bösen Geist verzaubert, und die Alte, bei der du gewesen bist, ist eine seiner Dienerinnen. Wärst du länger bei ihr geblieben, hätte sie dich ihm sicherlich ausgeliefert. Jetzt danke Gott und erhole dich ein wenig." Darauf tat der Alte einen Pfiff, und vor dem Könige erschien ein Tisch mit mancherlei Speisen. Als er sich erquickt hatte, fragte ihn der Alte:

„Willst du mit mir, mein Sohn?" — „Ja, lieber Alter." So gingen sie, aber auf dem langen Wege wurde der König so müde, daß er nicht mehr weiter konnte. Da nahm ihn der Alte auf den Rücken und erhob sich in die Luft. Nach einer Weile setzte er ihn ab vor einer schönen Burg und verschwand Der König ging um die Burg herum, aber nirgends war ein Tor, und er war nun so müde geworden, daß er sich vor der Burg niederwarf. Da sah ihn eine Magd aus dem Fenster und meldete es ihrer Herrin; die ließ ihn in die Burg tragen, und sowie er die Augen aufschlug, erkannte er seine Schwester. Sie küßten sich und begannen zu erzählen, und er berichtete ihr alles von seiner Wanderung. Da wurde die Schwester betrübt und sagte zu ihm: „Der Alte ist ja kein andrer als mein Mann; er hat dich nur darum hierher gebracht, um dich hier umzubringen." Sie waren noch in der besten Unterhaltung, als sie auf einmal ein Geräusch hörten; es war der Geist, ihr Mann, der ankam. Der König versteckte sich; aber sobald der Geist in die Stube trat, rief er sogleich seiner Frau zu: „Wo ist mein lieber Schwager, daß ich ihn bewirte und ihm Vergnügen mache?" Da mußte die Schwester den Bruder herzeigen. Sie verbrachten nun drei Tage mit Schmausen und Lustbarkeit; als der vierte Tag anbrach, gingen König und Geist auf einen Spaziergang. Der Geist aber kam allein zurück und ging dann gleich wieder vom Hause fort. Die Schwester wartete und wartete betrübt auf den Bruder, aber er kam nicht. Da wußte sie, daß der Geist ihn aus der Welt geschafft hatte.

Unterdes war des Königs Mutter erkrankt und gestorben, und der jüngere Bruder wurde König, denn alle dachten, der wirkliche König wäre umgekommen. Der neue König beschloß nun, Bruder und Schwester zu suchen, durchwanderte viele Städte, fand aber nichts. Am Ende kam er zu einer Stadt, die war ganz aus Eisen; er ging hinein, aber es war keine lebende Seele darin; alle Häuser waren geschlossen, und auf der Straße war niemand. Nur vor ein großes Haus kam er, das offen war; als er hineintrat, sah

er auf einmal einen großen Drachen ein Lamm am Spieß braten, zu dem ging er hin und begrüßte ihn mit Gott helfe. Der Drache antwortete darauf nicht. Da wurde der junge König zornig und versetzte dem Drachen einen Hieb, und nun erhob sich zwischen ihnen ein blutiger Kampf. Der König zog sein Schwert und brachte dem Drachen eine böse Wunde bei. Der lief in die Burg, der König auf der Blutspur hinter ihm her. Oben im Zimmer warf der Drache sich aufs Bett, in der Ecke aber saß ein junges Mädchen und weinte. Der König sprang noch einmal auf den Drachen los und gab ihm noch einen tüchtigen Schlag, dann fragte er das Mädchen, was mit ihr sei. Sie antwortete ihm: „Mein Vater war König dieser Stadt, und der Drache war ein Zauberer; er bewarb sich bei meinem Vater um mich, und da der Vater mich ihm nicht geben wollte, machte er die ganze Stadt eisern, und mich entführte er. Um den Hals hängt ihm eine kleine Schachtel, darin ein Vögelchen; töte das, dann wird die ganze Stadt wieder lebendig." Das tat der König, die Stadt lebte wieder auf, die Häuser taten sich auf, und die Leute gingen in den Straßen auf und ab.
Von da ging nun der König weiter und kam zu einer großen Wüste, zu derselben alten Frau, bei der sein Bruder gewesen war. Sie begrüßte ihn ebenso wie seinen Bruder und gab ihm denselben Rat. Er hörte aber nicht auf sie, sondern ging weiter bis zu einer andern Hütte, darin war der Alte, der seinen Bruder entführt hatte. Von dem ließ er sich verleiten, und der Alte brachte ihn zu derselben Burg, dann verschwand er. Der König suchte lange nach dem Tor, fand es glücklich und ging in die Burg. Als er da durch die Stuben ging, fand er seine Schwester; die fing gleich an zu weinen und erzählte ihm, wie der ältere Bruder verlorengegangen war. Als er nun den Geist kommen hörte, versteckte er sich nicht, sondern erwartete ihn. Den Tag über verbrachten sie die Zeit sehr vergnügt, am Abend aber versteckte sich der König in der Schlafstube des Geistes. Als der Geist eingeschlafen war, schlich er sich heran und wollte ihm den Kopf abhauen. Da

bemerkte er aber am Halse des Drachen etwas Rotes, das nahm er; das war eine kleine Schachtel, und darin ein Vögelchen. Sowie er das Vögelchen in die Hand nahm, erwachte der Drache, und als er das Vögelchen in der Hand des Königs sah, bat er ihn, er möge ihn nicht umbringen. Darauf fragte ihn der König, wo sein Bruder sei; der Geist gab ihm eine Salbe, damit solle er in den Pferdestall gehen und dort das Pferd damit bestreichen. Der König ging und tat alles so, wie ihm der Geist gesagt hatte, und plötzlich stand statt des Pferdes sein Bruder vor seinen Augen. Sie begrüßten sich und gingen beide in die Stube und weckten ihre Schwester. Darauf drehte der jüngere Bruder dem Vogel den Hals um, sogleich verschwand der Geist, und plötzlich trat ein schöner junger Mann in die Stube. Der sprach: „Ich bin der Geist, der eben verschwunden ist. Es war mir verhängt, ein Übeltäter zu sein, bis mich jemand in dem Geisterleib erschlagen würde. Ihr habt mich erlöst, nun gebt mir eure Schwester zur Frau.“ Die Brüder willigten ein, und darauf zogen sie alle zusammen in ihr Reich. Als sie durch die Wüste kamen, war die Alte nicht mehr da. Der jüngere Bruder blieb nachher in der eisernen Stadt und heiratete die junge Königin, die er erlöst hatte, der ältere und die Schwester lebten friedlich und ruhig in der Vaterstadt.

40. Das wunderbare Haar

Es war einmal ein sehr armer Mann, der hatte das Haus so voll Kinder, daß er sie nicht ernähren konnte und mehrmals schon daran gedacht hatte, sie eines Morgens umzubringen, damit er nicht den Kummer erlebe, sie Hungers sterben zu sehen; aber seine Frau wehrte ihm. Eines Nachts erschien ihm im Traum ein Kind und sprach: „Mann, ich sehe, du hast den Gedanken gefaßt, deine armen Kindlein umzubringen, und ich weiß, daß du in Not bist, aber in der

Früh wirst du unter deinem Kopfkissen einen Spiegel, ein rotes Taschentuch und ein gesticktes Kopftuch finden; alles drei nimm heimlich, sag es niemand, und geh in den Wald; da wirst du einen Bach finden, den geh entlang bis zur Quelle; dort wirst du ein Mädchen finden, leuchtend wie die Sonne, nackt, wie die Mutter sie geboren hat, das aufgelöste Haar fällt ihr über den Rücken; hüte dich aber, daß dich die böse Schlange nicht verstricke. Du darfst kein Wort sagen, denn sowie du einen Laut sprichst, wird sie dich verzaubern und dich in einen Fisch oder sonst etwas verwandeln und dich dann fressen. Wenn sie aber sagt, du sollst sie lausen, tu es; wenn du dann ihr Haar auseinanderlegst, merk auf, du findest dann ein Haar rot wie Blut, das reiß aus und lauf davon. Wenn sie es dann merkt und hinter dir her rennt, wirf ihr zuerst das gestickte Kopftuch hin, dann das Taschentuch und zuletzt den Spiegel. Damit wird sie sich aufhalten und zurückbleiben. Du verkaufe das Haar einem reichen Mann, aber laß dich nicht betrügen, das Haar ist unzählbares Geld wert. So wirst du reich werden und kannst deine Kinder ernähren." Als der Arme aufwachte, fand er alles unter seinem Kopfkissen, wie das Kind es ihm im Traume gesagt hatte, und machte sich auf in den Wald. Dort fand er den Bach, ging an ihm hin bis zur Quelle, und als er sich dort umsah, wo das Mädchen sein könnte, sah er sie am Seeufer sitzen und Sonnenstrahlen einfädeln und auf einem Stickrahmen einen Stoff besticken, der aus Heldenhaaren gewebt war. Sowie er sie erblickt hatte, verneigte er sich vor ihr; sie sprang auf und fragte ihn: „Woher bist du, unbekannter Held?" Er blieb stumm. Sie fragte ihn nochmals: „Wer bist du? Wozu bist du hergekommen?" und manches andre, er aber blieb stumm wie ein Stein, zeigte nur mit der Hand, daß er stumm sei und Hilfe suche. Darauf sagte sie ihm, er solle sich ihr auf den Schoß setzen; das tat er gleich, und sie hielt ihm den Kopf hin, daß er sie lause. Er legte nun die Haare auseinander, lauste sie und fand endlich das rote Haar, trennte es von den anderen Haaren, riß

es aus, sprang von ihrem Schoße auf und lief fort, so schnell er konnte. Sie merkte es, und auf der Stelle in vollem Lauf ihm nach. Als er sich umsah und bemerkte, daß sie ihm schon ganz nahe war, warf er das gestickte Kopftuch auf den Weg, sie sah es, bückte sich danach und betrachtete es hin und her, verwundert über die Stickerei. Währenddes hatte er sich ein gutes Stück entfernt. Aber das Mädchen nahm das Kopftuch an sich und rannte wieder hinter ihm her. Als er nun sah, daß sie ihn gleich einholen würde, warf er das rote Taschentuch hin, sie hielt sich wieder so lange mit dem Besehen auf, bis der arme Mann ein Stück weiter gekommen war. Da wurde das Mädchen zornig, warf Kopftuch und Taschentuch weg und jagte ihm in vollem Laufe nach. Als er wieder bemerkte, daß sie ihm nahe war, warf er den Spiegel hin. Als das Mädchen auf den Spiegel stieß, ein Ding, das sie noch niemals gesehen hatte, hob sie ihn auf, und als sie sich darin sah, wußte sie nicht, daß sie es ist, sondern dachte, es sei ein ihr ähnliches Mädchen, und sah starr in den Spiegel. Dabei kam der Mensch so weit fort, daß sie ihn nicht mehr einholen konnte. Sie kehrte um, und der Mann ging gesund und munter nach Hause. Dort zeigte er seiner Frau das Haar und erzählte ihr alles, was ihm widerfahren war; sie lachte und spottete nur über ihn, er hörte aber nicht auf sie, sondern ging in eine Stadt, um das Haar zu verkaufen. Dort versammelten sich allerlei Leute, auch Kaufleute, um ihn; einer bot einen Dukaten, ein andrer zwei, und so immer höher, bis sie auf hundert Dukaten kamen. Währenddes hörte der Zar von dem Haar, ließ den Mann zu sich rufen und bot ihm tausend Dukaten dafür. Da verkaufte er es dem Zaren. Und was hatte es mit dem Haar auf sich? Der Zar spaltete es der Länge nach von einem Ende bis zum andern und fand darin geschrieben viel wichtige Dinge, was alles und wann es geschehen war von Erschaffung der Welt an. So wurde der Mann reich und konnte mit Frau und Kindern sein Leben fristen. Das Kind aber, das im Traum zu ihm gekommen war, war ein Engel von Gott

dem Herrn gesandt, der da wollte, daß dem armen Manne geholfen werde und daß Geheimnisse, die bis dahin verborgen waren, offenbar würden.

41. Die drei Ringe

Ein König bewarb sich für seinen Sohn um die Tochter eines andern Königs und schickte ihm einen Brief, in dem er das Mädchen verlangte, und dazu ein Ehepfand für das Mädchen. Als der Brief an den König gelangt war und er ihn gelesen hatte, sagte er zu dem Gesandten: „Freund, ich kann dir keine Antwort geben, ehe ich das Mädchen gefragt habe." Darauf ging er zu seiner Tochter und sagte ihr, daß der und der König für seinen Sohn um sie werbe und einen Ring als Ehepfand geschickt habe: „Also, was soll ich ihm antworten?" Sie sagte darauf ihrem Vater: „Antworte ihm: wenn er mir nicht drei Ringe bringt, einen mit Sternenlicht, den zweiten mit Mondenschein, den dritten mit Sonnenglanz, so will ich ihn nicht." Der König sagte das dem Gesandten und fügte hinzu: „Grüße deinen König und sage ihm meinen Dank für die Anfrage, bitte ihn auch, die Antwort meiner eigenwilligen Tochter mir nicht übelzunehmen, ich vermag ja nichts über sie." Der Gesandte kehrte zurück und berichtete seinem König, wie die Sache stehe; der König wurde zornig, fing aber an nachzudenken, wie er die drei Ringe beschaffen könnte und ließ zuletzt in aller Welt verkünden, wer ihm die drei Ringe verschaffte, dem würde er die Hälfte seines Königreichs und ungezählte Schätze geben. Aber ganz vergeblich. Zuletzt verfiel der Königssohn in großen Kummer und wollte sich schon vor Gram das Leben nehmen, als er einmal bei seinem Herumstreifen auf ein Gebirge kam und dort auf ein altes Weib traf, das am Wege saß. Er grüßte sie mit „Gott helfe", und sie erwiderte seinen Gruß mit den Worten: „Gott kann freilich helfen, du un-

glücklicher und doch glücklicher und überglücklicher Sohn." Als der Königssohn das hörte, verwunderte er sich und fragte sie, was das bedeuten solle; sie aber antwortete: „Du warst verloren, aber du hast einen Arzt gefunden, der dich, wenn es Gottes Wille ist, von deinem Leid befreien wird." Darauf fing er an ihr zu erzählen, wie es mit ihm stand, aber sie ließ ihn nicht weiterreden, sondern rief: „Genug, genug, ich weiß schon, was dir fehlt; nimm jetzt das Kraut, das ich im Busen trage und stecke es in deinen Busen, dann löse mir das Haar und laß eine Hälfte nach vorn, die andre über den Rücken fallen, und bleibe bis zum Abend hier bei mir." Er gehorchte ihr, nahm ihr das Kraut aus dem Busen und steckte es in seinen, dann löste er ihr die Haarflechten, und das Haar, ganz schwarz wie Kohle, nur hie und da ein graues, fiel bis auf den Boden. Gegen Abend sagte die Alte zu dem Königssohn: „Sobald du den ersten Stern siehst, nimm das Kraut aus dem Busen und sprich: ‚Gott, gib mir den Ring!' Das tat er, und sowie er die Worte gesagt hatte, hüpfte ein Stern auf, ein Ring fiel ihm vor die Füße, und in ihm leuchtete derselbe Stern. Darauf sagte die Alte zu ihm, er solle achtgeben, wenn der Mond hinter dem Berge aufsteige, und dann dasselbe tun. Das tat er auch, ein Ring fiel herab, und in dem schien der Mond. Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang sagte ihm wieder die Alte: „Gib gut acht, wenn die Sonne aufgehen will, und sowie sie herauskommt, blicke durch meine Haare, bis sie ganz heraus ist, dann sage dreimal: ‚Mache mir, o Gott, aus diesem Haar einen Ring wie die Sonne.' So tat er, und kaum hatte er es dreimal gerufen, da verwandelte sich das Haar in einen Ring glänzend wie die Sonne. Als so der Königssohn die drei Ringe erlangt hatte, fragte er die Alte: „Womit soll ich es dir vergelten?" Sie aber antwortete: „Mit nichts anderm, als daß du solange ich lebe, für meine Seele betest, denn ich werde in wenig Tagen sterben, und daß du niemand davon erzählst." Darauf bedankte sich der Königssohn bei ihr, küßte ihr die Hand und verabschiedete sich. Zu Hause an-

gekommen, erzählte er alles seinem Vater, der schickte ihn mit den Ringen zu dem Mädchen, und nun wurde sie seine Braut und ihm angetraut nach Recht und Sitte.

42. Der Bursche und das Vilenpferd

Es waren einmal sieben Brüder von einer Mutter. Als sie nun erwachsen waren, wollten sie heiraten und kamen überein, eine Frau zu suchen, die sieben Töchter hätte. So machten sie sich auf den Weg, jeder wählte sich ein Pferd aus, und der jüngste nahm sich das schlechteste, das kaum gehen konnte, so mager war es, aber er kehrte sich nicht daran, denn er wußte, was das für ein Pferd war: es war ein Vilenpferd. Die Brüder waren ärgerlich auf ihn, daß er sich ein so elendes Pferd genommen hatte, aber das war ihm einerlei. So zogen sie ab in die Welt, und einmal sahen sie eine Frau, die mit acht Stuten pflügte. Zu der gingen sie und fragten, ob sie wohl von einer Frau wüßte, die sieben Töchter hätte, „denn wir sind sieben Söhne von einer Mutter, darum suchen wir sieben Töchter, die ebenfalls von einer Mutter sind, die wollen wir dann heiraten“. Sie antwortete, daß sie gerade die sei, die acht habe: „Also übernachtet bei mir, Kinder, die Sonne steht ja schon tief.“ Darauf gingen sie zusammen zu der Alten, sie gab ihnen Abendessen und richtete ihnen zum Schlafen her. Aber das Pferd des jüngsten hatte vorher seinem Herrn gesagt, sie möchten gut achtgeben, sonst würden sie nicht lebendig davon kommen. Das Pferd wußte nämlich alles; die Alte war eine Hexe, sie hatte acht Töchter, eine davon hatte goldnes Haar, aber die brachte die Mutter nicht zum Vorschein. Der jüngste sagte nun seinen Brüdern, sie möchten nicht einschlafen; wenn sie aber eingeschlafen wären, würde er sie wecken, sie sollten dann schnell aufstehen. Darauf gingen sie schlafen, der jüngste aber blieb wach, sann und schlief nicht ein, sondern gab gut acht und

vertauschte allen die Mützen, ihre setzte er den Töchtern der Alten auf, und die Zügel ihrer Pferde legte er den Stuten der Alten an. Jetzt dachte die Alte, daß alle eingeschlafen wären, ging hin und hieb allen mit dem Säbel die Köpfe ab, meinte aber, sie hätte den Burschen und ihren Pferden die Köpfe abgeschlagen, es waren aber nicht die, sondern ihre eigenen Töchter und Stuten. Darauf ging sie ruhig schlafen. Als nun der jüngste meinte, sie wäre schon ordentlich eingeschlafen, stand er leise auf, weckte seine Brüder und sagte leise zu ihnen: „Steht leise auf, zieht euch an, besteigt jeder sein Pferd, und dann fort so schnell ihr könnt, ich werde euch schon einholen.“ Sie standen auf, merkten, daß etwas nicht in Ordnung war, und machten sich schnell davon. Als nun der jüngste Bruder dachte, daß sie weit genug weg wären, bestieg auch er sein Pferd, begab sich an das Fenster, machte Lärm und fragte die Alte: „Schläfst du oder wachst du?“ Sie antwortete: „Ich schlief, aber jetzt nicht mehr.“ Darauf sagte er: „Du hast deine sieben Töchter ermordet, wir haben die sieben goldnen Zügel und die sieben Mützen weggenommen.“ Damit sprengte er fort. Die Alte aber sprang schnell auf, sah, daß alle sieben Töchter getötet waren, setzte sich schnell auf ihre Ofengabel — denn sie brauchte der nur einen Zaum überzuwerfen, dann wurde ein Pferd daraus — und eilte ihm nach. So schnell rannte sie, daß nur wenig fehlte, sie hätte ihn eingeholt. Aber er hatte schon die Grenze übersprungen. Da rief die Alte: „Du kannst Gott danken, daß ich dich nicht eingeholt habe“; damit ging sie nach Hause, und er zog seinen Brüdern nach. Die holte er nach kurzer Zeit ein, und sie zogen zusammen weiter. Jetzt besannen sich die sechs Brüder darauf, daß sie ihn hätten zurücklassen können und meinten, sie hätten ihn dann nie lebendig wiedergesehen, da er so ein elendes Pferd hatte. Aber sie wußten nicht, was es mit dem Pferde für eine Bewandtnis hatte. Sie zogen nun weiter und kamen an einen Kreuzweg. Da machten sie halt und besannen sich. Die sechs Brüder aber konnten den jüngsten nicht leiden; deswegen sagten sie zu ihm, er

dürfe nicht weiter mit ihnen gehen, sonst würden sie ihn umbringen, er solle lieber den einen Weg einschlagen, sie würden den andern nehmen. So geschah es, der arme Bursche zog allein seines Weges. Auf einmal fing sein Pferd an zu sprechen: „Herr, wenn wir jetzt weiter gehen, was du auf dem Wege siehst, sieh nicht; was du hörst, höre nicht.“ Als sie ein Stück gegangen waren, bemerkte er auf dem Wege drei goldene Haare und rief: Ho, halt! Die Haare hob er auf; da sagte ihm das Pferd: „Ich habe dir gesagt: was du siehst, sieh nicht; was du hörst, höre nicht; es wird dir leid tun.“ Wieder gingen sie weiter, da bemerkte er drei goldene Federn und rief: Ho, halt! Auch die Federn hob er auf, und das Pferd sagte wieder: „Ich habe dir gesagt: was du siehst, sieh nicht; was du hörst, höre nicht, es wird dir leid sein.“ Wieder zogen sie weiter, und er erblickte ein goldenes Hufeisen und rief: Ho, halt! Auch das hob er auf, und wieder sagte ihm das Pferd: „Ich habe dir gesagt: was du siehst, sieh nicht; was du hörst, höre nicht; es wird dir leid sein.“ Er kehrte sich aber nicht daran. Sie setzten ihre Reise fort und kamen zu einem Schloß, wo der König wohnte. Dort fragte er, ob sie ihn in Dienst nehmen wollten. Zufällig konnten sie ihn bei den Pferden brauchen und gaben ihm zwei Pferde zum Füttern und Putzen. Er stand immer sehr früh auf, vor den andern Dienern, und legte in eine Ecke das Hufeisen, in die andre die drei Federn, in die dritte die goldnen Haare; die leuchteten ihm so, daß er nie ein Licht brauchte. Er striegelte die Pferde, die man ihm gegeben hatte, dann seines, und hatte alles in Ordnung, ehe die andern Diener aufstanden. Die wunderten sich, daß sie ihn nie putzen sahen und er doch die schönsten und besten Pferde hatte. Das dauerte so eine Zeitlang; die andern waren aber böse auf ihn, weil er sehr stolz war, und fingen an ihn zu verleumden, konnten aber nichts ausrichten, denn er war sehr gut für die Pferde. Danach belauerten sie ihn, wenn er seine Pferde putzte, und bemerkten so bei ihm die Dinge, die er gefunden hatte. Das erzählten sie ihrem Herrn,

und so kam es zu des Königs Ohren, was der Bursche besaß. Der König ließ ihn nun vor sich kommen und fragte ihn, woher er die Dinge habe. Er antwortete, er habe sie gefunden. Aber der König meinte, er müsse doch das Mädchen kennen, von dem die Haare wären und befahl ihm, er solle es herbeischaffen, sonst würde er den Kopf verlieren. Der arme Bursche wurde bekümmert und weinte; wie sollte er eine herschaffen, von der er gar nichts wußte. So ging er in den Stall zu seinem Pferdchen und weinte. Das Pferd fragte ihn, warum er weine, und er erzählte, was für einen Befehl er bekommen hatte; wenn er den nicht ausführe, würde er den Kopf verlieren. Darauf antwortete das Pferd: „Siehst du, ich habe dir gesagt, es wird dir leid sein, daß du mir nicht gehorcht hast; aber es macht nichts; geh und verlange für mich Futter und für dich Mundvorrat auf drei Tage, dann wollen wir uns aufmachen, sie zu holen." Das bekam er und begab sich zu der Alten, wo er mit seinen Brüdern geschlafen hatte. Die hatte das Mädchen, es war die achte Tochter; sie hatte sie hinter neun Stuben verborgen, und an jeder Stubentür waren neun Klingeln. Er dachte nun nach, wie er das Mädchen herausschaffen könnte. Vor dem Hause der Alten war ein großer Morast, und das Pferd sagte ihm, er solle es in den Morast treiben und dann Leute zur Hilfe rufen, die ihm beistehen könnten, sein Pferd aus dem Morast zu ziehen, selbst solle er sich aber anstellen wie ein Bettler; während sie dann das Pferd aus dem Morast zögen, solle er das Mädchen stehlen und sich davon machen. So geschah es; er rief um Hilfe, und die Alte kam selbst heraus zu helfen, und während sie sein Pferd aus dem Morast zogen, stahl er das Mädchen. Dann kam das Pferd wieder zu ihm, er setzte sich mit dem Mädchen auf und brachte es dem König. Dem gefiel das Mädchen sehr und er wünschte, daß sie die Frau seines Sohnes würde; aber sie wollte nicht, sondern sagte, wenn man ihr die drei Enten brächte, von denen die drei goldnen Federn kämen, dann würde sie ihn nehmen. Darauf fragte der König, wer die herschaffen könnte,

und sie antwortete: „Der mich hierher gebracht hat." Da ließ der König den Burschen wieder zu sich rufen und befahl ihm, er solle die drei Enten bringen, sonst würde er den Kopf verlieren. Wieder ging da der Arme zu seinem Pferde und weinte, und wiederum fragte das Pferd: „Herr, was weinst du?" Er erzählte, was er wieder für einen Befehl vom König bekommen hatte, und das Pferd antwortete: „Siehst du, Herr, ich habe dir gesagt, was du siehst, sieh nicht, was du hörst, höre nicht; es wird dir leid sein; ist es dir nicht leid?" Er antwortete: „In der Tat, es ist mir leid." Das Pferd aber sagte: „Hab keine Furcht, geh und fordre für dich Mundvorrat und für mich Futter auf fünf Tage." Das tat er, sie machten sich auf den Weg und gingen wieder zu der Alten, die eben die drei Enten hatte. Dort bat er um Quartier, und die Alte nahm ihn ohne weiteres auf, denn sie kümmerte sich nicht mehr um viel, nachdem sie erst die sieben Töchter und dann noch die achte verloren hatte, die ihr am liebsten war. In der Nacht, als die Alte schlief, stand er auf, stahl die Enten, bestieg dann sein Pferd, begab sich ans Fenster und fragte: „Alte, schläfst du oder wachst du?" Sie antwortete: „Ich schlief, aber jetzt wache ich." Darauf sagte er: „Du hast deine sieben Töchter umgebracht, und die achte, die mit dem Goldhaar, haben wir entführt, jetzt nehmen wir dir auch die drei goldenen Enten weg." Mit den Worten eilte er davon, die Alte sprang auf, bestieg ihr Ofengabelpferd, nahm als Säbel ihre Flachsbreche in die Hand und ritt ihm nach, so schnell, daß sie daran war ihn einzuholen. Zum Glück hatte er eine dichte Pferdestriegel bei sich, die er unterwegs gefunden hatte, als er auf dem Wege zu den Enten war; er hatte sie behalten, weil sein Pferd ihm sagte, sie würde ihm von Nutzen sein. Als nun die Alte sie schon einholen wollte, sagte das Pferd, er solle die Striegel hinwerfen; und sowie er das tat, wuchs ein großer dichter Wald auf. Der hielt die Alte auf, und bis sie da durch kam, waren der Bursche und sein Pferd weit weg, aber wiederum holte die Alte sie bald ein, und bei einem Haar hätte sie sie

eingefangen, schon traf sie mit ihrem Säbel das Pferd von hinten, aber zum Glück waren sie über die Grenze, und da hatte die Alte mit ihren Hexenkünsten keine Macht mehr. Er brachte nun die Enten zu dem König, der wollte, daß das Mädchen jetzt seinen Sohn heirate, aber sie antwortete wieder, sie würde seinen Sohn nicht eher nehmen, als bis man das Pferd herbeigeschafft habe, von dem das Hufeisen sei. Da fragte der König, wer das könnte, und sie antwortete: „Der mich hierher gebracht hat." Wiederum ließ der König den Burschen rufen und befahl ihm, das Pferd herzuschaffen, sonst würde er den Kopf verlieren. Der Arme weinte, daß er nach so viel Plage immer noch keine Ruhe hatte, und ging wieder zu seinem Pferde. Das fragte ihn: „Herr, was weinst du wieder?" — „Was sollte ich nicht weinen, wenn mir der König befiehlt, das Pferd herzuschaffen, von dem das Hufeisen ist." — „Siehst du, Herr, ich habe dir gesagt: was du siehst, sieh nicht; was du hörst, höre nicht; es wird dir leid sein. Bis jetzt haben wir viel ausgestanden, aber bis wir das Pferd herschaffen, werden wir noch mehr Plage haben, denn es ist der Hengst unter den Vilenstuten. Aber deswegen weine nicht, geh nur und fordere für dich Mundvorrat und für mich Futter auf neun Tage, dazu noch neun Büffelhäute, neun Knäuel Garn und neun Nadeln." Das alles bekam er, nähte alle Felle mit dem Garn und den Nadeln um sein Pferd, und so zogen sie ab. Er hatte auch noch neun Metzen Hirse gefordert, und die hatten sie mitgenommen. Als sie ans Meer kamen, belehrte das Pferd seinen Herrn, was er tun solle — der Hengst war nämlich jenseits des Meeres — er solle auf einen Baum steigen, den es ihm zeigte, „ich werde mich in der großen Grube hier verstecken, und wenn du den Hengst zum drittenmal herüberkommen siehst, werde ich mit ihm rennen, und wenn du dann siehst, daß mir eine rote Flamme aus dem Maule kommt, freue dich; wenn du aber siehst, daß mir eine blaue und ihm eine rote aus dem Maule kommt, dann kannst du dir nur selbst mit deinem Säbel das Leben nehmen." Der

Bursche stieg also auf den Baum, das Pferd aber verbarg sich in der Grube und wieherte. Da flog der Hengst übers Meer heran, suchte nach dem Pferd, fand es aber nicht und kehrte zurück. Darauf wieherte es zum zweitenmal, wieder kam der Hengst übers Meer, suchte und fand es wieder nicht und kehrte zurück. Darauf wieherte es zum drittenmal, der Hengst kam wieder, und da kam das Pferd zum Vorschein; die beiden fingen an zu rennen und rannten so, daß von des Burschen Pferd schon acht Büffelhäute gesprengt waren; nur Gott verhütete, daß der Hengst es nicht besiegte. Da sah der Bursche, daß von seinem Pferde eine rote Flamme ausging, von dem Hengst eine blaue, und stieg von dem Baum herab. Da sagte ihm sein Pferd, er solle die neun Metzen Hirse am Meeresufer ausstreuen, die Stuten würden zu dem Hengst kommen und würden sich mit der Hirse aufhalten, „während dessen gehen wir davon, du besteigst den Hengst und dann fort." Der Bursche tat, wie das Pferd ihm befahl, ritt den Hengst zum Schlosse, wartete aber nicht, bis man ihm das Tor öffnete, sondern sprang hinüber, denn zu warten hatte er keine Zeit, da die Stuten hinter ihm her sprengten. Darauf öffnete man das Tor, und alle Stuten liefen hinein; der Bursche aber war glücklich gerettet neben seinem Pferde. Nun bestand der König darauf, daß das Mädchen jetzt seinen Sohn heirate. Sie aber sagte wieder, sie werde ihn nicht eher heiraten, als bis die Stuten gemolken würden. Da fragte der König wieder, wer diese wilden Tiere melken könnte. Sie antwortete: „Der mich hierher gebracht hat." Darauf befahl ihm der König, er solle die Stuten melken, wenn er sein Leben behalten wolle. Das Pferd aber sagte zu seinem Herrn: „Verlange, daß man mich dir helfen läßt." Das tat er, und sie erlaubten es ihm, wenn er nur den Wunsch des Mädchen erfüllte. Er konnte es ausführen, weil das Pferd ihm half, sonst hätte er es nicht können, und so molk er einen großen Bottich voll, die Milch war aber siedend heiß, wie im Kessel gekocht. Jetzt bestand der König wieder darauf, daß das Mädchen seinen Sohn

nehmen sollte, sie antwortete aber wieder, sie würde ihn nicht eher nehmen, als bis wer sich in der Milch badete. Darauf fragte der König, wer sich denn in der siedenden Milch baden solle. Sie antwortete: „Der mich hierher gebracht hat.“ Da befahl der König dem Burschen, er solle es tun; der ging zu seinem Pferde und weinte, und wiederum fragte ihn das Pferd, warum er weine. Er antwortete, daß er sich in der siedenden Milch baden solle. Darauf sagte das Pferd: „Weißt du was? Bitte den König, daß er mir erlaubt mitzugehen und deinen Tod anzusehen, denn jetzt sei deine letzte Stunde da.“ Das tat der Bursche, und es wurde dem Pferde erlaubt, zuzusehen. Als nun das Pferd zu der Milch kam, sog es alle Hitze daraus auf, und der Bursche ging und badete darin, kam glücklich wieder heraus und war noch dreimal schöner als vorher. Darauf ließ das Pferd die Hitze, die es mit dem Maule aufgesogen hatte, wieder in die Milch. Der Sohn des Königs hatte gesehen, daß der Bursche so schön geworden war und ging ebenfalls, sich in der Milch zu baden, aber sowie er hineingestiegen war, verbrühte er sich so, daß er starb. Da merkten alle, daß dem Burschen immer sein Pferd beigestanden hatte; der König aber, da er seinen Sohn verloren hatte, nahm den Burschen an Sohnes Statt an und verheiratete ihn mit dem Mädchen. So lebten sie glücklich bis an ihr Ende.

43. Vilen weiden einen Hirseacker ab

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne. Auf seinem Acker hatte er Hirse gesät, und als sie schon aufgegangen war, ging er einmal hinaus sie zu besehen. Als er nach Hause kam, sagte er zu seinen Kindern: „Kinder, irgendwer muß uns die ganze Hirse abgeweidet haben.“ Darauf sagte der älteste Sohn: „Mutter, gebt mir zeitig Abendessen, daß ich gehen kann, die Hirse zu bewachen.“ Er ging hinaus, hüllte

sich in seine Decke und schlief ein. Da kamen Pferde und fraßen noch mehr auf als vorher. Der Alte kam am nächsten Morgen, die Hirse zu besehen und fand noch mehr abgefressen als am ersten Tage. Dann ging er heim und sagte: „Mein Sohn, wie hast du denn die Hirse bewacht? Es ist ja noch mehr abgefressen als bisher." Der antwortete: „Lieber Vater, es ist mir passiert, daß ich eingeschlafen bin, und da habe ich nicht gehört, daß die Pferde gekommen sind und die Hirse gefressen haben." Am nächsten Tage sagte der zweite Sohn: „Mutter, gebt mir zeitig Abendessen, ich gehe, die Hirse zu bewachen." Ihm widerfuhr dasselbe wie dem ersten Bruder, er schlief ein, und die Pferde fraßen die Hirse ab. Am nächsten Morgen ging der Alte, die Hirse zu besehen, kam nach Hause und sagte: „O, o, da habe ich gute Wächter bei der Hirse angestellt, die haben noch mehr abfressen lassen als damals, wo niemand sie bewacht hat." Am dritten Tage sagte der jüngste Sohn: „Mutter, gebt mir eine Brotkruste, ich gehe, die Hirse zu bewachen." So ging er aufs Feld und legte sich auf einen großen Ameisenhaufen, so daß er nicht einschlafen konnte. In der Nacht um zwölf kamen drei Pferde auf den Acker, er ging auf sie zu und faßte sie alle drei. Da trat eine Vila zu ihm und sagte: „Was willst du mit den Pferden?" Er antwortete: „Ich muß sie nach Hause treiben, damit mein Vater die Pferde sieht, die unsre Hirse gefressen haben." Darauf sagte die Vila: „Komm mit mir zu der hohlen Eiche da, nimm alle drei Zäume von den Pferden ab und lege sie in die hohle Eiche. Wenn du in irgendeiner Not bist, geh zu der Eiche und schüttle den kupfernen Zaum; wenn du nochmal in Not kommst, schüttle den silbernen, und wenn zum drittenmal, den goldnen." Darauf ging der jüngste nach Hause, der Alte ging am nächsten Morgen die Hirse zu besehen, und als er wieder nach Hause kam, sagte er zu den beiden älteren Söhnen: „Ihr habt euren Bruder immer zum Narren gehalten, er hat aber die Hirse behütet, so daß diese Nacht nichts abgefressen ist." Es kam nun eine Zeit, wo der Kaiser in seinem ganzen Reiche ausrufen ließ:

„An dem und dem Tage lasse ich einen goldenen Apfel auf den First meines Daches legen; wer sich zutraut durch die Luft zu kommen und ihn herabzuholen, soll meine Tochter bekommen." Wo die Leute zusammenkamen, sprachen sie davon, daß am nächsten Tage am Kaiserhofe ein schönes Schauspiel sein wird. Von den drei Brüdern gingen die beiden älteren zum Zuschauen, der jüngste aber saß immer in der Küche in der Asche. Als er nun davon hörte, raffte er sich aus der Asche auf, ging zu dem hohlen Baum, nahm den kupfernen Zaum und schüttelte ihn. Sogleich trieb die Vila ein Pferd heran, dessen Geschirr war ganz mit Kupfer beschlagen; sie half ihm aufs Pferd, ließ es in die Luft steigen, und er ritt oberhalb des Schlosses. Des Kaisers Tochter sah gerade aus dem Fenster, er machte ihr eine Verbeugung und ging dann zu der Eiche zurück, richtete dort alles wieder her, wie es gewesen war, und hatte sich zu Hause schon wieder in die Asche gelegt, ehe seine hochmütigen Brüder zurückkamen. Als sie kamen, sagten sie zu ihm: „Wenn du Aschenputtel das Schauspiel gesehen hättest, das heute am Kaiserhof war! Es kam da ein schöner junger Mann auf einem kupfernen Pferd, selbst ganz in Kupfer, und ließ sich da sehen." Darauf antwortete er: „O, ich habe das Schauspiel gesehen." Die Brüder fragten ihn: „Von wo hast dus gesehen, wo bist du gewesen?" Er antwortete: „Ich bin auf unsere hohe Eiche gestiegen, von da habe ich es gesehen." Da sagten die Brüder zu sich: „Gehn wir die Eiche abhauen, dann wird er morgen nichts sehen, morgen gibt es ein noch schöneres Schauspiel." Und sie hieben die Eiche ab. Am nächsten Tage gingen die Brüder in der Frühe fort, das Schauspiel zu sehen, der jüngste aber ging zu der hohlen Eiche und schüttelte den silbernen Zaum; sogleich kam die Vila mit einem Pferde, ganz von Silber, auch der Bursche bekam einen silbernen Anzug, und sie ließ ihn in die Luft steigen oberhalb des kaiserlichen Schlosses. Dort machte er der Kaisertochter seine Verbeugung, kehrte wieder zu der Eiche zurück, richtete dort alles her und setzte sich schnell zu Hause

in die Asche, ehe die Brüder heimkamen. Als die ankamen, sagten sie: „Was für ein schönes Schauspiel war heute, noch schöner als gestern, und du hast nichts gesehen." Er antwortete: „Ich habe es gesehen." Darauf fragten ihn die beiden: „Wo hast du es gesehen? Von wo aus?" Er antwortete: „Ich bin auf die Scheune gestiegen, von der habe ich es gesehen." Da gingen die hoffärtigen Brüder hin und brannten die Scheune nieder. Am dritten Tage gingen sie sehr früh fort, um das Schauspiel zu sehen. Als sie fort waren, ging der jüngste zu der Eiche und schüttelte den goldnen Zaum. Da eilte die Vila herbei, brachte ein goldnes Gewand und ließ ihn in die Luft steigen oberhalb des kaiserlichen Schlosses. Dort nahm er den goldnen Apfel, verneigte sich vor der Kaiserstochter, kehrte zu der Eiche zurück, barg dort Gewand und Zaum, den Apfel aber nahm er mit nach Hause und legte ihn unter sich. Am vierten Tage ließ der Kaiser ausrufen, alle Leute sollten zum Kaiserhofe kommen, und wer den Apfel habe, solle ihn mitbringen. Alle kamen, aber den Apfel brachte keiner. Da fragte der Kaiser, ob noch irgendein Mensch zu Hause wäre. Darauf sagte der Vater der drei Söhne: „Wir wissen von keinem, nur habe ich einen Sohn, der immer in der Asche sitzt; ich weiß, daß er den Apfel nicht hat." Der Kaiser schickte nun zwei Diener, um bei dem Aschenputtel nachzusuchen. Er stand auf, und sie fanden unter ihm den Apfel und fragten ihn, wo er ihn her habe. Darauf sagte er: „Was geht es euch an, wo ich ihn her habe; kommt aber mit mir, ich will euch zeigen, wie ich ihn bekommen habe", führte sie zu der Eiche und schüttelte alle drei Zäume zugleich; im selben Augenblick kamen drei Vilen auf ihren Pferden herangesprengt, die eine auf dem kupfernen, die andere auf dem silbernen, die dritte auf dem goldnen, und brachten ihm ein goldnes Gewand. Das zog er an, und sie setzten ihn auf das Pferd, das ein ganz goldnes Geschirr hatte. Zur Rechten ging das silberne, zur Linken das kupferne, und in der Mitte, auf dem goldnen, ritt er. So ritt er mit den drei Pferden bis über das

Schlosses und blieb dort stehen. Dann kehrte er zurück und sagte: „Ach, mein Sohn, du bekommst sie nicht.“ Der Sohn aber wußte alles, er brauchte nur in das Horn zu sehen, und sagte: „Ihr seid nicht bei dem König gewesen, geht hin.“ Der Alte ging wieder, diesmal in die Küche, wo er zu essen bekam. Der Sohn aber merkte es wieder, und der Alte mußte zum dritten Male gehen. Da sagte der König zu ihm: „Wenn dein Sohn ein Schloß haben wird, wie ich es habe, dann soll er sie bekommen.“ Der Bursche sah nun in sein Horn, und es stand ein Schloß da, noch schöner als des Königs. Der König wollte ihm aber doch die Tochter nicht geben, sondern sagte, er solle sie erst dann bekommen, wenn er ebensoviel Vieh haben werde wie der König. Da öffnete er nun das linke Horn und hatte mehr Vieh als der König. Am anderen Morgen spannte er an, um die Königstochter zur Trauung abzuholen. Nach der Trauung wurde ein Gastmahl gehalten. Als die Gäste fort waren, gingen sie schlafen, und am nächsten Morgen kam die Vila, die Frau zu kämmen, wie er ihr versprochen hatte. Seiner Frau sagte er, sie solle nur ruhig sein. In der Stube aber lag in einer Ecke Gespinst, darin drei Brotrinden, und die Rinden fingen an zu sprechen: „Wenn du von Gott bist, geh zu Gott, wenn aber vom Teufel, geh zum Teufel.“ Die Vila kämmte die Frau, dann verschwand sie.

45. Der Königssohn und der Bär

Einmal ging ein König auf die Jagd, um Wild zu schießen. Schon war er mitten im Wald und hatte noch nichts geschossen, als er einen großen Bären erblickte, der aus einer großen hohlen Eiche herauskam. Sogleich legte er seine Flinte an, aber ehe er losdrückte, legte sich der Bär nieder. Der König wunderte sich, was das bedeuten könne, daß der Bär sich hinlegte und nicht auf sich schießen ließ, und ging auf

ihn zu, bis er ihm ganz nahe war, der Bär aber rührte sich nicht von der Stelle. Da band ihn der König an und trieb ihn nach Hause. Dort zeigte er ihn gleich allen und ließ verkünden, wer das Wunder von Bären sehen wolle, möge zu ihm kommen. Als nun der König andre Könige, Kaiser und Prinzen erwartete, die kommen würden den Bären anzusehen, ließ er ein großes Gastmahl herrichten. Während sie beim Essen waren, ging der Königssohn Iwan in den Stall den Bären anzusehen, vergaß aber die Stalltür zu schließen, und der Bär ging weg. Nach dem Essen sagte der König, sie möchten jetzt kommen und den Bären ansehen. Alle gingen mit dem König, aber als sie in den Stall kamen, war der Bär nicht da. So stand der König beschämt vor all den Herren, und als sie fort waren, jagte er seinen Sohn aus dem Hause. Iwan war schon einige Tage im Walde herumgeirrt, als er zu einem Schlosse kam, wo ein andrer König wohnte; zu dem ging er und bat um Nachtquartier. Der König antwortete ihm, er könne gern im Stalle auf Stroh schlafen. Als Iwan am andern Morgen aufgestanden war, ging er zu dem König und bat, er möchte ihn in Dienst nehmen. Der sagte: „Ich kann dich nicht in Dienst nehmen, du bist noch zu schwach zum Dienen." Aber des Königs Tochter bat für ihn, der Vater möge ihn doch in Dienst nehmen, „wenn er nichts anders tun kann, kann er unsere Hasen hüten". Darauf sagte der König: „Nun, dann magst du deinen Willen haben", gab ihm fünf Hasen und sprach: „Wenn du von der Weide kommst und es fehlt dir ein Hase, jage ich dich gleich fort." Der Königssohn ging mit den Hasen auf die Weide, und sowie er in den Wald kam, stoben die Hasen auseinander; und als der Abend kam, ging er die Hasen suchen, fand aber nicht einen einzigen. Da setzte er sich unter einen Baum und weinte. Auf einmal kam aus dem Buam ein Bär heraus und fragte ihn: „Mein Sohn, warum weinst du?" Er antwortete: „Darum, daß ich nicht heimgehen darf, denn alle Hasen sind mir auseinander gelaufen." Darauf sagte der Bär: „Fürchte nichts", und fragte weiter:

„Bist du hungrig?“ Er antwortete: „Ja.“ Darauf gab ihm der Bär zu essen und zu trinken, dann gab er ihm noch einen Stock in die Hand und sagte: „Geh zu der Eiche und schlage daran.“ Das tat er, und sogleich sprangen mehr als zweihundert Hasen da heraus. Die trieb Iwan nach Hause, und als er schon nahe beim Hause war, rief die Königstochter: „Väterchen, komm und sieh, welche Menge Hasen Iwan heim treibt.“ Er aber trieb sie gleich in den Stall, legte seinen Stock hinter die Stalltür und ging schlafen. Auch am anderen Morgen trieb er die Hasen auf die Weide, und so jeden Tag, und immer kam er mit mehr heim. Die Königstochter hatte schon die Jahre zum Heiraten und sagte eines Tages zu Iwan: „Bleib heute zu Hause, daß du meine Bewerber sehen kannst.“ Er antwortete: „Ich bleibe gern, wenn nur dein Vater mich zu Hause läßt.“ Da ging sie und bat ihren Vater, der wollte aber nicht, und Iwan mußte mit den Hasen auf die Weide. Dort ging er betrübt zu dem Bären. Der fragte ihn wieder: „Mein lieber Sohn, warum bist du betrübt?“ Er antwortete: „Wie sollte ich nicht betrübt sein, da ich nicht zu Hause bleiben darf, um die Freier der Herrentochter zu sehen.“ Darauf sagte der Bär: „Du brauchst nicht betrübt zu sein“, gab ihm zu essen und zu trinken, und als er satt war, sagte der Bär zu ihm: „Da, nimm den Stock, geh zu der Eiche und schlage mit dem Stock daran; du wirst dann gleich sehen, was herauskommen wird.“ Das tat der Königssohn, und sogleich kam eine schöne Offizierskleidung, ein sehr schöner Säbel und ein Pferd heraus, ganz mit Gold und Silber geschmückt. Iwan setzte sich auf und ritt zum Königshof. Dort kämpften schon die anderen Offiziere und Prinzen miteinander. Als nun die Königstochter den Iwan bemerkte, warf sie ihm gleich ihren Ring zu, er fing ihn auf und ritt sogleich weg zu dem Bären. Der fragte ihn: „Hast du den Ring bekommen?“ Er antwortete „ja“, und der Bär sagte zu ihm: „Gib ihn her, ich will ihn verwahren.“ Darauf gab ihm der Bär zu essen und zu trinken, und als es Abend war, sagte er: „Nimm den Stock und schlag an die

Eiche, daß deine Hasen kommen." Die Hasen trieb er heim, und als er schon nahe beim Hofe war, kam ihm die Königstochter entgegengelaufen und sagte: „Wärst du nur zu Hause geblieben, so hättest du gesehen, wie viele Offiziere und Prinzen hier waren und um meinen Ring kämpften, und einer, der der schönste war und am besten kämpfte, hat ihn bekommen." Iwan antwortete: „Ich muß mich schon darein finden, daß ich nicht zu Hause bleiben durfte, sie zu sehen." Da sagte sie zu ihm: „Bleib wenigstens morgen zu Hause, damit du siehst, was für welche morgen kommen." Er antwortete: „Wie kann ich zu Hause bleiben, wenn dein Vater mich nicht läßt." Da ging sie wieder zu dem Vater und bat, er möchte ihn zu Hause lassen. Der Vater aber sagte: „Nein, er soll nur auf die Weide gehen, was braucht er zuzusehen?" Iwan ging nun mit den Hasen auf die Weide und sprach zu dem Bären: „Lieber Bär, heute werden wieder die kommen, die gestern da waren." Der Bär antwortete: „Wenn die kommen, kommst du auch dahin." Als nun die Zeit zum Kampf um den Kranz kam, gab ihm der Bär einen Stock und sagte: „Da, geh zu der Eiche, schlage daran; du wirst schon sehen, was für dich herauskommt; gib dann gut acht, denn die Offiziere und Prinzen sind dir sehr feindselig." Der Königssohn zog nun ein noch schöneres Gewand an, setzte sich zu Pferd und ritt zum Königshof. Schon von ferne sah er, daß Wachen vor dem Tore standen, und als er einreiten wollte, ließen sie ihn nicht herein. Da gab er dem Pferde die Sporen, sprang über die Wache weg und kam so auf den Hof. Als ihn die Offiziere gewahr wurden, fingen sie gleich an mit ihm zu kämpfen, aber keiner verstand es wie er, und er gewann den Kranz von der Königstochter, aber sowie er ihn hatte, spornte er sein Pferd, das sprang über das Tor, und er ritt zu dem Bären zurück. Der fragte ihn wieder: „Hast du den Kranz bekommen?" Er antwortete „ja". Den Kranz gab er dem Bären, der verwahrte ihn, gab ihm zu essen und zu trinken und sagte: „Treib jetzt deine Hasen heim." Als er die Hasen heim getrieben hatte, ging er in

seine Hütte. Da kam die Königstochter zu ihm und sagte: „Morgen werden wieder die Offiziere und Prinzen kommen, bleib zu Hause und sieh zu; wem ich mein Tuch gebe, der wird mein Mann." Er antwortete: „Was soll ich zu Hause machen, ich gehe mit meinen Hasen auf die Weide." Damit ging er und erzählte es dem Bären. Der gab ihm wieder einen Stock, er ging zu der Eiche, schlug daran, und sogleich kam ein schönes Gewand und ein Pferd, noch einmal so schön als früher. Er stieg auf und ritt zum Königshof, und gleich, als er ans Tor kam, gingen alle auf ihn zu, und sie begannen zu kämpfen, er war aber der stärkste, und die Königstochter warf ihm ihr Tuch zu. Das Tuch fiel ihm aber nicht zur Hand, und als er sich danach bückte, schlug ihn einer mit dem Säbel über den Fuß und verwundete ihn; er kehrte sich aber nicht daran, sondern ritt eilig zu dem Bären zurück und erzählte ihm, wie es gegangen war. Der Bär nahm ein Pflaster, legte es ihm auf den Fuß und verband ihn mit dem Tuch. Darauf sagte er: „Jetzt kannst du heimgehen, aber morgen mußt du zurückkommen, um mich zu erlösen, da ich dir geholfen habe." Der Königssohn schnitt sich einen dicken Stock und trieb seine Hasen langsam heim. Die Königstochter wartete schon am Fenster, ob er bald kommen werde, um ihm zu erzählen. Als sie ihn kommen sah, lief sie ihm entgegen und bemerkte, daß er hinkte. Da fragte sie ihn: „Was ist dir, Iwan?" Er antwortete: „Als ich im Walde hinter den Hasen herlief, habe ich mich an einem Dorn gestochen." Sie wollte nun, daß er ihr es zeige, er sagte aber, er könne die Binde nicht losmachen, es tue zu weh. Sobald er nun die Hasen in den Stall getrieben hatte, ging er gleich in die Hütte, wo er schlief, legte sich und schlief vor großem Schmerz gleich ein. Sie hatte aber keine Ruhe und ging nachzusehen, was er mache. Als sie in seine Hütte kam und sah, daß er schlief, ging sie daran nachzusehen, was er am Fuße habe, und als sie anfing, die Binde abzuwickeln, wurde sie ihr Tuch gewahr. Da lief sie gleich zu ihrem Vater und erzählte es ihm. Vater und Mutter gingen nun mit einem Licht

hin nachzusehen und sahen, daß es wirklich das Tuch der Tochter war. Darauf weckten sie ihn und fragten ihn, wo er das Tuch her habe. Er antwortete, er habe es im Kampfe gewonnen. Da brachten sie ihn gleich in ihr Haus und sagten: „Morgen wirst du dich verheiraten.“ Er aber antwortete: „Das kann ich nicht, ehe ich meinem Freunde geholfen habe.“ Am anderen Morgen begab er sich gleich zu dem Bären, der gab ihm einen Säbel und sagte: „Geh jetzt mit mir zu dem Fischteich da, am Ufer wirst du eine Bank finden, auf der sollst du mir den Kopf abschlagen, dann mußt du aus dem Wasser alle Frösche herausholen, bis du zuletzt einen Menschenkopf herausholst.“ Der Königssohn tat das, und als er den Menschenkopf heraus hatte, wurde sogleich aus dem Kopf ein König, der war in einen Bären verzaubert gewesen, und der Königssohn hatte ihn erlöst. Der ging nun heim und verheiratete sich und nach dem Hochzeitsschmaus fuhr er mit seiner Frau heim zu seinem Vater. Ich bin auch bei dem Schmause gewesen und bin gern da gewesen.

46. Ein Bursche erlöst zwölf verwunschene Mädchen

Es war einmal ein Vater, der hatte zwölf Söhne. Jeden Tag gab er jedem je einen Groschen, dafür kauften sie sich Speise und Trank, soviel sie brauchten. Einmal aber hatten alle einen Groschen zuviel ausgegeben und sagten zum Wirt, der Vater werde zahlen. Da sahen sie plötzlich den Vater zum Wirtshaus kommen und bekamen Angst, er würde sie schlagen; darum liefen sie dem Vater weg und ließen sich bei den Husaren anwerben. Dort gefiel es ihnen aber nicht und sie beschlossen, mit ihren Pferden und ihrer ganzen Ausrüstung zu entlaufen. Auf ihrer Wanderung kamen sie an ein verwunschenes Schloß, dort fanden sie für

zwölf gedeckt, für zwölf Pferde Heu und alles für zwölf. Nun aßen sie. Auf einmal kamen zwölf verwunschene Mädchen, alle schwarz. Die wollten die zwölf Burschen töten, aber da es Brüder waren, taten sie es nicht, nur sollten die zwölf Brüder sie erlösen. Die zwölf fragten gleich, wie sie das machen sollten, und die Mädchen antworteten, sie dürften sieben Jahre lang nicht sprechen; auch gaben sie an, wo sie sich jedes Jahr treffen wollten, um zu sehen, ob sie noch am Leben wären. Darauf gingen die Brüder fort, und keiner sprach ein Wort mehr. Nach dem ersten Jahre kamen sie wieder zusammen und sahen, daß den Mädchen die Köpfe weiß geworden waren; im nächsten Jahr fanden sie Kopf und Hals weiß, im dritten Kopf, Hals und Schultern, im vierten Kopf, Hals, Schultern und Arme, im fünften Kopf, Hals, Schultern, Arme und Leib, im sechsten Kopf, Hals, Schultern, Arme, Leib und die Beine bis zum Knie abwärts. Im siebenten Jahre kamen sie wieder zusammen, an ihrer Schweigezeit fehlte nur noch eine Viertelstunde, aber jetzt rief der älteste: „Ich kann nicht länger schweigen", und nach ihm fingen alle an zu sprechen außer dem jüngsten. Da kamen die Mädchen ganz schwarz, jede hatte ein Schwert und erstach den Burschen, der zu ihr gehörte, nur die jüngste erstach ihren nicht. Die elf Brüder verwandelten sich zugleich in Stein, und der jüngste fragte das Mädchen, wie er sie erlösen könnte. Sie antwortete, er müsse dreimal sterben, dann einen Drachen töten, aus dem würde ein Hase herausspringen den müsse er fangen; aus dem Hasen würde eine Taube herauskommen, auch die müsse er fangen; die Taube würde ein Ei legen, das müsse er nehmen und damit zu dem Glasberge gehen; dort sei nur ein kleines Loch, so daß gerade das Ei hinein könne, durch das Loch müsse er dem Ei nachkriechen. Darauf ging er fort und traf unterwegs einen Löwen, eine Ameise und einen Adler, die hatten ein Pferd erbeutet und konnten es nicht verteilen. Der Löwe rief den Burschen an, er möge die Teilung machen. Er nahm das Pferd, gab die Hinterviertel dem Löwen, den Rumpf dem Adler, den Kopf der

Ameise. Damit waren die Tiere zufrieden, und der Löwe fragte: „Was sollen wir dir geben, daß du uns die Beute geteilt hast?" Der Bursche antwortete: „Was könnt ihr mir geben?" und der Löwe sagte: „Reiß mir ein Haar aus dem Fell, wenn du das anrührst, wirst du zum Löwen, und wenn du es noch mal anrührst, wirst du wieder Mensch." Darauf gab ihm die Ameise ein Ei von sich und sagte: „Wenn du das anrührst, wirst du zur Ameise." Dann gab ihm der Adler eine Feder und sagte: „Wenn du die anrührst, wirst du zum Adler." Damit ging der Bursche weiter und kam ans Meer. Dort war ein Teufel, den bat er, ihn hinüberzufahren. Der Teufel antwortete: „Wenn du mich dir den Kopf abschneiden läßt, will ich dich hinüberfahren." Darauf meinte der Bursche, er solle ihm den Kopf abschneiden, wenn er drüben wäre. Darauf ging der Teufel ein und fuhr ihn hinüber. Der Bursche aber berührte das Löwenhaar, wurde zum Löwen, packte den Teufel und warf ihn ins Meer. Das war das erstemal, wo er hätte sterben sollen. Nun zog er weiter und kam zu einem zweiten Teufel, der fragte ihn gleich: „Wie bist du hierher gekommen mit deinem Kopf? Hierher kann man nur ohne Kopf kommen." Der Bursche aber antwortete: „Fahr mich nur über, dann lasse ich mir von dir Kopf, Arme und Beine abschneiden." Darauf ging der Teufel ein und fuhr ihn hinüber, und wieder wie das erstemal verwandelte sich der Bursche in einen Löwen, packte den Teufel und warf ihn ins Meer. Das war das zweitemal, wo er hätte sterben sollen. Er ging weiter und kam zu einem dritten Teufel, der fragte ihn: „Wie kommt das, daß du mit Kopf, Armen und Beinen hierher gekommen bist? Hierher kommt man nur mit dem Rumpf." Darauf sagte er zu dem Teufel, er solle ihn nur hinüberfahren, dann wolle er sich alles abschneiden lassen. Der Teufel tat es, der Bursche verwandelte sich wieder in einen Löwen und warf den Teufel ins Meer. Das war das drittemal, daß er hätte sterben sollen. Nun ging er weiter und kam zu einem König; der hatte Schweine und mußte jeden Tag einem Drachen sieben

Schweine geben. Der Bursche bat den König, er möge ihn als Hirten annehmen, der König aber antwortete: „Wie kann ich dich annehmen, da ich nur einundzwanzig Schweine habe, und die wird der Drache auffressen." Der Bursche sagte darauf: „Ein guter Hirt treibt seine Schweine wieder heim." So ging er den ersten Tag auf die Weide. Der Drache wollte, er solle ihm Schweine geben, aber er verwandelte sich in den Löwen und gab ihm keine. Am Abend trieb er die Schweine heim, und der König verwunderte sich, wie das zugegangen war. Ebenso begab es sich am nächsten Tage, am dritten Tage aber schickte der König einen Diener aus, um aufzupassen. Jetzt kam der Drache wieder und wollte Schweine haben, der Bursche aber verwandelt sich in den Löwen, und sie fingen an zu ringen. Da sagte der Drache: „Wenn ich nur drei Tropfen Blut hätte, würdest du etwas anders zu wissen kriegen"; und der Löwe sagte: „Wenn ich nur eine Halbe Wein und einen Braten hätte, würdest du etwas anders zu wissen kriegen." Das hörte der Diener, lief sofort nach Hause und brachte eine Halbe Wein und eine gebratene Truthenne. Jetzt packte der Löwe den Drachen und tötete ihn; sogleich sprang ein Hase heraus, den fing er; dann flog aus dem Hasen eine Taube auf; er berührte die Adlerfeder, wurde zum Adler und fing die Taube; die Taube brachte ihm ein Ei, das steckte er zu sich. Darauf trieb er die Schweine heim, und der König wollte ihm seine Tochter zur Frau geben. Er aber dachte immer an die zwölf Schwestern und an seine zwölf Brüder. Darum ging er weiter zu dem gläsernen Berge; dort warf er das Ei hin, berührte das Ameisenei, wurde zur Ameise und kroch durch das Loch hinein. Sowie er drin war, zersprang das Glas, und die zwölf Brüder und die zwölf Schwestern kamen herangeritten. Da küßten sie sich, und jeder von ihnen nahm die seine zur Frau.

47. Der Bär und der Derwisch

Es war einmal ein Hirt, der hatte eine Schafherde; er hatte große Plage mit einem Bären, der Tag für Tag kam und ihm jedesmal fünf oder sechs Schafe raubte. Eines Tages kam ein Derwisch zu der Herde, begrüßte den Hirten, und der erzählte ihm: „Ein Bär läßt uns nicht in Frieden, sondern kommt Tag für Tag und raubt uns, es ist nichts dagegen zu machen, fünf sechs Schafe." Der Derwisch sagte darauf: „Ich kann ihn ohne weiteres töten, brauche dazu nichts als drei kleine Schläuche mit Quarkkäse." Die gab ihm der Hirt.

Der Bär kam, nach seiner Gewohnheit Schafe zu holen, der Derwisch ging ihm entgegen, und als er mit ihm zusammentraf, fing er an, mit dem Bären zu streiten, wer stärker sei. Der Bär sagte, er sei der stärkste, der Derwisch dagegen sagte: „Ich kann dich zermalmen wie diesen Stein"; dabei zog er zugleich, so schlau, daß der Bär es nicht merken konnte, einen Handkäse aus seinem Ranzen, dann noch einen und noch einen, und zerrieb sie alle drei zu Mehl. Der Bär verwunderte sich sehr und nahm ebenfalls einen weißen Stein, aber er konnte ihn nicht zerbröckeln wie der Derwisch. Da schlossen die beiden Brüderschaft. Nach einer Weile bekam der Bär Hunger und sagte zu dem Derwisch, er solle einen Ochsen holen, er selbst wolle in den Wald gehen und Holz fällen. Der Derwisch antwortete: „Geh du nach dem Ochsen, denn für mich ist es nichts, einen Ochsen zu nehmen, ich brauche so viel wie ein Löwe." Mit dieser List machte er sich frei von der Mühe, nach dem Ochsen zu gehen und ging Holz holen. Der Bär ging zu einer Rinderherde, raubte einen Ochsen und warf ihn sich auf den Rücken. Der Derwisch aber, was machte der im Walde? Er nahm ein Garn und band alle Bäume zusammen und tat, als wollte er sie alle mit einem Zuge niederreißen. Der Bär war-

tete, aber der Derwisch kam nicht. Da machte er sich auf, ging selbst in den Wald und fand den Derwisch, wie er dabei war, als wollte er mit einem Male alle Bäume niederreißen. Da wunderte sich der Bär und dachte bei sich: „Der ist wahrhaftig tausendmal stärker als ich", und sagte zu dem Derwisch: „Was sollen alle die Bäume, die du umreißen willst? Nimm ein paar Zweige und komm." Der Derwisch aber antwortete: „Ich bin nicht so einer, der zwei Stück Holz nimmt! wenn du willst, nimm du sie!" Da riß der Bär zwei Äste von einem Baum ab, und sie kehrten dahin zurück, wo sie den Ochsen hatten, den nahm der Bär und zerlegte ihn.

Nun mußte der Ochs noch gebraten werden, und der Derwisch sagte zu dem Bären: „Ich gehe Wasser holen, wende du das Fleisch und werde nicht müde dabei", er meinte nämlich, er selbst könnte einen so großen Ochsen nicht wenden. Darauf nahm er einen Schlauch und ging zu einer Quelle, die in einem Felsen entsprang. Dort füllte er den Schlauch, aber als er ihn auf den Rücken lud, konnte er ihn nicht tragen, sondern mußte ihn wieder herablassen und hielt ihn nur so, daß von den scharfen Steinen keine Löcher hineinkamen. Der Bär wartete eine Stunde und noch eine, endlich machte er sich selbst auf und ging zu derselben Quelle, wohin der Derwisch gegangen war. Dort sagte er zu dem: „Warum hältst du dich so lange auf?" Der Derwisch antwortete: „Ich gedenke die Quelle samt dem Felsen aufzuheben, ich kann sie nur nicht gut aufladen, denn nur mit dem Schlauch zu kommen ist für mich schimpflich, so nimm du wenigstens den Schlauch auf." Der Bär warf den Schlauch auf den Rücken, und so brachen sie auf. Unterwegs sagte der Bär zu dem Derwisch: „Komm, laß uns miteinander ringen", aber der antwortete: „Geh, du bist mir nicht gewachsen", aber zuletzt rangen sie doch. Der Bär preßte den Derwisch einmal mit solcher Gewalt, daß dem die Augen aus dem Kopf traten; der Bär sah, daß der Derwisch im Gesicht rot wie Blut war und die Augen ihm herausgetreten waren und

fragte ihn: „Was ist mit dir?" Der Derwisch antwortete: „Ich weiß nicht, was ich tun soll; werfe ich dich nach der Seite, so gehst du in Stücke; werfe ich dich nach der andern, wirds noch schlimmer." Da bat ihn der Bär: „Laß mich los" und er ließ ihn los. Bald darauf kamen sie dahin, wo sie den Ochsen hatten, richteten an und aßen. Der Derwisch war satt, nachdem er zwei Bisse gegessen hatte, und der Bär fragte ihn: „Warum ißt du nicht?" Er antwortete: „Ich habe erst eben einige Schafe gegessen, als ich nach Wasser ging" — gegessen hatte er freilich nicht eines. Als sie mit der Mahlzeit fertig waren, sagte der Bär: „Komm, laß uns in mein Haus gehen als Freunde, die wir sind", und nahm ihn mit in sein Haus. Dort befahl der Bär seiner Mutter, das Beil zu schärfen, denn er wollte den Freund, den er mitgebracht hatte, töten, um frei zu werden von dem, der stärker war als er selbst; aber die Schwester des Bären, die das gehört hatte, ging und sagte dem Derwisch, wie es stand.

Am Abend befahl der Bär, den Tisch zu decken, und nachdem sie wacker gegessen hatten, legten sie sich schlafen. Der Derwisch tat, als ginge er dahin, wo man ihm gebettet hatte, aber er ging statt dessen und versteckte sich unter dem Saumsattel eines Esels, den sie da hatten. Mitten in der Nacht stand der Bär auf, nahm das Beil, hieb dreimal zu und dachte, er hätte den Derwisch getötet. Darauf legte er sich wieder hin.

Nach Tagesanbruch stand der Bär auf und ging Holz holen. Als er zurückkam, sah er den Derwisch ihm entgegenkommen und machte die Augen weit auf, denn er verwunderte sich gewaltig. Darauf fragte er den Derwisch, wie er die Nacht zugebracht habe. Der antwortete: „Sehr gut, nur haben mich mitten in der Nacht ein paar Flöhe gestochen." Der Bär wunderte sich sehr, daß dem Derwisch die Beilhiebe wie Flohstiche vorgekommen waren und konnte sich nicht mehr enthalten, ihm alles zu erzählen, was er in der vergangenen Nacht ihm angetan hatte, und bat ihn, er möge ihn auch so stark machen wie er selbst sei. Der Derwisch ant-

wortete: „Das ist leicht zu machen, ich brauche dazu nur einen Schlauch mit Milch." Der Bär machte sich auf und ging zu der Herde des Hirten. Der war sehr betrübt, daß der Bär immer noch nicht umgekommen war. Der Bär kehrte nun mit dem Schlauch voll Milch zu dem Derwisch zurück, zündete auf dessen Befehl ein Feuer an, füllte einen Kessel voll Milch und stellte ihn auf das Feuer. Als die Milch tüchtig kochte, sagte der Derwisch: „Steck den Kopf hinein, dann wirst du stark." Der Bär tat das und verbrannte sich den Kopf, ebenso ein zweites Mal, beim drittenmal aber gab ihm der Derwisch einen Stoß, er fiel in den Kessel und verbrannte.

Darauf kehrte der Derwisch zurück zu dem Hirten und erzählte ihm, daß er den Bären getötet hatte; da wußte der Hirt nicht, was er ihm zu Gefallen tun könnte und fragte ihn, was er möchte. Der Derwisch aber nahm nichts außer einer Ziege, mit der ging er davon, und die Nacht überfiel ihn in einer Wolfsschlucht. In der Nacht, als der Derwisch schlief, raubte ihm der Wolf die Ziege und fraß sie auf. Der Derwisch war darüber ergrimmt, zog seine Hosen aus und verhängte die Öffnung der Höhle damit. Als nun der Wolf herausgehen wollte, verfing er sich darin, der Derwisch band ihn in der Hose fest, und ging so mit ihm fort. Unterwegs kam er an einem Sonntag in ein Dorf. Die Kirche war gerade aus, und der Priester fragte den Fremden, woher er käme und warum. Der antwortete: „Ich bin gekommen, einen Hirten zu verkaufen, einen sehr guten Hirten, der nichts verlangt außer Essen und Trinken." Der Priester fragte: „Wo hast du den Hirten?" Der Derwisch antwortete: „Ich habe ihn hier in der Hose." Damit übergab er dem Priester den Hirten, und der nahm ihn mit zu sich. Der Derwisch aber machte sich aus dem Dorfe fort.

Am anderen Morgen machte der Priester die Fensterläden uaf, um nach dem neuen Hirten zu sehen, ob er die Schafe uaf die Weide getrieben habe. Aber er sah nichts, denn der Wolf, wie man sich denken kann, hatte kein einziges Schaf übriggelassen. Da nahm der Priester ein Gewehr auf die

Schulter und machte sich auf, den Derwisch zu suchen. Der Derwisch aber hatte unterwegs einige Räuber getroffen, die nicht wußten, wie sie Geld teilen sollten, das sie geraubt hatten. Als sie den Derwisch bemerkten, gaben sie ihm das Geld, um es unter sie zu verteilen, da er es als Derwisch das verstehen mußte. Der sagte: „Ich mag keinen Zank, das beste ist, ich binde euch alle an einen Baumstamm." Das tat er, darauf nahm er den Anteil des einen Räubers und steckte ihn in seine eigene Tasche, ebenso den des zweiten und dritten, und als er alles in der Tasche hatte, eilte er davon.
Der Priester war hie und da herumgegangen und kam an den Ort, wo die Räuber waren, die der Derwisch angebunden hatte. Die fragte er: „Ist hier nicht ein Derwisch des Weges gekommen? Er hat mir einen Hirten geliefert, der mir alle Schafe aufgefressen hat." Die Räuber antworteten: „Er ist hier vorbeigekommen und hat uns gebunden, mach uns los, wir wollen dann gehen und ihn irgendwo fangen." Darauf machten sie sich zusammen auf, suchten den Derwisch, fanden ihn aber nicht und kamen so an sein Haus. Das überfielen sie, aber der Derwisch, sobald er sie bemerkt hatte, rief das Dorf zu Hilfe, und sowie die Leute von dem Überfall im Hause des Derwisch hörten, griffen sie die Räuber und hieben sie in Stücke.

48. Das Mädchen, das der Sonne gelobt war

Es war einmal eine Königin, die hatte keine Kinder; da richtete sie ihr Gebet an die Sonne und bat und flehte, sie möchte ihr ein Kind geben, wenigstens ein Mädchen, und wenn das zwölf Jahre alt wäre, solle die Sonne es wieder nehmen. Da bekam die Königin ein Mädchen; das ging jeden Tag in die Schule. Eines Tages, als es auf dem Schulwege war, sagte die Sonne zu ihm: „Geh zu deiner Mutter, sie solle mir geben, was sie mir versprochen hat."

Das Mädchen ging zu ihrer Mutter und sagte ihr, was die Sonne ihr aufgetragen hatte. Darauf antwortete die Mutter: „Sag der Sonne, daß es noch zu klein ist", und das Mädchen richtete es der Sonne aus, als sie wieder zur Schule ging. Eines Tages, als das Mädchen das zwölfte Jahr vollendet hatte, raubte die Sonne sie, während sie auf dem Schulwege war, und brachte sie in ihr Haus. Die Mutter wartete, aber als die Tochter nicht kam, sah sie ein, daß die Sonne sie geraubt hatte. Da ließ sie das ganze Haus schwarz anstreichen, verschloß die Tür, öffnete sie niemals, sondern saß allein drinnen und weinte und klagte.

Die Sonne hatte auch einen Drachen im Hause; als der das Mädchen merkte, sagte er: „Es riecht mir nach Königskind", die Sonne aber sprach: „Das ist mein Mädchen, das darfst du nicht anrühren." Eines Tages schickte die Sonne das Mädchen in den Garten, einen Kohlkopf zu holen, und sie ging. Als sie den Kohl abschnitt und der knirschte, dachte sie: „Wie dieser Kohl, so knirscht und schreit das Herz meiner Mutter", und sie weinte. Als die Sonne sie weinen sah, fragte sie: „Warum weinst du? Hast du etwa Sehnsucht nach deiner Mutter?" Das Mädchen antwortete: „Große Sehnsucht." Da sagte die Sonne: „Wenn du nach Hause willst, rufe die Tiere, daß sie dich hinbringen." Als nun das Mädchen die Tiere rief, rief auch die Sonne den Drachen herbei und sagte zu ihm: „Wenn du Hunger bekämst, was würdest du essen?" — „Das Mädchen würde ich essen." — „Und wenn du Durst bekämst, was würdest du trinken?" — „Ihr Blut würde ich trinken." Die Sonne sah nun, daß der Drache das Mädchen nicht nach Hause bringen würde und sagte zu ihr: „Ruf ein andres Tier." Da rief sie den Hirsch; den fragte die Sonne: „Bringst du dies Mädchen nach Hause?" Der Hirsch antwortete: „Ja." — „Wenn du Hunger bekämst, was würdest du essen?" — „Grünes Gras." — „Wenn du Durst bekämst, was würdest du trinken?" — „Frisches Wasser, aber wenn ich sie nach Hause gebracht habe, soll mir ihre Mutter drei Oka Heu geben."

Darauf nahm der Hirsch das Mädchen auf sein Geweih; unterwegs bekam er Hunger und sagte zu ihr: „Steig auf den Baum da, und wenn einer kommen sollte und dir sagen: steig herab, so darfst du es nicht tun, ehe ich komme.“ Sie stieg nun auf den Baum; da kam ein Drache, sah sich um, hierhin und dahin, bemerkte das Mädchen auf dem Baum und sagte zu ihr: „Komm herab, wir wollen uns unterhalten.“ Sie aber antwortete: „Ich komme nicht herab, denn ich habe Angst, du frißt mich.“ Der Drache sagte darauf: „Ich fresse dich nicht.“ Aber das Mädchen antwortete: „Geh erst wieder nach Hause, dann komm zurück und hole mich.“ Damit ging der Drache fort, da kam auch der Hirsch, und das Mädchen, das den Drachen schon kommen sah, rief ihm zu: „Nimm mich schnell auf, es kommt ein Drache, uns zu fressen.“ Der Hirsch nahm sie und eilte davon, und jedem, dem er unterwegs begegnete, sagte er: „Wenn ein Drache kommt, verrate ihm nicht den Weg, den wir gegangen sind, sondern sage, das Mädchen und der Hirsch sind einen anderen Weg gegangen.“ Sie kamen so an die Tür der Mutter und pochten, aber die Mutter machte nicht auf. Da pochte das Mädchen noch einmal und rief dabei: „Mach auf, Mutter, ich bins, deine Tochter.“ Da machte sie die Tür auf und freute sich, als sie ihre Tochter sah. Als die Mädchen des Ortes hörten, daß die Tochter der Königin wiedergekommen war, kamen sie und baten die Mutter: „Laß das Mädchen mit uns gehen, wir wollen ihr da und da eine Freude machen.“ Die Mutter übergab sie ihnen, und die Mädchen brachten sie zu einem Garten, der hatte eine große Tür, die sich nicht öffnen ließ. Die andern Mädchen stießen gegen die Tür, konnten sie aber nicht öffnen. Da machte sich die Tochter der Königin daran, und sowie sie gegen die Tür stieß, tat die sich auf, und das Mädchen fuhr hinein, denn sie hatte einen starken Anlauf genommen, um die Tür zu öffnen; die Tür aber ging wieder zu. Als nun die andern Mädchen sahen, daß die Tür nicht wieder aufging und sie die Tochter der Königin nicht wieder mit-

nehmen konnten, gingen sie betrübt in das Haus der Mutter und erzählten ihr, was geschehen war. Als die Mutter das vernommen hatte, weinte sie unaufhörlich.
In dem Garten fand das Mädchen Menschen und Tiere, die in Stein verwandelt waren, auch einen König, ebenfalls zu Stein geworden, der hatte ein offenes Schriftstück in der Hand. Das las sie, und die Schrift besagte: „Das Mädchen, das imstande ist, drei Tage und drei Nächte und drei Wochen nicht zu schlafen, werde ich zur Frau nehmen, denn dann werde ich wieder lebendig." Da setzte sie sich hin und schlief nicht, sondern nahm Schriften und las. So waren drei Tage, drei Nächte und zwei Wochen vergangen; da kam dort ein Sklavenhändler vorbei. Sie trat ans Fenster und fragte ihn: „Wieviel verlangst du für eine Sklavin?" Er antwortete: „Soviel du geben willst." Darauf nahm sie eine Schaufel voll Goldstücke, warf sie ihm zu, ließ dann ein Seil herab, die Sklavin hing sich daran, und sie zog sie hinauf. Darauf sagte sie zu der Sklavin: „Du darfst zwei, drei Nächte nicht schlafen, damit ich etwas schlafen kann, denn ich habe lange Zeit ohne Schlaf zugebracht, wie es hier auf dem Schriftstück in des Königs Hand steht; wenn aber der König erwacht, mußt du mich auch wecken." Dabei erzählte sie ihr alles, was die Schrift des Königs besagte, legte sich nieder und schlief. Die Sklavin aber nahm die Kleider des Mädchens und zog sie selbst an, damit der König, wenn er wieder lebendig würde, sie zur Frau nehme. Als die drei Wochen um waren, wurde der König wieder lebendig und sagte: „Wer bist du?" Die Sklavin antwortete: „Ich bin die, die drei Tage, drei Nächte und drei Wochen ohne Schlaf zugebracht hat", und er nahm sie zur Frau. Nachher fragte er: „Wer ist die, die da schläft?" Sie antwortete: „Das ist eine Sklavin, die ich genommen habe, weil ich mich fürchtete." Da erwachte auch die Tochter der Königin, und der König sagte zu seiner Frau: „Was sollen wir mit der Sklavin machen?" Die hatte das gehört und sagte: „Laß mich die Gänse hüten." Der König machte sie zum Gänse-

hirten und ließ ihr eine Hütte bauen, worin sie wohnen sollte.

Dort saß sie und weinte unaufhörlich und sagte alle ihre Leiden eins nach dem andern vor sich her. Der König, der sie mehrmals weinen hörte, ging hin und fragte sie: „Warum weinst du?" Sie antwortete: „Soundso ist es mir ergangen." Darauf machte der König sie zu seiner Frau, und die Sklavin hieb er in Stücke, das größte war nur so groß.

49. Die Lubi und die Schöne der Erde

Es war einmal ein Wlache, der war sehr reich, er hatte viele Schäfereien; bei dem kam einst ein König vorbei, und er nahm ihn auf so gut er nur konnte. Die Frau des Wlachen war in Hoffnung, und in der Nacht, wo der König dort war, gebar sie einen Sohn. Der König sagte zu dem Vater, er möge den Sohn viele Sprachen lernen lassen, gab ihm auch ein Kreuz und sprach dazu: „Wenn der Junge fünfzehn Jahr alt ist, gib ihm das Kreuz und sag ihm, er solle in die und die Stadt gehen und mich aufsuchen." Darauf ging der König fort, und der Wlache tat, wie ihm der König gesagt hatte.

Als der Junge viele Sprachen gelernt hatte und fünfzehn Jahr geworden war, gab ihm der Vater das Kreuz. Der Sohn las die Schrift, die darauf stand, die lautete: „Ich bin der König, der dich über die Taufe gehalten hat, geh und such mich an dem und dem Orte auf." Darauf sagte er seinem Vater: „Soundso schreibt mir ein König, und ich werde gehen", und der Vater ließ ihn ziehen mit einem Begleiter. Unterwegs wurde der Bursche hungrig und stieg hinab in eine Schlucht, wo eine Quelle war, um dort zu essen. Er beendete seine Mahlzeit, der Begleiter aber war hoch oben stehengeblieben mit einem Stein in der Hand und sagte zu ihm: „Zieh deine Kleider aus und gib sie mir; zieh du meine

an und schwöre mir, daß du mich an niemand verraten willst." Darauf antwortete der Bursche: „Wenn ich gestorben und wieder lebendig geworden bin, erst dann werde ich dich verraten." Der Begleiter bestieg das Pferd, sie wechselten die Kleider und gingen zu dem König. Als der das Kreuz sah, erkannte er, daß das der Knabe sei, den er über die Taufe gehoben hatte, nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm hinauf. Der Bursche aber blieb unten beim Gesinde und redete mit jedem in seiner Sprache.

Nun stellte sich der Begleiter krank, der König kam und fragte ihn, was ihm fehle, und er antwortete: „Es geht mir schlecht." — „Was können wir für dich tun?" — „Ich möchte Kohl von dem, den die Lubi bewacht." Darauf sagte der König: „So viele andre Könige, mächtiger als ich, sind schon danach gegangen und konnten ihn nicht erlangen." Der Kranke antwortete: „Sag dem Burschen, der unten ist, er solle gehen, und wenn er nicht will, drohe ihm." Da befahl der König dem Burschen: „Du mußt an den und den Ort gehen, du magst wollen oder nicht, und eine Kohlstaude holen." Der Begleiter des Burschen wußte nämlich, daß er nicht zurückkehren würde, wenn er nach dem Kohl ginge. Der Bursche weinte Tag und Nacht und wußte nicht, was er machen sollte. Eines Nachts sah er im Schlafe einen Alten, der sagte zu ihm: „Mein Junge, weine nicht, sondern nimm zwölf Lasten Honig und zwölf Lasten Milch und geh um Mittag an den Ort, wo die Lubi ist, denn um die Zeit schweift sie herum und ist nicht bei ihrem Nest." Da verlangte der Bursche vom König, was der Alte ihm gesagt hatte und machte sich auf zu dem Ort. Unterwegs begegnete ihm der Alte, den er im Schlaf gesehen hatte und sprach zu ihm: „Komm gesund an, mein Sohn, und wenn du hinkommst, kehre die Höhle, die du da findest, und den Honig und die Milch mische mit Erde; dann verstecke dich irgendwo. Wenn die Lubi kommt, wird sie die Hälfte essen, dann aus der Höhle herauskommen und zu dir sagen: Wer mir dies Gute angetan hat, der soll herauskommen, daß ich ihn

sehe. Wenn sie das gesagt hat, tritt hervor und sage: Ich bins. Darauf wird sie dich fragen: Was kann ich dir Gutes tun für das Gute, das du mir getan hast? Und du antworte: Ich möchte eine Kohlstaude. Sie wird dann sagen: Statt einer nimm so viele du willst. Du nimm dann die drei größten, und iß sie selber, denn sie sind sehr gut für die Gesundheit, und wenn du auf dem Rückwege bist, komm bei mir vor, ich gebe dir dann eine für den Kranken." Der Bursche tat, wie ihm der Alte gesagt hatte.

Am Nachmittag kam die Lubi; man konnte sie schon von weitem hören an dem Lärm, den sie mit ihrem Schwanze machte. Als sie die Hälfte gegessen hatte, kam sie heraus und rief: „Wer mir dies Gute getan hat, soll herauskommen." Darauf trat der Bursche hervor und sagte: „Ich bins", und alles geschah, was der Alte gesagt hatte. Als sie gute Freundschaft geschlossen hatten, sagte die Lubi zu dem Burschen: „Du kannst ohne Furcht gehen, wohin du willst." Der Weg führte dort nämlich zum Hause der Schönen der Erde. Der Bursche nahm nun die Kohlstauden und machte sich auf den Rückweg; unterwegs traf er den Alten, und der gab ihm die Kohlstaude, die er versprochen hatte. Damit kam der Bursche zu dem König zurück und übergab sie ihm.

Der Kranke aß sie und wurde gesund, nach einigen Tagen aber stellte er sich wieder krank, und als der König fragte: „Womit kann ich dir helfen?" antwortete er: „Ich möchte die Schöne der Erde, schicke wieder den Burschen aus." Darauf sagte der König: „So viele Könige sind danach gegangen und nicht wiedergekommen." Der Kranke aber sagte, man soll dem Burschen drohen, daß er gehe. Der weinte und wußte nicht, was anfangen. Wiederum erschien ihm der Alte im Schlaf und sagte: „Weine nicht, sondern fordere vom König tausend Lämmer, vier Widder, hundert Lasten Weizen, hundert Lasten Honig und zehn Besen, und dann geh. Dort sind vier Löwen, zwei bewachen das äußere Tor, die beiden andern das innere, auch sind Adler, Ameisen und Bienen da. Du mußt zu Mittag ankommen; schlachte

die Lämmer und wirf sie den Adlern vor; den Weizen wirf aus, wo die Ameisen sind, den Honig, wo die Bienen sind, und wenn du an die Tore kommst, wirf die vier Widder den Löwen vor, dann geh ohne Furcht hinein, kehre aber die Mauern ab, denn sonst stürzen sie zusammen und töten dich; wenn du endlich an die Zimmertür kommst, dann kehre auch die ab. Wenn die Tiere gegessen haben, werden sie dich alle fragen, was sie dir Gutes tun sollen für das Gute, das du ihnen getan hast. Dann verlange von den Löwen ein Haar, von den Bienen, den Ameisen und den Adlern je eine Feder."
Der Bursche tat, wie ihm der Alte gesagt hatte.
Nachdem die Tiere gegessen hatten, riefen sie alle: „Komm hervor, daß wir dich sehen, der uns dies Gute getan hat", gaben ihm ein Haar und drei Federn und sprachen: „Wenn du etwas von uns wünschest, brenne das Haar oder die Federn an, und wir kommen zu dir." Der Bursche nahm Haar und Federn und ging während er die Mauern und die Tür kehrte, in das Zimmer der Schönen der Erde. Bald darauf kam sie inmitten von elf Mädchen und fragte den Burschen: „Wer bist du? Was willst du hier?" Er antwortete: „Ich bin ein Mann, siehst du mich nicht? Ich bin gekommen dich mitzunehmen." Da lachte sie und sagte: „So viele andre sind gekommen und konnten mich nicht erlangen." Damit ging sie hinaus, rief die Löwen und sprach zu ihnen: „Warum habt ihr den Mann hereingelassen?" Sie antworteten: „Du hast uns immer faules Fleisch vorgeworfen, und das auch nur wenig, der hat uns aber jedem einen Widder hingeworfen." Darauf sagte sie zu den Adlern: „Warum habt ihr den Mann hereingelassen?" Die antworteten: „Du hast uns niemals etwas zum Essen vorgeworfen, und der jedem von uns ein Lamm." Dann fragte sie die Ameisen und Bienen: „Warum habt ihr den Burschen hereingelassen?" Die Bienen antworteten: „Du hast uns ein bißchen ausgenommene Wabe hingeworfen, er aber Honig", und die Ameisen antworteten: „Du hast uns ein paar Brocken verschimmeltes Brot hingeworfen, er hat uns

Weizen gegeben.“ Endlich fragte sie die Türen und Mauern, warum sie den Burschen hineingelassen hätten, und die antworteten: „Du hast uns niemals gekehrt, und er hat uns gesäubert.“
Darauf sagte die Schöne der Erde zu dem Burschen: „Laß uns drei Wetten machen; wenn du sie gewinnst, sollst du mich bekommen.“ Der Bursche sagte zu. „Die erste Wette soll sein: ich mische in einem Haufen Weizen, Gerste und Erde durcheinander, und du mußt sie in einer Nacht wieder trennen.“ Er antwortete: „Ich trenne sie.“ — „Die zweite Wette: du sollst gehen und in den beiden Bergen, die sich öffnen und schließen, das lebenweckende Wasser holen.“ Er antwortete: „Ich gehe.“ — „Die dritte Wette: ich verberge mich unter den elf Mädchen, wir alle verhüllen uns mit einem Tuch, und wenn du mich herausfindest, kannst du mich nehmen.“ — „Gut“, antwortete der Bursche.
Bei der ersten Wette brannte er die Feder an, die ihm die Ameisen gegeben hatten; die kamen gleich hervor, und er fragte sie: „Könnt ihr in einer Nacht einen Haufen Weizen, Gerste und Erde bereinigen, so daß jedes für sich kommt?“ Sie antworteten, das könnten sie. Da legte sich der Bursche schlafen, stand am anderen Morgen früh auf und fand den Haufen bereinigt, alles getrennt liegend. Als er das sah, legte er sich wieder hin und schlief. Als die Schöne der Erde aufgestanden war, ging sie, ihn zu wecken; er aber sagte: „Laß mich schlafen, ich habe die ganze Nacht keinen Schlaf bekommen.“ Nachher kam sie wieder zu dem Burschen und sagte zu ihm: „In einer Wette hast du mich besiegt, nun laß uns zu der andern sehen.“ Dazu brannte der Bursche die Adlerfeder an, und die Adler kamen herbei. Zu denen sagte er: „Ich möchte, daß ihr geht und das lebenweckende Wasser holt aus den beiden Bergen, die sich öffnen und schließen; ihr müßt euch aber am Mittag dort einfinden, denn dann bleiben sie eine halbe Stunde offen.“ Darauf nahm er einen Krug, und sie gingen. In der Nähe der Berge nahmen die Adler den Burschen auf die Flügel und brachten

ihn hinein, er füllte den Krug, und sie kehrten so zu der Schönen der Erde zurück. Am nächsten Tage brannte er die Feder an, die ihm die Bienen gegeben hatten, sie kamen gleich alle herbei, und er fragte sie: „Wie soll ich es machen zu erkennen, welches die Schöne der Erde ist, während sie unter andern elf Mädchen ist." Darauf antwortete die vornehmste Biene: „Mögen sie auch verhüllt sein, ich setze mich oben auf das Kopftuch der Schönen der Erde, du ergreifst sie, läßt sie aber nicht los, denn nachher würde auch ich sie nicht wiederfinden." Darauf kamen die Mädchen alle verhüllt heraus und stellten sich zum Reigen auf, der Bursche ergriff die, auf der die Biene saß und ließ sie nicht wieder gehen. Da mußte sie ihn zum Manne nehmen; sie brachen auf und gingen zu dem König; der gab aber die Frau dem Kranken, und der Bursche saß wieder unter dem Gesinde.

Am nächsten Tage sagte der Kranke zu dem König, man solle den Burschen töten. Der König wollte nicht, da ging er selbst, während der Bursche seinen Mittagsschlaf hielt, und tötete ihn. Die Schöne der Erde erfuhr es, stieg selbst hinab, fragte, wer ihn getötet habe, und einer vom Gesinde, der den Burschen sehr gern hatte, verriet es ihr. Da ließ sie ihn auf ihr Zimmer bringen, öffnete ihm den Mund, flößte ihm das lebenweckende Wasser ein, und der Bursche wurde wieder lebendig. Darauf eröffnete er dem König, wer er wirklich war und erzählte alles, was er von seinem Begleiter auf dem Wege hierher erlitten hatte. Da ging der König vor die Stadt, wo vier Bäume nahe beieinander standen, ließ die Zweige herunterbiegen und Hände und Füße des Begleiters daran binden; dann ließ man sie los, und er wurde in vier Stücke zerrissen.

Nach einiger Zeit rüstete sich der Bursche, Vater und Mutter zu besuchen; ehe er aufbrach, übergab er der Frau des Königs einen Rock, den er der Schönen der Erde weggenommen hatte und sagte: „Gib ihn ihr ja nicht, ehe ich wieder da bin." Eines Tages stellten sich die Mädchen zum Reigen auf, die Schöne der Erde wollte aber nicht tanzen, sondern verlangte,

man solle ihr ihren Rock geben. Da gingen alle Mädchen zur Königin und baten sie darum, sie wollte aber nicht. Darauf nahm die jüngste der Mädchen ihr ihn heimlich weg. Als die Schöne der Erde den Rock hatte, rief sie: „Lebt wohl! wenn mein Mann kommt, sagt ihm, er werde mich nicht eher finden, als bis er drei Paar eiserne Schuhe aufgetragen hätte.“ Als der Bursche nach Hause kam, berichteten sie ihm die Worte, die seine Frau gesagt hatte. Da kaufte er drei Paar eiserne Schuhe und machte sich auf, sie zu suchen. Als er die Schuhe aufgetragen hatte, ging er nicht weiter, sondern machte ein Wirtshaus auf, wo alle Reisenden essen und trinken konnten ohne zu zahlen, nur fragte er alle, was sie unterwegs gesehen hätten. Einer von ihnen antwortete: „Auf meinem Wege rollte mir ein Fäßchen in eine Schlucht, ich ging es zu holen und sah, wie sich zwölf Mädchen in einem Teiche badeten.“ Da ging der Bursche mit dem Manne und der zeigte ihm den Ort. Während nun die Mädchen badeten, nahm er heimlich den Rock und verbrannte ihn an einem Feuer, das sie angezündet hatten, um ihre Kleider zu waschen. Als nun der Schönen der Erde ihr Rock verbrannt war, konnte sie nicht mehr fortgehen, und sie kehrten zusammen zu dem König zurück, denn ihre ganze Kraft war in dem Rocke gewesen.

50. Die Geschichte von dem verkauften Kinde

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die waren schon alt und hatten keine Kinder. Nach vielen Jahren gab ihnen Gott einen Sohn, und sie freuten sich sehr, daß er ihrer gedacht und ihnen einen Sohn gegeben hatte. Zwei Nächte waren vergangen, es kam die dritte, in der drei Frauen kommen sollten, dem Kinde das Lebensschicksal zu bestimmen. In dieser Nacht kam ein Regen, so gewaltig, daß niemand wagte hinauszugehen aus Furcht, er könnte ertrinken; und

gerade da kam mitten durch den Regen ein Pascha und kehrte in dem Hause des Alten ein. Als der sah, daß es ein vornehmer Mann war, freute er sich, setzte ihn oben an den Herd, machte ein großes Feuer und bereitete ihm ein Essen aus dem, was gerade vorhanden war, warf einige Stücke Hausrat in einen Winkel, um das Pferd des Paschas unterzubringen, denn das Haus war nur halb gedeckt, halb ohne Dach. Als der Pascha sich ordentlich gewärmt und gegessen hatte, kam die Schlafenszeit, und er legte sich nieder, aber die Angst ließ ihn nicht schlafen, denn er hatte viele tausend Piaster bei sich. Wie gesagt, in der Nacht sollten drei Frauen kommen, dem Kinde sein Schicksal zu bestimmen. Sie kamen auch und setzten sich an den Herd. Der Pascha erschrak darüber sehr, verhielt sich aber ganz still.
Lassen wir den Pascha und sehen, was die Frauen machen. Die älteste sagte: „Dieser Knabe wird nicht lange leben, er wird bald sterben." Darauf antwortete die zweite: „Dieser Knabe wird viele Jahre leben, dann wird er durch seinen Vater umkommen." Die dritte aber sagte: „Na, Freundinnen, was redet ihr da für Worte? Dieser Knabe wird sehr lange leben; den Pascha, der hier ist, wird er töten, sein Paschatum bekommen und seine Tochter zur Frau." So wie die dritte gesagt hatte, mußte es sich erfüllen. Die Frauen blieben noch ein wenig sitzen und gingen dann fort.
Als der Pascha die Worte hörte, erschrak er sehr und konnte die Nacht nicht mehr schlafen, sondern überlegte, wie er den Sohn des Alten töten könnte. Als er nun am Morgen aufgestanden war, sagte er: „Höre, Alter, ich habe keine Kinder, willst du mir nicht deinen Sohn geben; ich bezahle dir, was du verlangst." Der Alte antwortete: „Wie kann das sein? Unsere Augen haben den Knaben kaum erblickt, und du willst ihn uns nehmen? Daraus wird nichts." — „Nein, nein, du mußt mir ihn geben", sagte der Pascha, nahm aus seinem Quersack dreitausend Piaster und wollte sie dem Alten geben, aber der ging nicht darauf ein. Darauf nahm der Pascha noch dreitausend, denn er hatte die feste

Absicht, den Knaben zu töten. Als der Alte die sechstausend Piaster sah, wurde er geneigt, seinen Sohn herzugeben, aber seine Frau wollte nicht. Darauf nahm der Pascha noch weitere dreitausend heraus, aber die Alte ging wieder nicht darauf ein. Da sprach der Alte zu seiner Frau: „Höre Frau, wir wissen nicht, ob uns der Knabe am Leben bleibt oder nicht, laß uns ihn dem Pascha geben und nehmen wir das viele Geld. Nimm an, wir hätten gar kein Kind bekommen, und überdies weißt du sehr wohl, daß man besser für den Knaben sorgen wird als du es kannst, also soll er ihn nehmen; wir gehen dann von Zeit zu Zeit und sehen ihn uns an." Mit diesen Worten überredete er die Frau, sie nahmen die neuntausend Piaster und setzten die Wiege, in der der Knabe lag, vorn aufs Pferd. Dann fingen sie an zu weinen, der Pascha aber sagte: „Weint nicht, ihr könnt jederzeit in mein Haus kommen, um den Knaben zu sehen." Damit ging er fort.

Unterwegs überlegte er, wie er das Kind töten sollte; sein Messer ziehen und ihm den Kopf abschneiden mochte er nicht. Was tat er also? Als er an einen Fluß kam, nahm er die Wiege und warf sie hinein, ging aber gleich weiter, denn er mochte das Weinen des Kindes nicht hören. Bei sich dachte er, es sei ertrunken, aber es war davongekommen, denn als er es hineingeworfen hatte, sank zwar der Körper ganz unter, aber der Kopf blieb draußen, gerade genug, daß das Kind Atem schöpfen konnte. Die Wiege trieb weiter und blieb hängen in einem Dickicht am Waldrand. Dort hütete ein Hirt einige Ziegen; der trieb zur Mittagszeit die Ziegen an den Fluß zur Tränke; eine von ihnen trennte sich von den andern und ging an die Stelle, wo das Kind lag, denn sie hatte es weinen hören. Dort tat sie die Beine auseinander und steckte die Zitze dem Kinde in den Mund, so daß es trinken konnte. Es trank tüchtig, und die Ziege gesellte sich wieder zu den andern. Als nun die Melkzeit kam, sahen sie, daß diese Ziege keine Milch hatte und sagten zu dem Hirten: „Was melkst du uns heimlich die Ziegen? Kommst du nicht

aus mit dem, was du hier zu essen kriegst, daß du noch heimlich die Ziegen melken mußt?" Der arme Hirt schwor, daß er von nichts wisse, und er wußte in der Tat nichts. Darauf sagte der Besitzer der Ziegen: „Bleib du hier und arbeite hier, ich will heute nacht selbst die Ziegen hüten." So führte er die Ziegen in den Wald auf die Weide und brachte sie am Abend an den Fluß zur Tränke. Da beobachtete er die Ziege, die keine Milch gehabt hatte, sie trennte sich von den andern, ging wieder an die frühere Stelle, tat die Beine auseinander und reichte dem Kinde die Zitze. Der Mann war der Ziege nachgegangen und wunderte sich, als er ein Kind in der Wiege sah; da erkannte er auch, daß der Hirt unschuldig war und nahm das Kind mit nach Hause.

Dann fand man heraus, wem es gehörte — denn der Alte wohnte in demselben Dorfe — man übergab ihm das Kind zur Pflege, und wenn es erwachsen wäre, sollte er es dem geben, der es gefunden hatte.

Kurz, als das Kind erwachsen war, brachte der Alte es seinem Finder. Der Bursche war sehr schön und klug, so daß er alle Diener übertraf, die der Mann hatte, und er machte ihn zu ihrem Oberhaupt. Zufällig kam der Pascha in das Dorf, denn es gehörte zu seinen Besitzungen, und nahm Quartier in dem Hause des Mannes, wo der Bursche war. Nach einigen Tagen wurde er dem Pascha sehr lieb, denn er war schön und klug und hatte alle guten Eigenschaften. Eines Tages sprach der Pascha mit dem Bauern über den Burschen, wie klug er sei. Der Bauer antwortete: „Wenn du wüßtest, was mit ihm ist, würdest du dich wundern", und erzählte alles, was sich mit dem Kinde ereignet hatte. Als der Pascha das hörte, erschrak er sehr, es war ja dasselbe Kind, das er in den Fluß geworfen hatte. Was nun? Er faßte wieder den Plan, den Burschen zu töten, und schrieb einen Brief an seine Frau: „Den Mann, der Dir diesen Brief bringt, sollst Du töten, und zu der Zeit, wo ihr ihn tötet, laßt viele Kanonenschüsse los, damit auch ich mich freue; und wie ich Dir schreibe, so sollst Du tun." Darauf sagte er zu

dem Bauern: „Ich brauche einen zuverlässigen Menschen, um ihn zu meiner Frau zu schicken.“ Der Bauer antwortete: „Eure Herrlichkeit weiß sehr wohl, daß ich keinen bessern habe als den Burschen, den Ihr kennt.“ — „Den will ich gerade,“ sagte der Pascha, „laß ihn ein Pferd nehmen und den Brief hinbringen.“ Der Bursche nahm den Brief, stieg zu Pferde und machte sich auf nach dem Hause des Paschas. Unterwegs wurde er durstig, fand in der Nähe eine Quelle, stieg ab und trank und legte sich hin, ein wenig zu schlafen. Während er schlief, kam ein Schwarzer, nahm ihm den Brief aus dem Busen und schrieb einen andern: „Dem Manne, der zu Dir kommt, erweise große Ehre, bereite ihm ein großes Gastmahl und gib ihm unsere Tochter zur Frau; zu der Zeit, wo sie getraut werden, laß viele Kanonenschüsse los, damit ich es höre und mich freue.“ Darauf faltete der Schwarze den Brief, wie der Pascha seinen gefaltet hatte, siegelte ihn und steckte ihn dem Burschen wieder in den Busen. Der Bursche wußte beim Erwachen nichts von dem, was geschehen war, machte sich wieder auf den Weg, kam zum Hause des Paschas und übergab der Frau Pascha den Brief. Die tat, wie ihr in dem Briefe befohlen war, gab dem Burschen die Tochter zur Frau und ließ dann mit Kanonen schießen.

Der Pascha hörte in dem Dorfe die Schüsse, meinte, daß man den Burschen getötet habe und dachte bei sich: „Jetzt habe ich keine Angst mehr vor ihm.“ Nach einigen Tagen machte er sich auf den Heimweg und erschrak sehr, als er den Burschen erblickte, noch mehr, als er erfuhr, daß der seine Tochter zur Frau bekommen hatte.

Wiederum gedachte der Pascha ihn zu töten, wußte aber nicht wie. Doch eines Tages sprach er zu einem Schmied: „Morgen schicke ich einen Burschen zu dir mit einer Bestellung, zu dem sagst du: warte, bis es gemacht habe, nimmst leise den großen Hammer und schlägst ihn damit einige Male auf den Kopf, bis er tot ist; dann schneidest du ihm den Kopf ab und bindest den in ein Tuch; sobald ich dir dann einen

anderen Burschen schicke um zu holen, was ich bei dir bestellt habe, gibst du ihm den Kopf." Darauf kehrte der Pascha in sein Haus zurück. Am Abend rief er seinen Schwiegersohn und sagte zu ihm: „Steh morgen in aller Frühe auf und geh zu dem und dem Schmied und fordere von ihm die Sache, die ich bestellt habe." Der antwortete ja und ging schlafen. Bei Tagesanbruch stand er auf und wollte zu dem Schmied gehen, seine Frau aber sagte: „Es ist noch sehr früh, schlaf nur noch." Als nun der Pascha aufwachte, rief er seinen Sohn und fragte ihn, ob der Schwiegersohn wohl zu dem Schmied gegangen sei. Der Sohn antwortete: „Ich will gehen und ihn fragen", und ging zum Hause seines Schwagers, weckte ihn und fragte, ob er zu dem Schmied gegangen sei. Der antwortete: „Nein, aber ich gehe jetzt." Da dachte der Sohn des Paschas bei sich: „Ehe ich warte, bis der aufgestanden ist und sich gewaschen hat, gehe ich lieber selbst und hole die Sache", und damit ging er. Der Schmied nahm leise den großen Hammer, tötete den Paschasohn, schnitt ihm den Kopf ab und band ihn in ein Tuch. Bald darauf kam der Schwiegersohn, um zu holen, was der Pascha bestellt habe, bekam das Tuch und brachte es dem Pascha. Als der seinen Schwiegersohn lebendig sah, erschrak er wieder sehr, aber noch trauriger wurde er, als er das Tuch aufmachte und den Kopf seines Sohnes erblickte, sagte aber nichts. Darauf gab er dem Stallknecht den Befehl: „Wenn in der Nacht die Pferde in Streit geraten, geh du nicht selbst sie zu beruhigen, sondern mein Schwiegersohn soll gehen, du stellst dich hinter die Tür und schlägst ihn mit einer Keule ein paarmal auf den Kopf, bis er tot ist." — „Wie du befiehlst", antwortete der Stallknecht. In der Nacht gerieten die Pferde miteinander in Kampf, der Pascha rief seinen Schwiegersohn, er solle sie beruhigen, aber die Frau ließ ihn nicht gehen. Nach kurzer Zeit hatten sich die Pferde von selbst beruhigt, der Pascha meinte, sein Schwiegersohn sei jetzt erschlagen, stand selbst vom Bette auf und ging ganz leise in den Stall. Der Stallknecht glaubte, es sei der Schwiegersohn, schlug ihn mit der

Keule auf den Kopf und tötete ihn. Der Schwiegersohn bekam an seiner Stelle die Paschawürde, und so erfüllte sich das Wort der dritten Frau, die bei seiner Geburt verkündet hatte, daß er das Amt des Paschas bekommen würde.
Unsere Erzählung ist zu Ende; ihm ging es gut, möge es uns noch besser gehen als ihm.

51. Die Nachtigall Gisar

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne; sein Verlangen war immer nach Moschee und Gebet. So baute er eine schöne Moschee, und als die Bauleute fertig waren, ging er hin zu beten. Während er betete, kam ein Derwisch und sagte zu ihm: „Die Moschee ist schön, aber das Beten ist unwirksam." Als der König das gehört hatte, riß er die Moschee von Grund aus nieder und baute anderswo eine noch schönere. Als sie fertig war, ging er wieder hin zu beten; der Derwisch kam und sagte dasselbe wie vorher. So riß der König auch diese Moschee wieder ab und baute eine andre; darauf verwendete er so viel Geld, daß er sein ganzes Vermögen ausgegeben hatte, das ganze Königreich. Als auch die dritte Moschee fertig war, ging er wieder hin zu beten. Während seines Gebetes kam der Derwisch und sagte wieder dieselben Worte. Da erhob sich der König, ging in seinen Palast und saß betrübt da, denn um nochmals die Moschee abzureißen und eine neue zu bauen, hatte er nichts mehr, und falls er beten ginge, wäre das Gebet unwirksam. Seine Söhne bemerkten, daß er so in Gedanken und sehr betrübt dasaß und sprachen: „Was hast du, Vater, daß du so betrübt bist? Wir haben noch Vermögen, wir sind ja Könige; warum bist du so in Gedanken versunken?" Der König antwortete ihnen: „Ich habe mein ganzes Vermögen auf die Moschee verwendet, und das Beten gelingt mir nicht." Darauf sagten die Söhne: „Warum bleibt dir das Gebet

unwirksam?“ Er antwortete: „Jedesmal wenn ich in der Moschee bete, kommt ein Derwisch und spricht zu mir: ‚Das Beten ist unwirksam.‘ Darauf sagten die Söhne: „Geh morgen in die Moschee und bete, wir wollen draußen bleiben und aufpassen, daß wir den Derwisch greifen, damit wir sehen, was das auf sich hat.“ So geschah es, der Derwisch kam wie sonst und sagte zu dem König: „Die Moschee ist schön, aber das Beten ist unwirksam.“ Als nun der Derwisch sich anschickte aus der Tür zu gehen, ergriffen ihn die Söhne und sagten zu ihm: „Warum sprichst du die Worte: die Moschee ist schön, und das Beten ist unwirksam?“ Der Derwisch antwortete: „Diese Moschee ist sehr schön, wie sonst keine in der Welt, aber sie müßte noch die Nachtigall Gisar haben, und die müßte darin singen, dann würde sie etwas sein, was es sonst in der Welt nicht gibt.“ Die Söhne fragten: „Wo ist die Nachtigall Gisar? Wir wollen gehen und sie holen.“ Der Derwisch antwortete: „Ich habe davon gehört, aber wo sie ist, weiß ich nicht.“ Da ließen sie den Derwisch gehen, gingen in den Palast und sagten zu ihrem Vater: „Der Derwisch hat uns gesagt, daß die Nachtigall Gisar fehlt, aber wo die ist, weiß er auch nicht; jetzt wollen wir gehen und sehen, daß wir herausfinden, wo sie ist.“ So machten sich die drei Söhne auf, die Nachtigall Gisar zu suchen. Als sie etwa zwanzig Tagereisen gemacht hatten, kamen sie an einen Ort, wo sie auf drei Wege trafen, an jedem war ein Stein, auf dem etwas geschrieben stand; an zwei Wegen besagte die Schrift: „Wer diesen Weg geht, kommt zurück“, und an einem stand geschrieben: „Wer diesen Weg geht, kommt nicht mehr zurück.“ Die drei Brüder blieben nun da stehen und berieten sich, und der jüngste sagte: „Wir wollen uns hier trennen und jeder seinen Weg einschlagen; hier wollen wir unsere drei Ringe lassen, und wer zuerst zurückkommt, soll gehen und die andern suchen.“ Sie ließen die Ringe unter einem Stein, umarmten sich und gingen auseinander. Der jüngste nahm den Weg, wo geschrieben stand: „Wer diesen Weg geht, kommt nicht mehr

zurück", die beiden andern gingen die Wege, auf denen man zurückkommen konnte. Der eine der beiden älteren Brüder ging in eine Stadt und wurde Barbier, der andere in eine andre Stadt und machte ein Kaffeehaus auf; dort blieben sie und besorgten ihre Geschäfte. Der jüngste, der den Weg genommen hatte, auf dem man nicht zurückkommen sollte, geriet in eine Wildnis, wo es kein Dorf, kein Gasthaus und nirgends einen Menschen gab, nur wilde Tiere und andre wilde Geschöpfe. Unterwegs traf er auf eine wilde Frau, die kämmte ihr Haar mit Ginster; der Bursche ging hin, kämmte sie mit einem Kamm und nahm ihr den Schmutz und die Läuse ab, die sie auf dem Kopf hatte; und als er sie so davon befreit hatte, sagte sie zu ihm: „Was möchtest du von mir dafür, daß du mir diese Wohltat getan und mich von den Läusen befreit hast?" Er antwortete: „Ich möchte nicht, daß du mir etwas gibst, aber ich möchte dich etwas fragen, und wenn du es weißt, sags mir." Sie fragte darauf: „Was willst du mich fragen?" Der Bursche antwortete: „Ich suche die Nachtigall Gisar; hast du irgendwo von ihr gehört, da du doch im Gebirge herumwanderst?" Darauf sagte sie: „Hier ist der Vogel, den du suchst, nicht; kehr nur wieder um, denn hier sind lauter wilde Tiere; auch ich, der ich doch ein wilder Mensch bin, bin niemals über das Gebirge gegangen, denn dort sind sehr große wilde Tiere." Der Bursche erwiderte: „Ich gehe, und wie es Gott gibt, möge es geschehen." Damit ging er von ihr fort und stieg auf einen Berg. Dort sah er ein Haus, das war das Haus des Tigers; dahin ging er. Der Tiger war nicht zu Hause, nur seine Frau, die war beim Brotbacken. Der Bursche redete sie an, und sie antwortete: „Was wolltest du hier? Mein Mann kommt jetzt, und der wird dich fressen." Er sagte darauf: „Da ich jetzt einmal da bin, macht mit mir, was ihr wollt." Als nun die Zeit kam, daß die Tigerfrau das Brot in den Backofen schieben sollte, verstand sie die Kohlen nicht anders auszubreiten als mit ihren Brüsten; dabei verbrannte sie sich jedesmal und war zehn Tage krank.

Als der Bursche das sah, sprach er zu ihr: „Laß mich die Kohlen ausbreiten", schnitt einen Zweig ab und breitete sie damit aus. Als die Frau so gelernt hatte, Brot zu bereiten ohne krank zu werden, freute sie sich sehr, aber der Bursche tat ihr leid, daß der Tiger kommen und ihn fressen würde. Als sie nun das Brot aus dem Ofen genommen hatte, gab sie dem Burschen zu essen und versteckte ihn dann in einer Kiste.

Darauf kam der Tiger nach Hause, fand seine Frau nicht krank, sondern auf den Füßen und sagte ärgerlich zu ihr: „Warum hast du heute kein Brot bereitet?" Sie antwortete: „Ich habe Brot bereitet", und er: „Wenn du das Brot bereitetest, wurdest du immer krank, warum bist du jetzt nicht krank geworden?" Sie antwortete: „Ich habe ein Mittel gefunden, mich nicht zu verbrennen, wenn ich Brot bereite"; darauf zeigte sie es ihm und sagte: „Wenn ich hier einen Menschen hätte, der mich lehrte, mich beim Brotbereiten nicht zu verbrennen, was würdest du mit ihm machen?" Der Tiger antwortete: „Mit dem Menschen würde ich mich verbrüdern." Da ließ sie den Menschen aus der Kiste heraus und sagte zu ihrem Manne: „Der ists, der mich belehrt hat", und so umarmten sich der Mensch und der Tiger und schlossen Freundschaft, und der Tiger fragte ihn: „Weshalb bist du hierhergekommen?" Der Mensch antwortete: „Ich suche einen Vogel, den man die Nachtigall Gisar nennt, hast du etwas von dem gehört oder nicht?" Darauf sagte der Tiger: „Hier ist dieser Vogel nicht, aber ich habe einen Bruder, der ist sehr alt, die Augenlider sind ihm heruntergefallen und decken die Augen zu, so daß er nicht sehen kann; dahin sollst du gehen"; auch zeigte er ihm den Weg zu dem Hause und befahl ihm an: „Wenn du nahe zu dem Hause kommst, wirst du die Frau des Löwen, meines Bruders, treffen; sie ist alt; sie hat sich gerade umgewandt und sieht auf das Haus zu; ihre Brüste hat sie über die Schultern zurückgeworfen. Du mußt nun von rückwärts kommen und die Brust in den Mund nehmen; dann wird sie zu dir sagen:

Wer bist du, der da meine Brust nimmt, und du antworte: Ich bin dein Sohn, ich erkenne dich als meine Mutter. Dann wird mein Bruder von drinnen fragen: Wer ist da?, und du sagst darauf sogleich: Ich bin der Freund deines Bruders, des Tigers, und er schickt mich zu dir wegen einer Angelegenheit, die mich angeht. Er wird dann sagen: Komm herein. Du gehst hinein und hebst ihm die Augenlider auf, daß er dich sehen kann. Er kann wissen, wo die Nachtigall Gisar ist; wenn er es aber nicht weiß, geh nicht weiter, sondern kehre um." Darauf umarmten sich der Tiger und der Bursche und gingen auseinander, der Bursche tat, wie ihm der Tiger geheißen hatte und fragte den Löwen, ob er wisse, wo die Nachtigall Gisar sei. Der Löwe antwortete: „Der Vogel ist nirgends, kehre um, denn von hier weiter sind wilde Geschöpfe aus der Geisterwelt, so daß auch ich nicht dadurch kommen kann, der ich doch der König der wilden Tiere bin."

Aber der Bursche kehrte nicht um trotz allem, was ihm der Löwe sagte, sondern nahm Abschied von ihm und ging den Weg, von dem ihm der Löwe gesagt hatte, er solle ihn nicht gehen. So ging er eine lange Strecke, da erschienen drei Adler und machten den Mund auf, um den Burschen zu fressen. Er aber zog den Säbel, hieb dem einen den Flügel, dem anderen das Bein, dem dritten den Schnabel ab. Darauf gingen sie ihres Weges, und der Bursche setzte auch seinen Weg fort. Nach einer Weile sah er plötzlich ein Haus auf einer großen Ebene und ging darauf zu; dort traf er eine alte Frau, die einen Kringel auf die Glut gelegt hatte und ihn buk. Als sie ihn sah, rief sie aus: „Was wolltest du hier, mein Sohn? Meine Töchter werden kommen und dich fressen." Der Bursche antwortete: „Da ich nun einmal hier in deiner Hand bin, mach mit mir, was du willst." Da nahm die Alte den Kringel vom Feuer und gab ihm zu essen. Darauf deckte sie den Tisch mitten im Hause, stellte mitten darauf eine Schüssel mit Wasser, setzte ringsum den Tisch die Speise auf und schloß dann den Burschen

in einen Schrank ein, ließ ihm aber ein Loch, damit er sehen könne, was geschähe. Da sah der Bursche nach kurzer Zeit den Adler kommen, dem er den Flügel abgehauen hatte, der kam zum Fenster herein, ging zu der Wasserschüssel auf dem Tisch, badete sich und wurde ein Mädchen. Bald darauf kamen auch die andern Adler, die er verwundet hatte, badeten sich und wurden zu Mädchen. Die sagten nun zu der Alten, ihrer Mutter: „Es riecht uns nach Menschen." Die Alte antwortete: „Ihr kommt von Menschen, darum riecht es euch danach." Als nun die Mädchen gegessen hatten, sagte die Alte: „Wenn ich hier einen Mann hätte, was würdet ihr mit ihm machen?" Darauf sagte die älteste: „Bei der Seele des Mannes, der mir den Flügel abgehauen hat, ich werde ihm kein Leid antun"; und die zweite sagte: „Bei der Seele dessen, der mir das Bein abgehauen hat, ich werde ihm kein Leid antun." Ebenso sprach auch die jüngste; darauf ließ die Alte den Burschen heraus und er sagte: „Ich bin der, der euch verwundet hat."

Da freuten sie sich sehr, daß sie dem Burschen wieder begegnet waren, und fragten ihn: „Weshalb bist du hierher gekommen?" Er antwortete: „Ich suche die Nachtigall Gisar, und wen ich auch gefragt habe, bis ich hierher gekommen bin, keiner wußte etwas von ihr." Sie aber sagten: „Wir wissen, wo die Nachtigall Gisar ist, aber wenn du zu Fuß gehen willst, geschweige, daß du nicht durchkommst bis dahin, aber auch wenn du durchkommst, sind es drei Jahre-Reise, bis du an den Ort kommst." Darauf sagte er: „Aber was soll ich tun?", und sie sprachen: „Du sollst uns etwas Gutes erweisen, was wir von dir wünschen, dann wollen wir dich in einer Stunde dahin bringen, und du kannst die Nachtigall nehmen." Der Bursche fragte: „Was wünscht ihr von mir, was soll ich euch erweisen?", und sie sagten: „Du sollst drei Monate bei uns bleiben, bei jeder von uns einen Monat."

Nach den drei Monaten brachten sie ihn an den Ort, wo die Nachtigall Gisar war. Aber die Besitzerin der Nachtigall war die Schöne der Erde und Königin; an ihrem Hofe hatte

sie fünfhundert Wächter, an der äußeren Tür wachte der Wolf, an der zweiten der Tiger, an der Tür ihres Gemaches der Löwe. Dorthin brachten den Burschen seine Freundinnen und setzten ihn im Hofe ab gerade zu der Zeit, als alle die Männer, der Wolf, der Tiger, der Löwe und auch die Schöne der Erde eingeschlafen waren, und er ging hindurch und in ihr Gemach. Dort hatte sie vier Kerzen angezündet und andere vier standen auf dem Tisch nicht angezündet; die angezündeten waren beinahe zu Ende. Als nun der Bursche hineinkam, zündete er die vier frischen Kerzen an, löschte die brennenden aus, nahm den Käfig mit der Nachtigall Gisar und ging hinaus. Aber als er aus der Tür trat, erwachten alle, doch ehe sie ihn ergreifen konnten, nahmen ihn seine Freundinnen auf und brachten ihn wieder in ihr Haus. Dort blieben sie noch einige Zeit zusammen, dann sagte der Bursche: „Jetzt bringt mich in mein Land", und sie brachten ihn an den Ort, wo er sich früher von seinen Brüdern getrennt hatte. Dort ging er zu dem Stein, wo sie die Ringe gelassen hatten und fand die Ringe seiner Brüder. Nun schlug er den Weg ein, den seine Brüder genommen hatten, fand den einen als Barbier, den andern als Kaffeewirt, und sagte zu ihnen: „Kommt, wir wollen zum Vater gehen; ich habe die Nachtigall Gisar gefunden und mitgebracht."

So machten sich die drei Brüder zusammen auf den Weg zu ihrem Vater. Unterwegs bekamen sie Durst; eine Quelle fanden sie nicht, trafen aber auf einen Brunnen, doch hatten sie nichts, womit sie Wasser schöpfen konnten. Da sagten die beiden älteren zu dem jüngsten Bruder: „Steig du hinein und schöpfe uns Wasser, daß wir trinken können." Damit banden sie ihn an ein Seil und ließen ihn hinab, schnitten aber das Seil durch und gingen davon. Aber der Brunnen hatte kein sehr tiefes Wasser, so daß der Bursche hätte ertrinken können, sondern es reichte ihm nur bis an den Hals, so daß der Kopf draußen blieb. Als so die beiden den jüngsten Bruder in den Brunnen geworfen hatten, hörte die Nachtigall Gisar auf zu singen. So nahmen sie den Vogel

und brachten ihn zu ihrem Vater. Der fragte nach dem jüngsten: „Was habt ihr mit ihm gemacht?" Sie antworteten: „Er ist ein Gauner geworden und treibt sich überall in den Städten herum."
Da zog nun die Königin, die Schöne der Erde, aus; sie kam, den König zu bekriegen und den Mann zu fordern, der den Vogel genommen hatte. Da machte sich der älteste Bruder auf und ging zu ihr; sie fragte ihn: „Du bist gekommen und hast die Nachtigall Gisar genommen?" Er antwortete ja. Darauf sagte sie: „An welcher Stelle hast du sie gefunden?" Er antwortete: „Auf einer Zypresse." Da ließ sie ihn niederwerfen und ihre Leute mußten ihn prügeln, bis er unter den Schlägen starb. Als der zweite Bruder vernahm, daß sie den ältesten getötet hatte, und als sie die Kanonen auf den Königspalast richtete und auch die Stadt und den Palast halb zerstört hatte, da ging er dann aus Furcht zu seinem Vater und sagte ihm die Wahrheit, was sie getan hatten, daß sie den jüngsten Bruder in den Brunnen geworfen hatten. Der König schickte sogleich Leute hin, die holten den jüngsten Sohn halb tot aus dem Brunnen, er konnte gerade noch atmen, aber kein Wort hervorbringen. Nach einigen Tagen kam er zu sich und sprach wieder. Sobald er sprach, fing die Nachtigall Gisar an zu singen und sang so schön, daß alle Leute von Sinnen kamen. Als die Schöne der Erde die Stimme der Nachtigall hörte, schickte sie sogleich Leute, die von dem Tor des Königspalastes bis zu ihrem Dampfschiff rotes Tuch ausbreiten mußten. Nun stieg der Königssohn zu Pferde, nahm die Nachtigall in die Hand und ritt über das Tuch. Als die Leute ihn so reiten sahen, erschraken sie sehr und dachten: „Jetzt wird die Schöne der Erde die Stadt um und um kehren"; aber sie irrten sich. Als der Königssohn nahe bei dem Dampfschiff war, kam die Schöne der Erde heraus und empfing ihn; sie gingen auf das Schiff, und sie fragte ihn: „Wo hast du die Nachtigall Gisar genommen?", und er erzählte ihr getreulich, wie er den Vogel genommen hatte. Nun wurden sie einig und heirateten sich; so bekam der

Königssohn die Schöne der Erde, und sie leben noch heute, freuen sich ihres Lebens und herrschen als Könige.

52. Die drei Gesellen

Ein Mann hinterließ bei seinem Tode seine Frau in Hoffnung, und nach sechs Monaten gebar sie einen Knaben. Sie zog trotz aller ihrer Armut den Knaben auf, bis er fünfzehn Jahre wurde. Als der Knabe verständig geworden war, fragte er seine Mutter, ob sie nicht etwas vom Vater hätte. Die Mutter antwortete ihm, der Vater hätte viele Dinge hinterlassen, aber sie hätte alles verkauft, um seine Erziehung bis jetzt zu bestreiten. Aber der Knabe lag seiner Mutter immerfort in den Ohren, indem er um irgend etwas vom Vater bat, was es auch sei. Endlich sagte sie zu ihm: „Mir kommt es vor, als ob irgendwo auf dem Boden des Hauses ein Säbel liege", und der Knabe sprach zu ihr: „Heb mich auf deine Schulter, damit ich hinaufkomme und ihn herunterwerfen kann." Der Knabe nahm den Säbel, der seit Jahren nicht gereinigt und daher verrostet war, reinigte ihn, daß er wieder glänzte, und hängte sich ihn um den Hals. Dann sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, ich will in ein fremdes Land ziehen." Da begann die Mutter zu weinen und zu klagen, bat ihn, er solle nicht fortgehen und sagte schließlich zu ihm: „Schlag mir mit dem Säbel deines Vaters erst den Kopf ab, und dann zieh fort." Aber der Knabe sprach: „Welcher Sohn hat jemals seiner Mutter den Kopf abgeschlagen? Ich bitte dich, grolle mir nicht, brich mir nicht das Herz, sondern wünsche mir Glück und hab mich lieb, denn mit Gottes Hilfe werde ich bald zurückkehren." Nach diesen Worten änderte er seinen Namen, indem er den Namen „Säbel" annahm, und nahm den Säbel und schrieb seinen Namen darauf. Endlich legte er die Arme um den Hals seiner Mutter, damit sie sich vor der Trennung noch recht küssen

möchten, und sie konnten lange Zeit nicht aufhören zu weinen. Beim Scheiden küßte der Knabe den Säbel, damit er ihm Glück brächte, und als er zum Hause herausging, sprach er zu seiner Mutter: „Bleib gesund und sei mir nicht böse, denn länger als sechs Monate werde ich nicht ausbleiben."

Als er sich von seinem Dorfe fünf oder sechs Stunden entfernt hatte, kam er an einen Berg, ganz einsam; er setzte sich an einem ebenen Platze hin, zog den Säbel heraus, küßte ihn und steckte ihn wieder in den Gürtel. Es verging keine halbe Stunde, da kam ein Jüngling in seinem Alter und sprach zu ihm: „Guten Tag, Freund!" Er antwortete: „Sei willkommen, Bruder!" Der Fremde fragte ihn: „Woher kommst du und wohin gehst du?" Und er sagte: „Ich bin ausgezogen nach meinem Glück." — „Ich auch," sprach der andre, „und wenn du willst, wollen wir Brüder werden und zusammen nach unserem Glück ausziehen." Da schlang der Sohn der Witwe die Hände um seinen Hals, küßte ihn und fragte ihn nach seinem Namen, und er sagte, er hieße „Stern". Dann sagte er ihm auch den seinigen, „Säbel".

Hierauf machten sich die beiden auf und zogen geradeaus ihres Weges, bis die Nacht hereinbrach; da machten sie Rast, und nachdem sie ein wenig geplaudert hatten, legten sie sich nieder zu schlafen, ohne gegessen und getrunken zu haben. Am andern Tage zogen sie wieder geradeaus ihre Straße; nach etwa einer halben Stunde trafen sie einen Jüngling in ihrem Alter und sprachen zu ihm: „Guten Weg, Dörfler." Und der antwortete: „Mögt ihr Glück haben, meine Brüder." Sie sagten: „Woher sind wir deine Brüder?"; und er sprach: „Ihr wart nicht meine Brüder, aber jetzt und in Zukunft sollt ihr es sein." — „Wenn wir deine Brüder sein sollen," antwortete sie, „so sollst auch du unser Bruder sein." Sie fragten ihn nach seinem Namen, und er sagte ihnen, man nenne ihn „Meer". Sie sagten ihm auch ihre Namen, und dann umarmten und küßten sich die drei wie wirkliche Brüder und verpflichteten sich feierlich, zusammen zu sterben, wenn ihnen etwas zustoßen sollte.

So zogen die drei weiter und kamen in die Nähe einer Stadt. Dort herrschte ein König, der hatte gerade in den Tagen einen breiten Graben ziehen und ausrufen lassen: wer über diesen Graben springen könne, solle die Tochter des Königs zur Frau bekommen; wer nicht hinüber käme, dem solle der Kopf abgeschlagen werden. Viele Leute versuchten den Sprung in der Hoffnung hinüber zu kommen, aber sie fielen hinein und wurden zum Scharfrichter geschickt, der allen die Köpfe abschlug. In dieser Zeit kamen auch die drei dahin, und als sie die ganze Menge sahen, sprachen sie: „Laßt uns näher gehen und sehen, was hier vorgeht."
Als sie näher kamen und sahen, daß es sich um die Aufgabe handle, über den Graben zu springen, überlegten die drei miteinander und sprachen: „Sollen wir uns ein Herz fassen über den Graben zu springen? Vielleicht kommen wir hinüber. Und wenn wir nicht hinüberkommen, laßt uns sterben." Meer sagte: „Der Graben ist sehr breit, und wir können nicht hinüberspringen." Da nahm Säbel einen Stein von der Erde, gab ihn an Meer und sagte ihm, er solle ihn hinüberwerfen; und als der das getan hatte, fragte er ihn: „War der Stein sehr schwer?" Meer sagte: „Er war nicht schwerer als fünf Drachmen." — „So schwer ist auch unser Springen", sprach Säbel, und ohne lange zu zögern, stellte er sich zwischen beide, Stern und Meer, umarmte sie fest mit beiden Armen und sprang mit ihnen auf die andre Seite hinüber, ohne irgendwelche Schwierigkeit, so daß die ganze Menge dort, als sie das sah, sich verwunderte. Der König ließ die drei auf einen Wagen setzen, in den Palast bringen und vor sich führen. Dort fragte er sie: „Wer von euch will meine Tochter zur Frau nehmen?" Säbel erwiderte, Stern wolle sie nehmen. Und der König gab Befehl, die Hochzeit zu rüsten. Dann fragte er auch Säbel und Meer, was sie für eine Stellung wünschten. Säbel sagte, der König möge Meer eine geben, denn er wolle für sich nichts.
Einige Tage nach der Hochzeit nahm Säbel Abschied von Stern und Meer, um sich aufzumachen und weiterzuziehen.

Die aber sprachen mit großem Mißmut zu ihm: „So wenig also bedeutet unsere Brüderschaft, daß du das Herz hast fortzugehen und uns zu verlassen?“ Da antwortete Säbel: „Unsere Brüderschaft ist unvergänglich, und darum lasse ich euch jetzt, wo ich fortziehen will, diese Feder zurück. Gebt wohl acht, wenn sie anfängt Blut zu tropfen, dann macht euch sogleich auf und sucht mich so lange, bis ihr mich findet, denn dann bin ich in Gefahr.“ Darauf küßte er sie, machte sich auf und zog fort.

Als er so drei vier Tage seine Straße gezogen war, kam er an eine Stelle, wo sich sieben Wege teilten. Dort stand ein Turmhaus, in dem eine alte Frau wohnte. Säbel bat die Alte, sie möchte ihm sagen, wohin die Wege führten, und als er es erfahren hatte, schlug er den Weg zu der Schönen der Erde ein. Da sprach die Alte zu ihm: „Mein Sohn, setz nicht deinen Kopf und dein junges Leben umsonst aufs Spiel, denn auf diesem Wege sind Könige mit starken Heeren gezogen und sind nicht dahin gelangt, wohin du ganz allein gehen willst.“ Da schrieb er an die Mauer des Turmes und gab der Alten den Auftrag: „Wenn zwei junge Männer nach mir fragen, so zeige ihnen diese Schrift und den Weg, den ich einschlage.“ Hierauf schlug er den Weg ein, den er schon betreten hatte und zog dahin.

Als er ein Stück weiter gekommen war, traf er eine Kutschedra mit sechs Jungen auf dem Wege, die stürzte sich auf ihn, um ihn zu fressen. Er aber zog seinen Säbel und tötete sie samt ihren Jungen. Als er weiter zog, sah er von weitem den Palast der Schönen der Erde, und auf dem Wege dahin fand er eine Quelle, bei der er ein wenig verweilte. Die Schöne der Erde sah ihn und sprach zu der Kutschedra, die bei ihr war: „Es kommt ein junger Held, gekleidet in ein weißes Gewand“, und die antwortete: „Beobachte aus dem Fenster, wie er Wasser trinken wird, mit der Hand oder auf den Knien.“ Der Jüngling ließ sich auf ein Knie nieder, legte seinen Kopf an das Becken der Quelle und trank. Da sprach die Kutschedra zu der Schönen der Erde: „Vor diesem

Manne habe ich Furcht." Dort außerhalb des Palastes stand ein Apfelbaum mit Früchten, und als der Jüngling sich näherte, beobachtete ihn die Kutschedra, ob er springen würde, um den größten Apfel zu nehmen. Und der Jüngling sprang und nahm den Apfel mit den Zähnen, nicht mit der Hand. Als sie das sah, rief sie: „Wehe, vor diesem Mann gibt es für mich keine Rettung."
Der Jüngling kam an die Tür des Palastes, ging geradeswegs hinein und sagte zu ihnen: „Guten Tag." Die Kutschedra sprach zu ihm: „Wie hast du es gewagt, hierher zu kommen?", und er antwortete: „Ebenso wie du es gewagt hast." Da entbrannte sie in Zorn und versuchte sich auf Säbel zu stürzen; der aber zog sofort seinen Säbel und hieb sie in zwei Stücke; und so gewann er die Schöne der Erde. Als einige Wochen vergangen waren, hörten die Könige, daß ein Held die Kutschedra erschlagen und die Schöne der Erde zur Frau genommen hatte. Da machten sie sich eilig auf und gingen zu den sieben Wegen und fragten die Alte: „Was für ein Mann ist hier vorbeigegangen zur Schönen der Erde?" Und sie sagten ihnen: „Ein junger Mann von etwa 16 Jahren." Da beschlossen sie gegen ihn zu ziehen und machten sich auf und bekämpften ihn vierundzwanzig Tage, aber mit aller ihrer Macht vermochten sie ihm nichts anzuhaben, sondern kehrten unverrichteter Sache wieder um. Nachdem nun die Könige Säbel nicht hatten besiegen können, kamen sie auf dem Rückwege zu der Alten und trugen ihr auf, sie solle zur Schönen der Erde gehen und sie fragen, mit welcher Heldentat und Kraft der junge Mann sich ihrer bemächtigt hätte. Und die Schöne der Erde antwortete der Alten: „Als er angekommen war, tötete er die Kutschedra mit Leichtigkeit und bemächtigte sich meiner." Hierauf sagte die Alte, sie solle den Jüngling fragen, worin seine Heldenkraft liege. Und nach einigen Tagen fragte sie Säbel: „Wo hast du alle deine Kraft?" Und der Arme enthüllte ihr aus Liebe zu ihr alles, indem er sagte, seine ganze Kraft sei sein Säbel, und wenn ihm den jemand wegnähme, so wäre er verloren. Sie sagte

das der Alten wieder, und die fand nach einigen Tagen Gelegenheit, dem Jüngling den Säbel zu stehlen, und warf ihn ins Meer.
Nachdem Säbels Säbel ins Meer geworfen war, verfiel er sogleich in eine Krankheit und lag auf den Tod. Die Alte kehrte erfreut in ihren Turm zurück und rief den Königen zu, wer die Schöne der Erde ohne Heer und ohne Kampf gewinnen wolle, der möge hingehen, denn der Tag sei gekommen. Als die Könige das hörten, machten sie sich auf gegen Säbel zu ziehen. Aber Säbels Brüder hatten gesehen, daß seine Feder Blut tropfte und waren eiligst ausgezogen ihren Bruder zu suchen. Stern nahm Meer auf die Arme, und sie kamen viel eher an als die Könige und fragten die Schöne der Erde: „Wo hast du unseres Bruders Säbel?" Sie antwortete: „Man hat ihn ihm genommen und ins Meer geworfen." Da erhob sich Meer sogleich, tauchte ins Meer, fand den Säbel und brachte ihn dem Bruder; der rieb sich sogleich die Augen, erwachte und stand gesund auf, wie sonst. Und während er sich die Augen rieb, sprach er zu ihnen: „Ach, wie lange habe ich geschlafen." Als er aber seine Brüder bei sich sah, begriff er, daß er in Gefahr gewesen war.
Hierauf kamen auch die Könige, um ihn zu bekämpfen und fielen tapfer über ihn her, aber da Säbel wieder genesen war, unterlagen sie auch diesmal und mußten besiegt umkehren. Als Säbel auch diese Schlacht gewonnen hatte, nahm er die Schöne der Erde samt allem, was sie hatte und machte sich auf, um mit seinen Brüdern zu seiner Mutter in seine Heimat zu ziehen. Sie zogen wieder ihre Straße, und als sie zu den sieben Wegen kamen, beschenkte er dort die Alte reichlich, indem er zu ihr sagte: „Das schenke ich dir für das Gute, das du mir getan hast, indem du meinen Säbel ins Meer warfst. Jetzt bitte ich dich, laß die Könige, die kamen und mich bekriegten, die Botschaft wissen, daß ich, der ich die Schöne der Erde gewonnen habe, nun in meine Heimat ziehe. Wenn sie wollen und wenn sie Groll gegen mich hegen, sollen sie kommen mit mir zu kämpfen, ich will sie dann in

tausend Stücke hauen." Dann sprach er zu der Alten: „Ich grüße dich, bleib gesund", und sie trennten sich.
Indem sie weiterzogen, kamen sie zu dem König, der Sterns Schwiegervater war, denn Stern hatte seine Tochter zur Frau genommen, und baten ihn um Erlaubnis, mit seiner Tochter in ihre Heimat zu ziehen. Aber der König antwortete ihnen: „Ihr zieht, wohin ihr wollt, aber mein Schwiegersohn und meine Tochter bleiben hier." Da sprach Stern zu ihnen vor den Augen des Königs: „Ich trenne mich um nichts, auch nicht um die Tochter des Königs, von euch, meine Brüder." Der König sprang auf und rief: „Mag er wollen oder nicht, ihr werdet euch trennen". Säbel erhob sich und sprach zu ihm: „Was soll das heißen: Mag er wollen oder nicht? Stern, unsern Bruder, willst du mit Gewalt zurückhalten? Der Mann, der einen von uns dreien mit Gewalt zurückhielte, ist nicht geboren." Hierauf befahl der König seinem Türhüter: „Nimm diese Männer und wirf sie ins Gefängnis." Aber Säbel erwiderte dem König: „Laß deiner Tochter sagen, sie solle hierher kommen, damit wir sehen, was sie sagt"; und der König befahl, man solle seine Tochter zu ihm bringen. Da sprach Säbel zu Stern: „Nimm auf einen Arm deine Frau und auf den anderen Meer und geh fort, indem du dem König Lebewohl sagst." Der König hörte diese Worte mit Erstaunen; er rief seine Türhüter und befahl ihnen, es sollten an jeder Tür nicht weniger als vier Hüter stehen. Stern aber erhob sich, blieb in der Mitte des Zimmers stehen und sagte zum König: „Ich grüße dich, leb wohl, mein Schwiegervater." Dann sprang er samt seiner Frau und Meer durchs Fenster hinaus, und die drei entkamen, während Säbel allein zurückblieb. Als der König das sah, eilte er ans Fenster um zu sehen, ob sie nicht zerschmettert wären, da sie so hoch hinabgesprungen waren, und als er sah, daß ihnen nichts Schlimmes zugestoßen war, wußte er nicht, was er tun sollte. Er befahl hierauf Säbel zu töten. Säbel erwiderte ihm: „Und warum willst du mich töten?" — „Weil du schuld bist, daß mich meine Tochter ver-

lassen hat." Da erhob sich auch Säbel, nahm die Schöne der Erde um fortzugehen, und als die Türhüter ihn nicht herauslassen wollten, zog er seinen Säbel, tötete alle vier und entkam zu seinen Brüdern.

Als der König das alles sah, und wie er ihm auch seine Türhüter erschlug, da ließ er in Eile sein Heer sich versammeln und ihnen nachsetzen, und wenn sie sich nicht lebend fangen ließen, sollten sie sich auf sie stürzen und sie töten. Als die Brüder das Heer sahen, das ihnen nachkam, blieben sie stehen und warteten, bis es sich näherte. Da schickte man aus dem Heere einen Gesandten zu den Brüdern, der ihnen sagte: „Entweder kehrt gutwillig zum König zurück, oder das Heer wird über euch kommen und euch niederhauen." Die Brüder antworteten: „Tut ihr, wie euer Herr euch befohlen hat, denn wir kehren nicht zurück." Der Abgesandte kehrte ins Lager zurück und meldete, sie wollten nicht gutwillig umkehren. Da zog ihnen das Heer entgegen, und sie erwarteten es furchtlos. Als sie die ganze Menge sahen, die gegen sie losstürzte, erhob sich Säbel und rief: „Laßt ab vom Kampfe! Was habt ihr im Sinn, und was erwartet ihr? Wollt ihr alle hier niedergestreckt werden oder wieder heimkehren?" Aber obgleich diese Worte wie Bleikugeln auf sie fielen, gehorchten sie doch nicht, sondern versuchten über die Brüder herzufallen. Da sprach Säbel zu den Brüdern: „Nehmt ihr die Frauen und zieht weiter." Und er, ganz allein, zog seinen Säbel, stürzte sich auf die Feinde und erschlug siebenhundert von ihnen, darunter ihren Anführer. Als das unglückliche Heer sah, daß auch ihr Anführer gefallen war, da flohen sie in großer Verwirrung, so daß einer den andern nicht sah. Da machte sich auch Säbel auf, zog seines Weges und traf mit seinen Brüdern da zusammen, wo sie auf ihn warteten.

Nun zogen sie alle zusammen ihre Straße, und nach drei Tagen kamen sie bei Säbels Hause an. Indem sie seine Mutter begrüßten, sprachen sie zu ihr: „Wir grüßen dich, liebe Mutter." Und sie erwiderte höchst erstaunt: „Wer seid ihr,

daß ihr mich Mutter nennt?" Sie sprachen: „So hat uns dein Sohn geheißen, der auch in diesen Tagen kommen kann. Wir haben eine Wette mit deinem Sohn gemacht, daß du ihn, wenn er kommt, nicht erkennen wirst." Und sie sagte: „Meinen Sohn werde ich erkennen, auch wenn er erst in fünfhundert Jahren kommt." Aber bei diesen Worten ergriff sie die Sehnsucht, und sie weinte. Da sprach Stern zu ihr: „Welcher von uns dreien ist dein Sohn?" Nun fing sie an sie genauer zu betrachten, und als sie sich gesammelt hatte, verglich sie die Söhne und erkannte den ihrigen; da fiel sie auf die Knie und weinte ohne Aufhören. Dann umarmte sie ihren Sohn und küßte ihn zärtlich; darauf küßte sie auch die beiden andern und die beiden Frauen.

Als sie sich nun dort niedergelassen hatten, sprachen sie nach einiger Zeit untereinander: „Sind wir drei Brüder oder zwei?" Stern sagte: „Wir sind drei." — „Wenn wir drei sind, warum sollen wir nur zwei Frauen haben?" Meer erhob sich und sagte: „Das macht nichts." Da sprach Säbel: „Wir wollen dich zum König über unser ganzes Land machen." Und sie machten ihn zum König, und er regierte sein ganzes Leben lang, und solange die drei lebten, blieben sie immer Brüder und hatten sich lieb.

53. Die Schöne der Erde

Es war einmal ein sehr reicher Vater, der hatte eine Frau und einen Sohn. Als er zum Sterben kam, hinterließ er seinem Sohn einige Verfügungen, und darunter besonders die, er solle niemals den Ort betreten, wo die Schöne der Erde wohnte. Der Knabe wuchs heran und lebte glücklich und zufrieden, solange er die Stadt der Schönen der Erde nicht betrat. Aber endlich ergriff ihn eine gewaltige Sehnsucht dahin zu gehen, obgleich ihn das Verbot im Testament seines Vaters und seine Mutter abhielten; und es verging keine lange

Zeit, da beschloß er, sich auf den Weg zu machen, nahm ein großes Felleisen voll Goldstücke mit und zog aus, um den Ort zu suchen, wo die Schöne der Erde wohnte.
Auf dem Wege rastete er bei einer alten Frau, die ihm, wie ein Wort das andre gab, erzählte, daß gerade an diesem Ort die Schöne der Erde wohnte, und daß die jungen Männer mit Aufwand von vielem Geld kaum dazu kämen, einen Augenblick ihren Finger oder ihre Hand zu sehen. Als der Jüngling das hörte, entbrannte er vor Verlangen auch hinzugehen, um wenigstens ihre Hand zu sehen, auch wenn es ihn noch soviel Geld kosten sollte. Und als er von der Alten den Weg erfahren hatte, ging er in den Palast des Mädchens und bat, man möchte sie ihn sehen lassen, indem er zugleich die mitgebrachten Goldstücke zeigte. Als die Dienerinnen des Mädchens das viele Gold sahen, sagten sie es ihr, und sie gab Befehl, ihn einzulassen. Sie stellten ihn an einen Ort, wo er kaum ihren Finger zu sehen bekam, dann nahmen sie ihm seine Goldstücke weg und warfen ihn hinaus. Denn das Mädchen zeigte sich auch ihren Freunden, die dahin kamen, niemals ganz, sondern das erstemal die Hand, das zweitemal den Unterarm, das drittemal den Oberarm und so fort. Der Jüngling aber, als er wieder zu der Alten zurückkehrte, war trotz allem, was er bei dem Mädchen hatte erleiden müssen, doch so aufgeregt und voll Begierde wiederhinzugehen, daß er es nicht aushalten konnte. Daher machte er sich eilig auf, um nach Hause zurückzukehren, andres Geld zu holen und wiederzukommen. Er redete auch mit der Alten, und die trieb ihn noch mehr dazu an, da auch sie Geschenke von ihm bekam. Am folgenden Tage kam der Jüngling in seine Heimat, berauscht von Liebe, und sowie er sein Haus betrat, ging er gleich hin, um Geld zusammenzusuchen, damit er gleich zu dem Mädchen ziehen könnte. Als die arme Mutter ihren Sohn so ohne einen Heller sah, geriet sie in heftigen Zorn. Sie versuchte, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, aber was sie auch tat war vergeblich, denn der Jüngling wollte sich auf keine Weise abhalten lassen. Kurz,

er nahm das Geld, diesmal mehr als früher, und zog fort. Als er zu dem Mädchen kam, betrogen sie ihn wieder, indem sie ihm ihre Hand zeigten, ihm sein Geld nahmen und ihn fortjagten. Kurz — daß wir die Erzählung nicht zu sehr ausdehnen — der Jüngling verschleuderte auf diese Weise aus Liebe nach und nach sein ganzes Vermögen, ohne etwas damit zu erreichen, und er, der vormals so reich gewesen war, wurde nun ganz arm.

Nun machte er sich daran, in den Kammern und Kellern seines Vaters zu suchen, ob er dort Geld oder eine andere Kostbarkeit finden möchte, die er dem Mädchen bringen könnte. Zu seinem Erstaunen fand er eine Kappe, die ihn, sobald er sie aufsetzte, den Augen seiner Mutter entzog, so daß er nicht mehr gesehen wurde, obwohl man seine Stimme hörte. Die Kappe gefiel ihm sehr, und er glaubte, daß er mit ihrer Hilfe das Mädchen überwinden werde. Daher nahm er sie ohne zu zögern mit sich und zog wieder nach dem Orte, wo das Mädchen wohnte. Als er an ihrem Palast angekommen war, setzte er die Kappe auf und wurde unsichtbar, so daß er geradeswegs in das Zimmer des Mädchens kam, ohne daß einer ihrer Wächter ihn gesehen hatte. Nun sah er das Mädchen ganz in ihrer Schönheit und betrachtete sie, bis es Tag wurde. Dann sprach er zu ihr, und sie hörte die Stimme, aber ihre Augen sahen nichts. Nachdem die beiden lange miteinander geredet hatten, erzählte er dem Mädchen, wer er sei, und dann, auf ihre Liebe vertrauend, enthüllte er ihr auch das Wunder, das die Kappe bewirke. Da nahm sie ihm die Kappe weg, rief ihre Leute und befahl ihnen, den Jüngling mit Schimpf und Schlägen fortzujagen.

Als der Jüngling sich wieder hintergangen sah, da ihm das Mädchen die Kappe weggenommen und ihn schimpflich fortgejagt hatte, geriet er in tiefe Betrübnis, weil ihm nun gar keine Hoffnung mehr blieb, und er kehrte verstört und verzweifelt über sein Mißgeschick nach Hause zurück. Aber da einmal die verzehrende Sehnsucht nach dem Mädchen sein ganzes Herz ergriffen hatte, konnte er keinen andern Ge-

danken fassen; und er ging wieder in die Kammern seines Vaters, um in ihnen zu suchen, ob er etwas für das Mädchen fände. Er fand dort eine Kanne, die betrachtete er, drehte sie in der Hand und rieb sie, da sie bestaubt war, um den Staub zu entfernen. Wie er sie rieb, erschienen plötzlich vor ihm eine Menge Krieger und sprachen zu ihm: „Was befiehlst du, Herr? Wir sind bereit, dir zu dienen." Als der Jüngling das sah, überlegte er ein wenig und sprach bei sich selber: „Nun bin ich sicher, die Schöne der Erde zu gewinnen." Dann machte er sich voller Freude bereit, zu seiner Geliebten zu ziehen.

Auf dem Wege trat er wieder in das Haus der Alten und schickte durch sie dem Mädchen Botschaft, sie solle ihn aufnehmen; aber sobald die Alte den Mund zum Reden geöffnet hatte, rief das Mädchen ihre Diener, und sie warfen sie mit Schimpf hinaus. Die Alte kehrte betrübt in ihr Haus zurück und erzählte dem Jüngling den Schimpf, den sie in dem Palast erlitten hatte; aber er bat sie wieder, sie möge noch ein zweites Mal zu dem Mädchen gehen und ihr sagen, wenn sie ihn nicht gutwillig aufnähme, würde es ihr schlecht gehen. So machte sich die Alte auf, noch einmal zu dem Mädchen zu gehen, aus Gefälligkeit für den Jüngling, dessen Sinn entzündet war, und wegen der Geschenke, die er ihr immer gab, obwohl sie recht gut wußte, daß nichts auszurichten war. Als das Mädchen sie wiederkommen sah, geriet sie in solchen Zorn, daß sie ihren Leuten befahl, sie zu schlagen und hinauszuwerfen. Und die arme alte Frau entkam unter Jammern und Wehklagen mit Mühe ihren Händen und ihren Schlägen.

Als die Alte zurückkehrte und dem Jüngling erzählte, was sie erduldet hatte, sah er ein, daß er auf friedliche Weise nichts ausrichten würde. Er nahm also die Kanne und rieb sie. Sogleich erschienen die Krieger und sprachen zu ihm: „Was befiehlst du, Herr? Wir wollen dir dienen." Und der Jüngling schickte sie alle mit schönen Kleidern angetan zu dem Palast der Schönen der Erde, um dort zu spielen und

kriegerische Übungen zu machen, bis er sie wieder zurückriefe. Ferner schickte er die Alte abermals zu dem Mädchen und ließ ihr sagen, wenn sie ihn nicht gutwillig aufnähme, würde er als Feind kommen mit seinen Kriegern, die sie auf der einen Seite ihres Palastes sehen könne. Als das Mädchen das von der Alten hörte und die Krieger sah, gab sie schleunigst Befehl, den Jüngling mit großen Ehren zu empfangen. Als nun der Jüngling kam, empfingen ihn alle Großen des Palastes mit solchen Ehren und solchen Schmeichelreden, daß er reichlich befriedigt war. Hierauf sagte der Jüngling zu ihr: „Da du mich so sehr gequält hast, will ich dich jetzt nach Tingljimaimun schicken.“ Aber das Mädchen wußte ihn zu überreden, und er verzieh ihr.
Da die beiden sich bei dieser Unterredung versöhnt hatten, setzte der Jüngling Vertrauen auf ihre Liebe und enthüllte ihr, daß seine ganze Macht in der Kanne ruhe. Da nahm sie ihm heimlich die Kanne fort, und als sie sie rieb, erschienen sogleich die Krieger und sprachen zu ihr: „Was befiehlst du, Herrin, daß wir für dich tun sollen?“ Der Jüngling erhob sich und sagte: „Ihr seid meine Krieger, und nicht ihre.“ Aber sie erwiderten ihm: „Die Kanne ist in der Hand des Mädchens.“ Und das Mädchen sprach zu ihnen: „Nehmt diesen Jüngling und bringt ihn nach Tingljimaimun.“ Und sie faßten ihn und brachten ihn dahin.
Nachdem der Jüngling in diesem fernen Lande angekommen war, irrte er allein ohne einen bekannten Menschen, ohne Nahrung umher und kam immer tiefer in die Einöde hinein, ohne etwas zum Essen zu finden. Endlich fand er einige rote Trauben, und hungrig, wie er war, aß er ein paar Beeren davon; aber sowie er sie gegessen hatte, wuchsen ihm gleich ebensoviel Hörner auf dem Gesicht. Als er die Hörner auf seinem Antlitz sah, erschrak er und ward betrübt, indem er mit Erstaunen bemerkte, wovon sie entstanden; aber er hatte doch so großen Hunger, daß er es ohne zu essen nicht aushalten konnte. Bei solchem Unglück ergriff den Jüngling ein so großer Schmerz, daß er seiner

selbst überdrüssig wurde und gar nicht mehr zu leben wünschte. Während er nun hie und da herumirrte, fand er auch weiße Trauben, und da er hungrig war, aß er davon; und bei der ersten Beere begannen die Hörner abzufallen. Soviel Beeren er davon aß, soviel Hörner fielen ihm ab. Auf diese Weise erkannte der Jüngling, daß ihm Hörner wuchsen, wenn er rote Beeren aß, und daß sie wieder abfielen, wenn er weiße aß. Darüber freute er sich sehr, denn es fiel ihm sogleich die Sache mit dem Mädchen ein, und er gedachte diesen glücklichen Zufall zu benutzen. Mit den roten Beeren wollte er dem Mädchen Hörner wachsen lassen, und mit den weißen sie dann heilen, und auf diese Weise gedachte er sie endlich in seine Hand zu bekommen.
Er füllte rasch zwei Körbe mit Trauben, einen mit roten und einen mit weißen, und machte sich auf, um schleunigst in das Land des Mädchens zurückzukehren. Nachdem er einen langen Weg zurückgelegt hatte, kam er ans Meer, wo er warten mußte, bis er einen Kahn zum Übersetzen erblickte. Nach einiger Zeit zeigte sich von weitem ein Kahn; der Jüngling zog, da er kein Tuch hatte, seine Hosen aus und gab damit dem Kahn ein Zeichen, er solle herankommen und ihn aufnehmen. Der Kahn näherte sich auch, aber als sie den Mann in Lumpen sahen, nahmen sie ihn erst nach vielem Bitten auf. Als er in sein Land gekommen war, zog er aus die roten Trauben zu verkaufen und kam bald in die Nähe des Palastes des Mädchens. Zu der Zeit fand man keine Trauben mehr, denn ihre Zeit war vorbei. Der Jüngling wußte es zu machen, daß sie beim Palast des Mädchens aufmerksam wurden und herauskamen um Trauben zu kaufen. Auch das Mädchen sah das und gab einer Dienerin den Auftrag, ihr welche zu bringen. Die unglückselige Dienerin aß aus Naschhaftigkeit nur eine Beere, und sogleich wuchs ihr ein Horn auf der Stirn. Sie wußte nicht, woher das Horn entstanden war und schloß sich aus Scham darüber in ihr Zimmer ein. Als nun das Mädchen die Trauben von ihr verlangte, brachte sie sie ihr nicht selbst, sondern

schickte sie durch eine andere Dienerin. Das Mädchen nahm die Trauben und aß sie mit großem Behagen, und sogleich wurde ihr Gesicht voll von Hörnern. Sie erschrak darüber so sehr, daß sie fast den Verstand verlor. Als einige Tage vergangen waren, ohne daß sie genas, sah sie sich gezwungen Ärzte rufen zu lassen. Sie pflegte die Ärzte, die sie behandelten, nur unter der Bedingung zu nehmen, daß sie ihnen den Kopf abschlagen ließe, wenn sie sie nicht heilten, denn sie wollte unnützer Weise keinem Mann vor Augen kommen. Unter diesen Umständen schickte sie jetzt die Ärzte zuerst zu ihrer Dienerin, damit sie erst diese heilten und dann sie selbst, da sie die gleiche Krankheit hatte.
Der Jüngling wußte, daß der Tag kommen würde, wo man ihn als Arzt riefe. Darum entfernte er sich auf einige Tage, damit die Krankheit sich in die Länge zöge und das Unbehagen des Mädchens noch zunähme. Endlich aber legte er prachtvolle Gewänder an, ging in den Palast des Mädchens und sagte, er sei Arzt, und versprach die Kranke zu heilen. Man sagte ihm, wenn er sie nicht heilte, würde ihm der Kopf abgeschlagen, und er war mit dieser Bedingung zufrieden. Zuerst schickte man ihn zu der Dienerin. Er hatte die weißen Trauben bei sich, zerdrückt und zubereitet wie eine Salbe, damit man nicht erkenne, was es sei. Er begann nun der Dienerin abzufragen, was sie getan und nicht getan hätte, kurz jeden Umstand, der ihre Krankheit betraf. „Gib acht," sagte er zu ihr, „denn wenn du mir nicht genau Bescheid gibst, wirst du nicht geheilt." Die Dienerin erzählte ihm nun von vielen anderen Dingen und auch von der Weinbeere, die sie gegessen hatte. Da gab er ihr eine Arznei — die weißen Beeren —, die er bei sich hatte, und sogleich fiel ihr das Horn ab, und sie war geheilt. Als die Schöne der Erde das erfuhr, schickte sie eilig um den Arzt, in großer Erwartung und Aufregung.
Er trat in das Zimmer des Mädchens und begann sie ebenso auszufragen, wie er die Dienerin ausgefragt hatte, indem er sagte, wenn sie ihm auch nur ein einziges Wort verheim-

lichte, würde sie nicht gesund werden. Da erzählte sie ihm alle ihre Taten, und sie kamen bis zu den Goldstücken, die sie dem Jüngling so oft abgenommen hatte. Er sprach zu ihr: „Gib mir das Geld." Dann zeigte sie ihm die Kanne, die sie ihm genommen hatte und tat so, als ob sie die Kappe vergäße. Aber der Arzt sprach zu ihr: „Du hast mir etwas noch nicht erzählt." Und so erzählte sie auch von der Kappe, die sie ihm weggenommen hatte, ebenso wie die Kanne und das Geld. Darauf gab er ihr die Arznei zu trinken, und sie genas sofort. Dann rieb er die Kanne, und sogleich erschienen die Krieger und sprachen zu ihm: „Was befiehlst du, Herr? Du bist unser früherer Gebieter." Hierauf sprach er zu dem Mädchen: „Nun habe ich dich wieder in meiner Hand; ich bin der, dem du das alles angetan hast. Du hast mich nach Tingljimaimun geschickt, ich aber will dich mit mir in meine Heimat nehmen und dich zu meiner Frau machen." Er befahl den Kriegern, sie samt ihrem Palast und allem, was sie hatte, aufzuheben und in sein Dorf zu bringen. Als die Mutter ihren Sohn sah, samt der Schönen der Erde und dem Palast und all den Schätzen, da freute sie sich und wunderte sich ohn Aufhören. Und so lebten sie in Zukunft alle glücklich und froh zusammen.

54. Taubenliebe

Es war einmal ein König, der hatte nur eine einzige Tochter, und die tat den ganzen Tag nichts als sticken, sie hatte keine Gespielin und ging auch nicht aus dem Hause, sondern saß beständig auf ihrer Stube und arbeitete. Vielmals sprach ihre Mutter zu ihr: „Höre, mein Kind, laß dich doch endlich verheiraten, wir wollen dir den und den Prinzen oder den und den jungen Großen zum Manne geben." Aber das Mädchen sagte stets nein und wollte nichts von Heiraten wissen. Während sie nun eines Tages wieder allein auf ihrem Zim-

mer saß und stickte, kam ein Täubchen zum Fenster hereingeflogen und flatterte um ihren Stickrahmen. Die Prinzessin fing es und ließ es wieder los, fing es wieder und liebkoste es und hatte große Freude an ihm. Nach einer Weile fragte das Täubchen sie: „Hast du mich lieb?“, und sie antwortete: „Wenn du mich wirklich lieb hast, so halte für morgen eine Schüssel mit Milch bereit, und dann sollst du sehen, was ich für ein schöner Mann bin.“ Und nachdem es das gesagt hatte, flog es weg.

Die Prinzessin ließ sich am andern Morgen einen Eimer voll Milch bringen, schüttete sie in eine Schüssel und wartete auf das Täubchen. Als es nun geflogen kam und die Milchschüssel sah, tauchte es da hinein, ließ die Federn in der Milch und stieg als ein Jüngling heraus, der so schön war, daß die Prinzessin ihm sogleich um den Hals fiel und ihn küßte. Er aber sprach: „Setze dich zuvor und höre vorerst meine Bedingungen, und dann kannst du mich küssen.“ Als sie sich gesetzt hatten, fuhr er fort: „Die erste Bedingung ist, daß du deinen Eltern niemals meine wahre Gestalt verrätst, und die zweite ist, daß du drei Jahre wartest, bis ich zurückkehre; wenn du es aber irgend jemand verrätst, dann komme ich nicht wieder.“ Darauf erwiderte das Mädchen: „Alles das will ich getreulich halten“; und nun wechselten sie ihre Ringe, und der Jüngling tauchte wiederum in die Milch und flog als Taube davon.

Von da an kam der Jüngling täglich als Taube zu ihr, koste mit ihr und flog als Taube wieder fort. Darüber vergingen zwei Jahre, und während dieser ganzen Zeit lag die Königin ihrer Tochter an, daß sie sich doch verheiraten sollte, und wurde täglich dringender. Die Prinzessin aber widerstand ihr ebenso hartnäckig, bis sie es eines Tages nicht mehr aushalten konnte und ihr das Geheimnis der Taube verriet und ausrief: „Quäle mich nicht länger, liebe Mutter, denn ich habe schon einen jungen Mann zum Bräutigam, und einen zweiten wie den gibt es auf der ganzen Welt nicht.“

Aber von Stund an kam die Taube nicht mehr zu dem

Mädchen. Das wartete einen Tag um den andern, eine Woche um die andere, einen Monat um den andern, aber all ihr Warten war vergebens, die Taube kam nicht mehr, weil das Mädchen ihr Geheimnis nicht bewahrt hatte. Da wurde das Mädchen immer trauriger, sie weinte und klagte den ganzen Tag und sprach zu ihrem Vater: „Ich will mein Täubchen, schaff mir mein Täubchen oder ich sterbe vor Kummer." Der Vater suchte sie zu trösten und sprach: „Mein Kind, tu nicht so verzweifelt, sieh dir doch diesen Königssohn und jenen jungen Großen an, die dich alle verlangen; nimm einen von denen und schlag dir deinen Taubenmann aus dem Kopfe." — „Nein," rief das Mädchen, „entweder diesen oder ich sterbe. Laß mir drei Paar eiserne Schuhe und drei Stäbe machen, ich will durch die ganze Welt ziehen und nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe." Da dachten die Eltern: sowieso haben wir sie verloren, wir wollen ihr also den Willen tun. Sie ließen alles machen, was sie verlangt hatte, und gaben es ihr, und sie zog es an und ging fort. Sie wanderte ohne Unterlaß drei Jahre lang, und wem sie unterwegs begegnete, den fragte sie nach dem Täubchen, aber niemand hatte es gesehen; und nachdem die drei Jahre um waren, kehrte sie ins Vaterhaus zurück.

Als das Mädchen fortgegangen war, hatte der König aus Kummer um seine Tochter den ganzen Palast schwarz anstreichen lassen, und sowie sie zurückkam, verbrannt von der Sonne und abgemagert von den Mühen der Reise, ging sie auf ihre Stube und schloß sich ein. Als ihr Vater an die Tür klopfte, machte sie ihm auf und sprach: „Vater, laß ein großes Badehaus bauen und dann im Lande bekannt machen, daß alle Welt, arm und reich, sich dort baden könne, daß mir aber dann ein jeder eine Geschichte erzählen müsse, damit mir mein Kummer vergeht." Da tat der Vater, was seine Tochter verlangt hatte, und als das Bad fertig war, kamen groß und klein, arm und reich, um dort zu baden, und ein jeder ging dann zu der Prinzessin und erzählte ihr eine Geschichte.

In der Königsstadt lebte aber eine alte blutarme Frau, die eine Tochter hatte, und als die Tochter von dem Bade hörte, sprach sie zu ihrer Mutter: „Liebe Mutter, erlaube mir, auch baden zu gehen und dann der Prinzessin eine Geschichte zu erzählen." Die Mutter schlug es ihr anfangs ab, weil sie so arm wären, aber das Mädchen ließ mit Bitten nicht nach und bat so lange, bis die Mutter sie gehen ließ.
Das Mädchen nahm aber vorher den Wasserkrug und ging zur Quelle, um Wasser zu holen, damit ihre Mutter trinken könne, bis sie zurückkäme. Wie sie nun so zur Quelle ging, da schritt ein Hahn vor ihr her, der Holzschuhe an den Füßen trug.
Als das Mädchen den Hahn und seine Holzschuhe erblickte, wunderte sie sich sehr und sprach bei sich: „Ich will ihm nachgehen und sehen, wo er hingeht." Sie folgte ihm also mit ihrem Kruge auf dem Rücken und sah, wie der Hahn zuerst in einen Garten ging und von allen Früchten und Gewächsen pflückte und es in seinen Korb legte: Salat, Zwiebeln, Knoblauch, Apfelsinen und vieles andere.
Als der Hahn aus dem Garten kam, trug er seinen Korb nach Hause, und das Mädchen folgte ihm und schlich sich ins Haus und versteckte sich. Da sah es, daß in der Mitte des Hauses eine große Butte mit Milch stand, und nach einer Weile kamen elf Tauben herangeflogen, tauchten in die Milch, ließen ihre Federn darin und stiegen als junge Männer heraus, die so schön waren wie die Engel.
Da kam auch eine zwölfte Taube angeflogen, die tauchte nicht in die Milch, sondern setzte sich abseits. Da sprachen die Jünglinge zu ihr: „Wenn du nun auch verheiratet wärst, so könntest du mit uns sein; aber deine Braut hat dein Geheimnis ausgeplaudert, und darum kannst du dich nicht mehr verwandeln." Die Taube antwortete: „Sie hat das Geheimnis ausgeplaudert, dafür habe ich aber auch sie und die Ihrigen dahin gebracht, daß sie ihr Schloß und ihre Herzen schwarz gefärbt haben und daß die Prinzessin drei Jahre lang vergebens nach mir in der Welt herumlaufen mußte."
Als das Mädchen dies Gespräch gehört hatte, schlich sie sich

leise weg, vergaß in ihrer Freude den Krug zu füllen, eilte nach Hause, setzte den leeren Krug ab und rief: „Mutter, nun habe ich eine sehr schöne Geschichte für die Prinzessin", und lief dann ins Schloß. Weil aber andre Leute bei der Prinzessin waren, mußte sie dort übernachten und kam erst am andern Morgen vor.

Als sie vor die Prinzessin trat, sprach sie: „Hohe Frau, ich kann dir eine sehr schöne Geschichte erzählen, die sich gestern zugetragen hat." — „So erzähle sie, mein Kind," erwiderte die Prinzessin, „ich will dir zuhören." Darauf erzählte ihr das Mädchen haarklein, was sie gesehen und gehört hatte, und als sie fertig war, rief die Prinzessin: „Ach mein Kind, du hast sehr wohl daran getan, daß du zu mir gekommen bist, aber nun komm rasch und führe mich in jenes Haus."

Da ging das Mädchen voraus, und die Prinzessin folgte ihr nach, und als sie zu dem Hause gekommen waren, versteckte sich die Prinzessin hinter der Tür und wartete bis die Tauben kamen.

Zuerst kamen die elf, tauchten in die Milch und verwandelten sich; dann kam auch die zwölfte und setzte sich abseits und als die Prinzessin hörte, wie die von den andern verhöhnt wurde, sprang sie hervor und fiel ihr um den Hals. Dadurch nahm auch diese Taube ihre Menschengestalt an und nun heirateten sie sich und leben glücklich und zufrieden bis auf den heutigen Tag.

55. Neid zwischen zwei Schwestern

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die waren sehr arm, und die Frau erwartete ein Kind; auch hatte sie eine Schwester, die erwartete auch, sie war aber sehr reich und liebte die andre gar nicht, weil sie arm war, und mochte sie nicht vor Augen sehen. Es kam nun die Zeit der Armen, und da sie vor Armut gar keine Einrichtungen im Hause hatten, sagte der Mann: „Bringt sie ins Bad," obwohl das Bad zwei Stun-

den weit weg war, „dort mag sie das Kind bekommen, man wird dort schon für sie sorgen.“ So brachte man sie dorthin und sie gebar mitten in der Nacht ein Mädchen. In derselben Nacht gebar ebenso die andre Schwester ein Mädchen. Zu der armen Schwester kamen die drei Feen, um das Schicksal des Mädchens zu bestimmen, und fingen an untereinander darüber zu sprechen. Die jüngste sagte: „Ich will machen, daß diesem Mädchen, wenn man sie kämmt, Diamanten aus dem Haar fallen.“ Die zweite sagte: „Ich will machen, daß wenn sie weint, ihr Perlen aus den Augen fallen.“ Die dritte sagte: „Und ich will machen, daß wenn sie lacht, ihr eine leuchtende Rose aus den Wangen kommt, und daß der Sohn des Königs sie zur Frau nimmt.“ Diese Worte hörte die Mutter; sie brach auf, um nach Hause zurückzukehren, und unterwegs begegnete sie dem Sohn des Königs, ohne zu wissen, wer es ist; er war mit großem Gefolge zu einer Reise ausgezogen. Er bemerkte, wie das Mädchen, das in der Wiege lag, geweint hatte und ihr Perlen über die Wangen gelaufen waren, und bat die Mutter, ihm das Mädchen zu geben. Die Mutter aber sagte, das Mädchen, dem Diamanten aus den Haaren, Perlen aus den Augen fielen, wenn sie weinte und Rosen aus den Wangen, solle der Sohn des Königs zur Frau nehmen. Und er antwortete ihr: „Ich bin gerade der Königssohn.“ Darauf sagte sie: „Wenn du das bist, so gebe ich sie dir.“ Darauf nahm er seinen Fingerring, gab ihn der Mutter und befahl ihr an, ihr Wort zu halten. Sie langte nun zu Hause an, und es verbreitete sich das Gerücht, daß sie ein wunderbares Mädchen geboren habe, das sogar der Sohn des Königs zur Frau nehmen werde.

Als die Schwester, die niemals das Haus der Armen betreten hatte, von diesem Glück hörte, kam sie eilig zu ihr, um das Mädchen zu sehen, scheinbar mit großer Freude. Als das Mädchen herangewachsen war, kam die Zeit, wo es dem Schwiegersohn gebracht werden sollte, und wiederum kam die Schwester zu der Mutter und sagte zu ihr: „Laß uns beide zusammen gehen und das Mädchen hinbringen.“ Und

sie machten sich beide mit ihren beiden Töchtern auf den Weg. Auf ihrer Wanderung kamen sie an ein Dorf und machten dort halt, denn sie gedachten, dort etwas zum Essen zu kaufen, da sie nichts bei sich hatten, und ins Dorf war es nicht weit. Da sagte die Schwester: „Geh du hin und kauf etwas im Dorf, ich will die Mädchen behüten"; und die andere vertraute ihr und ging. Da nahm die Schwester das Mädchen her und stach ihr beide Augen aus und warf das Mädchen auf einen Misthaufen des Dorfes. Als dann die Mutter zurückkam, sagte sie zu ihr: „Deine Tochter ist irrsinnig geworden und davongelaufen; ich lief ihr nach, um sie einzufangen, so eilig, daß ich stolperte, und ich habe sie nicht gefangen." Die beiden Augen des armen Mädchens hatte sie in ihrem Busen versteckt. Die unglückliche Mutter glaubte ihr und fing an zu weinen; die andere seufzte auch, als ob sie betrübt wäre. Endlich sagte die arme Mutter: „Wir haben jetzt nichts mehr bei dem Königssohn zu tun, komm, laß uns umkehren." Darauf sagte die Schwester zu ihr: „Wir haben ja mein Mädchen hier, laß uns ihm die bringen an Stelle deiner Tochter." Die war einverstanden, sie machten sich von neuem auf und gelangten in die Stadt des Königs. Dort stellte die böse Schwester die andre zum Gänsehüten an.
Das unglückliche Mädchen, das auf dem Misthaufen geblieben war, ging von da weg, und es fand sie ein Eseltreiber; als der sah, daß ihr Perlen aus den Augen strömten, nahm er sie mit nach Hause und gab ihr zuerst zu essen, daß sie etwas zu sich käme. Da er und seine Frau das Mädchen gut behandelten, lachte sie eines Tages, und da kam ihr eine Rose aus dem Gesicht, die leuchtete wie der Blitz, und sie erstaunten. Da sagte die Frau zu dem Eseltreiber: „Nimm die Rose und geh in die Stadt und bringe sie bis an den Königspalast, dort sollst du sie um teuren Preis verkaufen, aber du darfst sie nicht um Geld verkaufen, sondern um ein Menschenauge." Er ging nun dahin, und da die Rose leuchtete wie ein Sonnenstrahl, kam die Tante des Mädchens gleich auf die richtige Vermutung, ging eilig hin-

aus und kaufte die Rose für das eine Auge, das von dem Mädchen, das sie heimlich im Busen trug. Sie ging gleich mit der Rose zu dem Königssohn und zeigte sie ihm und auch einige Perlen, die sie von den Tränen des Mädchens hatte. Sie trachtete, ihn zu betrügen und ihm ihre eigene Tochter zu geben, als wenn die seine wirkliche Verlobte wäre. Aber er glaubte ihr nicht, denn er erinnerte sich sehr gut des Mädchens, das er bekommen hatte, und des Ringes, den er der Mutter gegeben hatte. Der Eseltreiber brachte dem Mädchen das Auge und setzte es ihr sehr gut ein, und das Mädchen freute sich so sehr, daß sie vor Freude lachte und ihr noch eine Rose entfiel, ebenso leuchtend; und die Frau schickte sogleich den Eseltreiber in die Stadt, um auch diese Rose zu verkaufen, wie er die erste verkauft hatte, für ein Menschenauge. Er ging und verkaufte wieder der Tante des Mädchens die Rose für das andre Auge; das brachte er schleunigst dem Mädchen und setzte es ihr so gut ein, daß sie ihre Augen wieder hatte wie früher.

Da nun der Eseltreiber und seine Frau das Mädchen mit so wunderbaren Gaben ausgestattet sahen, sprachen sie: „Der gebührt nichts andres, als daß der Sohn des Königs sie zur Frau nimmt." So machten sie sich mit ihr auf und brachten sie in den Palast und als der Königssohn das Mädchen sah, erkannte er sie und erinnerte sich auch, daß er den Verlobnngsring gegeben hatte. Darauf nahm er das Mädchen zur Frau, beschenkte auch den Eseltreiber, der sie gerettet hatte, mit königlichen Geschenken. Nach einigen Tagen, als er all das Böse vernommen hatte, das die Tante dem Mädchen angetan hatte, daß sie ihr die Augen ausgerissen und die Arme auf den Mist geworfen hatte, befahl er das Weib in Stücke zu hauen und sie den Hunden vorzuwerfen. Darauf schickte er hin und ließ die Mutter des Mädchens, seine Schwiegermutter, holen, die ließ er als Mutter der Königin in kostbare Gewänder kleiden, und so lebten sie zuletzt zusammen in Liebe und bei leckerer Speise und verbrachten ihr Leben mit Freuden und mit vielen guten Dingen.

56. Das Mädchen im Kasten

Es war einmal eine arme alte Frau, die hatte einen Sohn. Als er herangewachsen war, sprach sie zu ihm: „Mein Sohn, wir sind kleine Leute; jetzt, wo du erwachsen bist, mußt du dich umsehen, einen Dienst zu finden, damit wir leben können; denn ich kann dir nicht mehr zu essen geben." Der Sohn sah ein, daß seine Mutter recht hatte, und sagte zu ihr: „Mütterchen, für schwere Arbeit bin ich nicht; aber wir wollen meinem Paten schreiben, der Kaufmann in Smyrna ist, er solle mich aufnehmen, damit ich gut leben kann und auch dir schicken kann, daß du durchkommst." Also schrieben sie an den Paten, und der war von ganzem Herzen einverstanden, den Jüngling aufzunehmen. Die Mutter machte ihm Kleider und schickte ihn mit einem Schiffe nach Smyrna. Als er zu seinem Paten kam, nahm der ihn freundlich auf und stellte ihn in seinem Laden an; und da er ledig war, gab er ihm Geld, und der Jüngling ging einkaufen und kochte das Essen.

Eines Tages, als er in der Ladentür saß, sah er einen Lastträger, der einen Kasten trug und rief: „Ich verkaufe diesen Kasten; wer ihn kauft, wird es bereuen, und wer ihn nicht kauft, wird es auch bereuen." Als der Jüngling das hörte, dachte er: „Was sagt der Mann da? Was ist das mit dem Kasten? Ich will ihn nehmen"; und sprach zu dem Lastträger: „Für wieviel gibst du den Kasten?" Der antwortete: „Für fünfhundert Piaster." Der Jüngling hatte so viel Geld nach und nach von seinem Lohn erspart, gab es dem Lastträger und bekam den Kasten; den stellte er ohne Wissen seines Paten in einen Winkel des Ladens.

Am folgenden Tage war Sonntag, und der Jüngling machte sich auf und ging einkaufen; darauf ging er in die Kirche und dachte bei sich: „Wenn ich aus der Kirche komme, gehe ich und bereite das Essen." Als er aus der Kirche nach Hause

kam, fand er das Essen fertig, und zwar so gut, wie es der beste Koch nicht hätte machen können, und er sprach bei sich: „Sieh an, der Pate hat selbst das Essen bereitet, als ich nicht da war.“ Sowie der Pate kam, richteten sie an und setzten sich zum Essen; und der Pate, als er das gute Essen sah, sprach zu Konstantin — so hieß der Jüngling: „Mein Sohn ich wette, heute hat nicht einmal der König ein so gutes Essen. Du bist der beste Koch im Lande geworden.“ Der Jüngling aber dachte bei sich: „Aha! Der Pate hat das Essen selbst bereitet und jetzt neckt er mich“, errötete ein wenig und schwieg.

Am nächsten Tage kaufte er wieder ein, Fische, ließ sie zu Hause und ging in den Laden; sobald die Mittagszeit käme, wollte er wiederkommen und sie kochen. Als er dann seine Geschäfte erledigt hatte, ging er nach Hause und fand die Fische gekocht, und zwar so schön, daß die ganze Nachbarschaft davon duftete. „Aha,“ dachte er, „der Pate hat wieder meinen Dienst verrichtet.“ Der Pate kam zu Mittag, sie setzten sich zum Essen, und ihm gefiel das Essen so gut, daß er nicht wußte, wie er den Jüngling loben sollte.

Da nun der Jüngling sah, daß sein Pate tat, als wisse er von nichts, geriet er in Zweifel; am nächsten Tage ging er wieder einkaufen und trug es nach Hause, aber anstatt in den Laden zu gehen, versteckte er sich in einem Schrank. Da sah er, wie aus dem Kasten ein Mädchen heraus kam, so schön, daß das ganze Haus von ihrer Schönheit erglänzte. Sowie sie draußen war, schürzte sie sich und fing an zu kochen. Von ihrem Anblick wurde er so hingenommen, daß er sich nicht halten konnte; er kam leise heraus, fiel ihr zu Füßen und sprach: „Bist du ein Engel oder ein Mensch, wie du hier stehst?“ Sie antwortete: „Ich bin ein Mensch, fürchte dich nicht! Als ich in dies Land kam, sah ich dich und verliebte mich in dich, weil du so schön bist. Ich bin die Tochter des Königs von Ägypten, und eines Tages, als ich nach Smyrna gekommen war, um dort den Sommer zuzubringen, sah ich dich und liebte dich sehr. Als ich wieder zu meinem

Vater nach Ägypten kam, wollte er mich verheiraten; da ich aber dich liebte und wußte, daß mein Vater mich dir niemals geben würde, sagte ich zu ihm: Ich will mich nicht verheiraten. Da wurde er zornig und befahl einem seiner Leute, mich in einen Kasten zu stecken und mich heimlich weit von Ägypten zu verkaufen. Ich sagte aber dem Manne, er solle mich nach Smyrna bringen und mich an dich verkaufen. Nun wollen wir warten und sehen, was mein Vater tun wird, denn er hat kein andres Kind."

Als Konstantin so erfuhr, daß das Mädchen eine Königstochter sei, fiel er ihr zu Füßen, sie aber hob ihn auf und küßte ihn, und sie heirateten sich heimlich, ohne daß der Pate es wußte. Am andern Tage suchte Konstantin ein Schiff und sprach zu dem Kapitän: „Ich werde dir einen Kasten geben; auf den gib gut acht, wie auf deinen Augapfel und bringe ihn meiner Mutter." So gab er ihm den Kasten, und der Kapitän brachte ihn zu Konstantins Mutter mit einem Brief, den er geschrieben hatte, daß in dem Kasten seine Frau sei. Die Mutter nahm sie freundlich auf und liebte sie sehr.

Eines Tages stand ein Jude vor dem Hause der Alten, und als er das schöne Mädchen sah, ergriff ihn die Versuchung, sie zu gewinnen, und eines Tages, als er sah, daß sie unter die Tür trat, kam er mit Waren zum Kauf; aber als das Mädchen ihn sah, ging sie hinein. Der Jude kam nun Tag für Tag vorbei, um sie zu sehen; sie verbarg sich; er schickte Leute, die mit ihr reden sollten, sie aber wies sie ab. Da wurde der Jude ärgerlich und schrieb einen Brief an Konstantin: „Deine Frau läßt ohne Wissen deiner Mutter alle jungen Männer ins Haus und ist ein schlechtes Weib." Als Konstantin das vernommen hatte, geriet er in so großen Zorn, daß er sogleich Smyrna verließ und zu seiner Mutter ging. Das Mädchen sah ihn vom Fenster aus, kam schnell herab, machte die Tür auf und küßte ihn. Dort bei der Tür floß ein großer Strom vorbei. Als nun die Tür aufging und Konstantin seine Frau sah, ward er so zornig, daß er nicht

abwartete sie zu fragen, ob es wahr wäre, was der Jude ihm geschrieben hatte, sondern er packte sie gleich und warf sie in den Fluß. Darauf ging er hinein zu seiner Mutter und fragte sie über die Frau. Die erzählte ihm dann, was der Jude gemacht hatte um die Frau zu bekommen, daß die ihn aber verhöhnt habe. Da war Konstantin nahe daran, sich das Leben zu nehmen, ging aber zum Flusse und stellte Leute an nachzusehen, ob seine Frau ertrunken sei; doch nirgends entdeckte man sie. Da wandte er sich ab und floh wie wahnsinnig ins Weite.
Als das Mädchen in den Fluß fiel, hatten Fischer ihre Netze ausgeworfen, zogen sie halbtot heraus und hüllten sie in einen Mantel. Dort kam ein Türke vorbei und fragte die Fischer, ob sie keine Fische hätten. Sie antworteten, sie hätte nichts gefangen, nur eine Frau. Als der Türke sie sah, gewann sie sein Herz, und er kaufte sie von den Fischern für fünfzigtausend Piaster. Als sie zu sich gekommen war, sah sie neben sich einen Türken; dann erinnerte sie sich, was sie erlitten hatte und sprach zu dem Türken: „Was willst du jetzt mit mir machen? Wenn du mich nimmst und es sieht mich ein andrer, der stärker ist als du, so wird der mich nehmen. Aber weißt du, was wir tun wollen? Gib mir Kleider von dir, daß ich mich als Mann anziehen kann, so daß keiner mich als Frau erkennen kann; so kannst du mich behalten."
Er willigte ein, sie nahm seine Kleider, trat hinter einen Busch und kleidete sich um. Dort stand das Pferd des Türken, und als sie sich umgekleidet hatte, stieg sie auf und sprengte davon. Der Türke merkte, daß sie lange brauchte und ging nachsehen; fort war sie. Da ging der Arme auch von dannen, noch dazu halb nackt und ohne Pferd.
Sie nun ritt Stunde um Stunde von Berg zu Berg, bis sie in der Nacht, ohne es zu wissen, nach Ägypten kam, dem Lande, wo ihr Vater gebot. Da die Tore der Hauptstadt verschlossen waren, und es schneite und regnete, sank sie draußen vor dem Tore nieder. Nun war in Ägypten in den Tagen der König gestorben, und da er keinen Thronfolger hinterlassen

hatte, versammelten sich die Minister und sandten aus, die Tochter des Königs zu suchen, die verloren gegangen war, wie der König fälschlich gesagt hatte. So suchten sie einige Tage, fanden sie aber nicht, und da das Land einen König brauchte, sprachen sie: „Da einmal kein Kind aus dem Blut des Königs vorhanden ist, so soll man nach dieser schlimmen Nacht voll Schnee und Kälte, in der einer, der draußen liegt, umkommen müßte, den zum König machen, den man zuerst außerhalb des Tores der Hauptstadt findet." Am andern Morgen nun sah das Mädchen, das von gar nichts wußte, als Mann gekleidet und halbtot vor Kälte war, wie sich das Tor auftat und die Zwölf herauskamen. Da stieg sie gleich zu Pferd und hielt sich zur Seite, um sie vorbeizulassen. Sie aber, als sie einen schönen jungen Mann sahen, fielen ihm zu Füßen, brachten ihn in den Palast und setzten ihn zum König ein.
Da sie weise war und niemand wußte, daß sie eine Frau war, regierte sie das Königreich so gut, daß alle sie liebten wie den lieben Gott, und sie war bei dem Volk so beliebt, daß man ihr Bild an allen Quellen des Landes anbrachte, damit es alle sähen, die kämen Wasser zu schöpfen. Nun befahl das Mädchen heimlich ihren Leuten, sie sollten auf jeden achten, der käme Wasser zu holen, und wenn sie einen bemerkten, der seufze, sobald er ihr Bild sähe, den ergreifen und in den Palast bringen und ihn bewachen, bis sie es ihnen sagte. Eines Tages kam der Jude vorüber, der den Brief an ihren Mann geschrieben hatte, und als er seine Augen auf das Bild fielen, seufzte er. Als das die Leute des Königs bemerkten, ergriffen sie ihn und brachten ihn in den Palast. Am andern Tage kamen die Fischer vorbei, auch die seufzten, als sie das Bild sahen, und man brachte sie in den Palast. Darauf kam nach einigen Tagen der Türke da vorbei, und auch den ergriff man, als er seufzte. Wieder nach einigen Tagen kam auch ihr Mann vorbei, und als er das Bild sah, rief er aus: „Ach, wie gleicht es ihr! Ach, daß ich dich verloren habe", brach in Tränen aus und wehklagte, und so brachte man auch ihn in den Palast.

Als nun das Mädchen sah, daß alle, die sie haben wollte, beisammen waren, befahl sie eines Tages, daß die Minister zusammenkommen sollten, um ihnen ein Urteil zu verkünden, das sie fällen werde. Also versammelten sich alle, und sie als König saß in der Mitte. Darauf ließ sie alle die herbringen, die man gefangen genommen hatte und befahl, daß keiner reden sollte, dem sie es nicht sagte. Nun fing der König an und sprach: „Jude, warum hast du geseufzt, als du das Bild an der Quelle sahst? Gib acht, lüge nicht, sonst lasse ich dir sogleich den Kopf abschlagen.“ Der Jude antwortete: „Was soll ich dir sagen, Herr König; ich erkannte, daß das Bild eine Frau ist.“ Danach erzählte er die volle Wahrheit, wie er den Brief geschrieben habe, weil das Mädchen ihn nicht zum Manne nehmen wollte. Als er fertig war, sagte sie zu ihm: „Gut, du hast die Wahrheit gesagt, setz dich auf die Seite.“ Da wollte ihr Mann, als er aus dem Munde des Juden hörte, welche Verleumdung der auf seine Frau geworfen hatte, auf ihn losstürzen; aber der König sagte zu ihm: „Bleib zur Seite und rühre dich nicht, sonst geht es dir schlecht.“ Da zog er sich zurück. Darauf fragte der König die Fischer: „Was hattet ihr denn, daß ihr seufztet“? und sie antworteten: „Wir haben diese Frau aufgefangen und sie an einen Türken verkauft.“ — „Und du,“ sprach der König zu dem Türken, „was hattest du?“ — „Ich“, antwortete er, „bin der, der sie gekauft hat, aber sie ging mir davon und ließ mich sogar, ehe ich sie recht gesehen hatte, ohne Kleider stehen und nahm mir auch mein Pferd weg.“ Da wurden die Minister stutzig und betrachteten den König, der aber gab ihnen ein Zeichen, sie möchten sich nicht rühren. Darauf sprach sie zu ihrem Mann: „Und du, warum hast du geseufzt?“ — „Ach, ich Unglücklicher,“ antwortete er mit Tränen in den Augen, „ich war ihr Mann, und jetzt ist sie für mich verloren.“ — „Nein,“ sagte sie, „du hast sie nicht verloren. Wartet ein wenig, ich komme gleich wieder.“ Sie ging hinein und kleidete sich in Frauenkleider, wie sie sie hatte, als sie bei ihrem Manne war, und kam so wieder

heraus. Als sie sie erblickten, rissen alle die Augen weit auf, die Minister erkannten die Tochter des Königs, ebenso auch ihr Mann und die übrigen das Mädchen. Zuerst kam der Mann, fiel ihr zu Füßen und bat sie, ihm zu verzeihen. Sie hob ihn auf, küßte ihn und setzte ihn an ihre Seite. Den Fischern gab sie Geld, dem Türken sein Eigentum, und dem Juden, den die Minister hängen lassen wollten, verzieh sie, befahl ihm aber, binnen vierundzwanzig Stunden ihr Reich zu verlassen. Nun verkündete der Ausrufer, daß die Königstochter gefunden sei; es wurden große Feste gehalten, Konstantin wurde König, und sie aßen und tranken bis zum heutigen Tag.

57. Die neidischen Schwestern

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Nach seinem Tode bestieg ein andrer den Thron, und der ließ an dem Abend, wo er auf den Thron kam, durch einen Ausrufer verkünden, daß niemand mit Licht betroffen werden sollte. Danach verkleidete sich der König und ging allein aus. Als er so hie und da herumging, kam er auch an das Haus der Königstöchter, und als er ganz nahe war, hörte er sie miteinander sprechen. Die älteste sagte: „Wenn der König mich zur Frau nähme, so würde ich ihm einen Teppich machen, auf dem das ganze Heer sitzen könnte und noch Platz bliebe.“ Die zweite sagte: „Wenn der König mich zur Frau nähme, würde ich ihm ein Zelt machen, wo das ganze Heer unterkommen könnte und noch Platz bliebe.“ Die jüngste sagte: „Wenn mich der König zur Frau nähme, würde ich ihm einen Knaben und ein Mädchen gebären mit einem Stern auf der Stirn und einem Mond auf der Brust.“ Als der König das gehört hatte, ließ er am nächsten Morgen die drei Mädchen rufen und nahm sie zu Frauen. Die älteste machte den Teppich, wie sie gesagt hatte, das ganze Heer setzte sich darauf und es blieb

noch ein Stück frei; auch die zweite machte das Zelt und das ganze Heer kam darin unter.
Nach einiger Zeit kam die jüngste in Hoffnung, und als ihre Zeit gekommen war, war der König gerade abwesend. Als er zurückkam, fragte er, was sie geboren habe, und die beiden Schwestern antworteten: „Ein Kätzchen und ein Mäuschen." Als er das hörte, befahl er, sie auf die Treppe zu setzen, daß jeder, der hineinkäme, sie anspeie. Die Schwestern aber legten den Knaben und das Mädchen, die die jüngste geboren hatte, in einen Kasten und schickten ihn mit einer Magd an einen Tränkplatz am Flusse. Eines Tages blies ein böser Wind und warf den Kasten ans andre Ufer. Dort war eine Mühle, in der wohnte ein alter Mann mit seiner Frau; die Alte bemerkte den Kasten, nahm ihn und brachte ihn in die Mühle; sie öffneten den Kasten und sahen den Knaben und das Mädchen mit einem Stern auf der Stirn und einem Mond auf der Brust, nahmen sie sehr verwundert aus dem Kasten und ernährten sie mit dem was sie hatten.
Bald darauf starb die Alte, und es dauerte nicht lange, da traf der Tod auch den Alten; aber in der Sterbestunde rief er den jungen Mann und sagte zu ihm: „Ich tu dir kund, mein Sohn, daß ich in einer Höhle (da und da) einen Zaum habe, du darfst aber die Höhle ehe vierzig Tage um sind, nicht öffnen, wenn du willst, daß der Zaum das vollbringt, was du wünschest." Als die vierzig Tage um waren, ging der Bursche zu der Höhle, öffnete sie und fand den Zaum. Sobald er ihn in die Hand genommen und gesagt hatte: „Ich will zwei Pferde", standen die Pferde vor ihm, er stieg mit seiner Schwester auf und sie kamen wie der Wind in das Land ihres Vaters. Dort machte der junge Mann ein Kaffeehaus auf, und das Mädchen lebte in einem Hause allein.
In dies Kaffeehaus ging der König, da es das beste war, und sah beim Eintreten den jungen Mann mit dem Stern auf der Stirn. Von seiner Schönheit hingenommen, blieb der König länger vom Hause fort, als seine Gewohnheit war,

und als er nach Hause kam, fragten sie ihn, warum er so lange ausgeblieben war. Er antwortete, daß ein junger Mann ein Kaffeehaus aufgemacht habe, der sei so schön, wie es das eigentlich gar nicht gebe, und das Wunderbarste sei, er habe einen Stern auf der Stirn. Als das die Schwestern hörten, erkannten sie, daß es der Sohn ihrer Schwester sei, wurden sehr ärgerlich und überlegten gleich, wie sie ein Mittel finden könnten, den jungen Mann zu töten. Was taten sie? Sie schickten ein altes Weib zu der Schwester des Jünglings, die sagte zu ihr: „Dein Bruder liebt dich nicht, er sitzt ja den ganzen Tag im Kaffeehaus und läßt sichs wohl sein und dich läßt er allein. Wenn er dich liebte — sag ihm, er solle dir von der Schönen der Erde eine Blume bringen, daß du damit spielen kannst.“ Am Abend kam der Bruder nach Hause und fand seine Schwester betrübt. Er fragte sie, warum sie so betrübt sei, und sie antwortete: „Wie sollte ich es nicht sein? Mich läßt du hier eingeschlossen und du gehst hie und da herum. Aber wenn du mich lieb hast, zieh zur Schönen der Erde und hole mir eine Blume daher, daß auch ich eine Freude habe.“ Darauf sagte er: „Hab keine Sorge, so lange du mich hast“, nahm sogleich den Zaum, und vor ihm erschien ein Pferd, ein mächtiges Tier, das bestieg er, und auf dem Wege begegnete er einer Kutschedra.
Die sah ihn an und sprach: „Wegen deiner Schönheit tut es mir leid, dich zu fressen, darum schenke ich dir das Leben.“ Der Jüngling fragte sie nun: „Wo geht es zur Schönen der Erde?“ Darauf antwortete die Kutschedra: „Ich weiß das nicht, mein Sohn; aber zieh zu meiner älteren Schwester.“ Er zog nun weiter und weiter und kam zu der älteren Schwester; die kam ihn entgegen und wollte ihn fressen, aber als sie ihn sah, ließ sie ihn wegen seiner Schönheit gehen und fragte: „Wohin willst du?“ Er erzählte es ihr und fragte sie: „Weißt du den Weg zur Schönen der Erde?“ Aber auch sie schickte ihn weiter zu der ältesten Schwester; die stürzte auf ihn zu und wollte ihn fressen, aber auch ihr tat er wegen seiner Schönheit leid und sie ließ

ihn gehen. Dann fragte er sie nach der Schönen der Erde, sie gab ihm Auskunft und sagte: „Wenn du an ihre Tür kommst, kehre die Tür mit deinem Tuche ab, dann wird sie sich öffnen, und wenn du hineingehst, wirst du einen Löwen und ein Lamm sehen, dem Löwen wirf Hirn vor und dem Lamme Gras."
So ging er und tat alles, wie es die Kutschedra befohlen hatte: er wischte die Tür ab und sie tat sich auf, warf dem Löwen Hirn und dem Lamme Gras vor, und sie ließen ihn sogleich vorbei. So konnte er hingehen und die Blume wegnehmen, und als er sie hatte, kehrte er in einem Augenblick zurück und brachte sie seiner Schwester. Die freute sich und begann mit ihr zu spielen. Aber es war noch kein Tag vergangen, als am nächsten Morgen die Schwestern das alte Weib schickten und fragen ließen: „Hat er dir die Blume gebracht?" Sie antwortete ja und die Alte sagte weiter: „Schön, schön, meine Tochter, aber wenn du auch das Kopftuch der Schönen der Erde hättest, würde es dir noch mehr Freude machen."
Als nun der Bruder nach Hause kam, fing sie an zu weinen und er fragte sie, was ihr wäre. Sie antwortete: „Ich habe wohl Vergnügen an der Blume, aber wenn ich nicht das Kopftuch der Schönen der Erde bekomme, fehlt an meinem Vergnügen etwas." Er wollte nun seine Schwester nicht unzufrieden lassen, bestieg das Pferd, nahm das Tuch und kehrte damit zu seiner Schwester zurück.
Am nächsten Morgen, als der junge Mann in sein Kaffeehaus ging, erschien auch die alte Hexe wieder, fragte nach dem Tuche und sagte zu dem Mädchen: „Du bist glücklich daran, daß du einen Bruder hast, der dir alles bringt, was du wünschest. Aber um das Leben einer Paschafrau führen zu können, müßtest du noch die Herrin des Tuches haben."
Wiederum machte sich der Bruder zu Gefallen seiner Schwester auf, und als er zu der ältesten Kutschedra kam, sagte sie zu ihm: „Du magst dahin gehen, mein Sohn, aber die Herrin selbst zu bekommen, ist nicht so leicht; paß gut auf, daß du ihren Ring findest, denn darin hat sie ihre ganze Kraft."

Damit machte er sich wieder auf den Weg, trat ein, und als er bei dem Löwen und dem Lamme vorbei war, ging er weiter und kam in das Zimmer der Schönen der Erde. Dort fand er sie schlafend, trat ganz leise heran und nahm den Ring. Dabei wachte sie auf und merkte, daß sie in seiner Gewalt war, da er den Ring genommen hatte. Darauf machte sich der junge Mann mit ihr auf und in einem Nu waren sie zu Hause, und die Schwester freute sich sehr, daß ihr Wunsch erfüllt war.

Am nächsten Tage ging der König wieder in das Kaffeehaus, und als er nach Hause kam, befahl er, ein Abendessen zu richten, denn er hatte den jungen Mann mit seinem ganzen Hause eingeladen. Die beiden Schwestern befahlen aber den Köchen, Gift in die Speisen zu tun und die taten das. Der junge Mann ging samt der Schönen der Erde, die er zur Frau genommen hatte, und seiner Schwester hin, aber sie nahmen keinen Bissen in den Mund, obwohl der König sie nötigte zu essen, denn die Schöne der Erde hatte ihm gesagt, daß die Speisen vergiftet waren. So nahmen sie nur zweimal etwas von des Königs Kompott.

Als die Mahlzeit zu Ende war, sagte der König, es möge jeder eine Geschichte erzählen. Als nun die Reihe an den jungen Mann kam, erzählte er, was er erlebt hatte. Da erkannte der König, daß dieser junge Mann der Sohn der jungen Frau sei, die er auf die Verleumdungen ihrer Schwestern hin hatte auf die Treppe setzen lassen, und sogleich ließ er die beiden hinrichten, nahm die Frau wieder zu sich und den Sohn machte er zu seinem Nachfolger. — Er wurde alt und lebte in Freuden.

58. Das goldne Gürtelschloß

Es war einmal ein junger König, der wollte sich verheiraten und suchte nach einem sehr schönen Mädchen. Er hatte einen Vogel, den schickte er in den Garten einer Frau, die reich war und drei Töchter hatte. Jeden Morgen kam der Vogel in den Garten und sagte: „Die älteste Tochter verheirate, die zweite verheirate auch, aber die jüngste verheirate nicht." Die Mädchen saßen dabei und arbeiteten am Stickrahmen. Eines Tages, als die Mutter wieder den Vogel sah und ihn dieselben Worte sagen hörte, ging sie zu einer Nachbarin, erzählte, was geschah, und die Nachbarin fragte sie: „Was sagst du zu dem Vogel, wenn er sagt, daß du die jüngste Tochter nicht verheiraten sollst." Sie antwortete: „Gar nichts." Darauf sagte die Nachbarin: „Frage ihn, was du mit deiner Tochter machen sollst." Am Morgen kam der Vogel nach seiner Gewohnheit und sagte dieselben Worte; darauf fragte sie ihn und er antwortete: „Laß sie mit einer Dienerin ins Gebirge gehen, denn dorthin wird der König kommen und sie zur Frau nehmen." Sie schickte nun die Tochter mit einer Dienerin dahin, und sie sollten warten, bis der König käme, wie es der Vogel gesagt hatte. Aber was tat die Dienerin? Als sie im Gebirge angekommen waren, stieß sie das Mädchen und stieß sie so heftig, daß es hinabrollte und in den Brunnen einer Königin fiel. Das war aber eine Negerin, denn es war dort eine Stadt, in der Neger und Negerinnen wohnten, und die waren sehr reich. Als das Mädchen in den Brunnen gefallen war, ertrank es nicht, sondern konnte sich in eine Höhlung in der Brunnenwand setzen. Die Negerin, die Herrin des Brunnens, schickte eine Dienerin, Wasser zu holen, und als die den Eimer hinabließ, ergriff das Mädchen das Seil und ließ es nicht los. Die Dienerin fing an, den Eimer zu ziehen, konnte ihn aber nicht aufziehen, ließ das Seil hangen, eilte zu ihrer Herrin und sagte: „Dort

im Brunnen ist ein weißes Mädchen und läßt mich den Eimer nicht ziehen." Darauf ging die Herrin hin und fragte in den Brunnen hinab: „Wer bist du da in dem Brunnen?" Das Mädchen antwortete: „Ich bitte dich sehr, zieh den Eimer ganz langsam auf, und wenn ich draußen bin, will ich dir erzählen, wie ich hier in den Brunnen gefallen bin." Da zog die Negerin sie aus dem Brunnen und nahm sie mit nach Hause; dort erzählte das Mädchen ihr alles, was ihr geschehen war, und da sie weiß und sehr schön war, gewann die Negerin sie sehr lieb und überließ ihr die Schlüssel zu Kisten, Kasten und Schränken.

Der König hatte nun die Dienerin geheiratet, denn die hatte er im Gebirge gefunden, wunderte sich aber, daß sie nicht so schön war, wie ihm der Vogel gesagt hatte. Nach zwei oder drei Jahren kam sie in Hoffnung und faßte ein Gelüste nach einem goldnen Gürtelschloß. Der König nahm alle Goldstücke zusammen, die er hatte, berief die Goldschmiede und sagte zu ihnen: „Schätzet diese Goldstücke und sagt mir, ob sie zu einem goldnen Gürtelschloß reichen oder nicht." Die Goldschmiede antworteten, daß sie nicht hinreichten. Darauf ging der König in viele Städte und wollte Goldstücke haben, aber man gab sie ihm nicht. So kam er auch in die Stadt, wo die reichen Neger wohnten und sagte zu der Königin, da er ja wußte, daß sie sehr reich war: „Ich bitte dich sehr, gib mir einige Goldstücke, denn meine Frau hat ein Gelüste nach einem goldnen Gürtelschloß." Darauf rief sie das weiße Mädchen: „Lauf zu meinem Glücksengel, back aber vorher einen Kuchen, bring ihm den und sprich: gib einige Goldstücke." Als der König das Mädchen sah, fragte er die Negerin: „Wo hast du das weiße Mädchen her?" Sie antwortete: „So und so, sie war mit einer Dienerin ins Gebirge gegangen, denn dahin sollte ein König kommen und sie zur Frau nehmen, aber die Dienerin stieß sie um und sie fiel in meinen Brunnen; die Dienerin blieb da und der König nahm sie zur Frau." Als nun das Mädchen mit einer Goldbarre ankam, sagte der König zu ihr:

„Du bist meine Frau, wie deine Herrin mir erzählt hat, komm, wir wollen nach Hause gehen und ich will dich heiraten." Er erbat sie von der Negerin und die gab sie ihm. Darnach gingen die beiden nach Hause und der König ließ die Dienerin töten.

59. Die Geschichte von den drei Brüdern, den drei Schwestern und dem halbeisernen Mann

Es waren einmal drei Brüder und drei Schwestern, die Brüder verheirateten die eine an den Sonnenherrn, die andere an den Mond und die letzte an den Südwind. Als sie einige Zeit verheiratet waren, dachten die Brüder: „Wir wollen doch gehen und sehen, wie es ihnen geht", machten sich fertig, nahmen Wegzehrung mit und gingen auf die Reise. Unterwegs überfiel sie die Nacht auf freiem Felde nahe bei einem Berge, sie machten an einer Stelle halt, zogen ihr Brot heraus und zündeten Licht an. Als sie mit Essen fertig waren, sagte der älteste: „Legt ihr euch schlafen, ich will aufbleiben und euch bewachen, daß keiner komme uns zu berauben und zu töten." Die beiden jüngeren Brüder legten sich nun schlafen und er hielt Wache. Das Licht hatte eine Kutschedra bemerkt, ging gerade darauf zu, und als sie auch noch die Männer sah, freute sie sich sehr, und stürzte auf den Wächter zu, um ihn zu fressen. Der aber schoß und tötete sie, zog darauf seinen Säbel, hieb ihr den Kopf ab und steckte ihn in seinen Ranzen, nahm auch die Kutschedra und warf sie in eine Grube, daß seine Brüder sie nicht sähen. Darauf wartete er noch eine Weile, weckte sie und sie machten sich wieder auf. Die zweite Nacht verbrachten sie an einem andern Ort, und als sie Licht gemacht und gegessen hatten, legten sich zwei schlafen, der mittlere Bruder wachte, und auch der tötete in der Nacht eine Kutschedra wie der älteste. In der dritten Nacht sagte der jüngste: „Schlaft ihr jetzt, ich werde wachen." Sie aber

meinten: „Schlaf du, du bist zu jung, laß einen von uns Wache halten.“ Er wollte aber nicht und bewachte sie. Auch zu ihm kam eine Kutschedra, aber jung wie er war, schoß er nicht sicher; da zog er seinen Säbel, um sie zu erschlagen, aber im Todeskampf schlug sie mit dem Schwanz und löschte das Licht aus. Nun überlegte er, wie er es wieder anzünden könnte, hatte aber nichts womit. Da sah er auf einem Berggipfel ein kleines Feuer und machte sich dahin auf. Unterwegs traf er die Mutter der Nacht; die fragte er: „Wohin gehst du?“ Sie antwortete: „Ich gehe Tag machen.“ Darauf sagte er: „Warte auf mich, bis ich das Licht angezündet habe.“ Sie antwortete: „Ich warte.“ Er traute ihr aber nicht und band sie fest, daß sie nicht Tag machen könnte. Als er dem Feuer nahekam, sah er, daß es unter einem sehr großen Kessel mit zwölf Henkeln war. Er hob ihn auf und zündete das Licht an. Gerade da kamen aber die Räuber, denen der Kessel gehörte und fragten ihn: „Wer bist du?“ Er antwortete: „Ich bin ein Reisender, mir ist das Licht ausgegangen und ich bin hierher gekommen, es anzuzünden.“ Darauf sagten sie zu ihm: „Wie konntest du diesen Kessel aufheben? Wir sind zwölf Mann, und wenn wir ihn vom Feuer nehmen wollen, fassen wir alle an, jeder einen Henkel und können ihn dann nur mit Mühe aufheben.“ — „Mir schien er nicht so schwer“, erwiderte er und hob ihn nochmals auf. Da sprachen sie zu ihm: „Du mußt ein tüchtiger Kerl sein, für dich paßt es, den König zu berauben“, und damit brachen sie alle dreizehn zu dem Raubzug auf, machten ein Loch in die Mauer, gingen hinein und wollten die Pferde des Königs stehlen. Er aber blieb draußen, und da überlegte er sich: „Ich habe bis zu dem Alter, in dem ich jetzt bin, nicht das Geringste gestohlen; ich will die da töten und weggehen.“ Darauf rief er ihnen zu: „Kommt schnell heraus, man hat uns verraten.“ Als sie nun aus dem Loche herauskamen, hieb er ihnen einem nach dem andern die Köpfe ab, bis er alle getötet hatte, dann steckte er sein Messer in die Hofmauer des Königs, zündete sein Licht an, band die

Mutter der Nacht los und ging weiter zu seinen Brüdern. Danach brachen sie wieder auf.
Als nun der König aufgestanden war und die Getöteten sah und das Messer, das in der Mauer steckte, verwunderte er sich und befahl, man solle an einem Kreuzpunkt vieler Straßen eine Herberge bauen und jeder, der dort einkehrte, solle essen und übernachten ohne zu zahlen, aber er solle alles erzählen, was ihm widerfahren war, Gutes oder Böses. Nach dem Befehl geschah es. Es kehrten nun viele Leute in der Herberge ein, aßen und übernachteten ohne Bezahlung. Zufällig kamen auch die drei Brüder da vorüber und kehrten ein. Als sie ausgeschlafen hatten und aufgestanden waren, zogen sie Geld heraus, um dem Herbergswirt zu zahlen. Der aber sagte: „Hier zahlt niemand, aber jeder muß das Gute und das Üble aus seinem Leben erzählen." Der älteste Bruder erzählte nun alles, was er gemacht hatte, auch von der Kutschedra, die er getötet hatte. Ebenso auch der zweite. Darauf begann der dritte und zuletzt erzählte er von der Kutschedra und von den Räubern, die er getötet hatte, als sie den König berauben wollten. Darauf sagte ihm der Wirt: „Du bists, den der König haben will." Die beiden andern Brüder gingen nun fort und ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist, den jüngsten aber behielt der König, nachdem er alles vernommen hatte, verheiratete ihn mit seiner Tochter und machte ihn zum Vornehmsten nach sich selbst.
An solchen Hochzeitstagen hatte man dort die Gewohnheit, viele Leute aus dem Gefängnis zu entlassen. Unter den Gefangenen war auch einer, der war halb aus Eisen, halb wie sonst ein Mensch. Als man nun viele andre freiließ und ihn gefangen behielt, weinte er; das tat dem Schwiegersohn des Königs leid und er bat den König sehr, auch diesen Gefangenen freizugeben, aber der König hatte ihn auf Lebenszeit eingekerkert. Der Schwiegersohn bat nun nochmals und da ließ der König den Mann frei. In der Nähe befand sich gerade auch die Königstochter, der Mann fuhr auf sie los und verschlang sie, darauf verschwand er. Darüber wurde

der König sehr bekümmert, zog sein Schwert und wollte seinen Schwiegersohn töten. Der aber sagte: „Ich kann sie wiederfinden und wiederherbringen, aber laß mir ein Paar eiserne Schuhe und einen eisernen Stab machen — er mußte nämlich weit herumziehen, bis er sie fände — ich verspreche, daß ich in einem Jahre mit deiner Tochter hierher komme.“ Danach machte er sich auf den Weg.

Am Abend kam er bei seiner Schwester an, die an den Sonnenherrn verheiratet war und klopfte an die Tür; die Schwester kam und fragte: „Wer ist da?“ Er antwortete: „Ich bins, ein gewisser Mann.“ Sie machte nun die Tür auf, und als sie sah, daß es ihr Bruder war, freute sie sich sehr. Nach einer Weile kam auch ihr Mann, und in der Angst, daß der ihren Bruder fressen könnte, steckte sie ihn in eine Kiste. Als der Mann eintrat, fragte er die Frau: „Was bekomme ich heute zu essen?“ Sie antwortete: „Was es gibt.“ — „Ich rieche doch Fleisch.“ — „Nein,“ sagte sie, „es gibt kein Fleisch.“ Darauf stand er auf und sah nach, wo das Fleisch wäre; sie aber sagte: „Friß lieber mich als meinen Bruder, der eben vor dir angekommen ist.“ — „Laß ihn heraus kommen, ich fresse ihn nicht.“ — Da ließ sie den Bruder heraus, und ihr Mann freute sich mit ihr, als er seinen Schwager sah. Da fragte der Schwager, ob sie wüßten, wo ein eiserner Mann wohne, halb von Eisen. Sie antworteten: „Wir wissen von nichts, aber geh und frage den Mond.“

Am nächsten Abend kam er zu der zweiten Schwester, die den Mond geheiratet hatte, aber als sie auch dort nichts wußten, ging er zu der dritten, die den Südwind zum Manne hatte. Den fragte er, ob er etwas von einem eisernen Manne wisse. Der Südwind antwortete: „Ich weiß nichts davon, aber morgen vor Tag schlage den Weg ein, der aufwärts führt, und dort an dem und dem Ort wirst du einen Falken treffen, der ist so groß, daß er nicht fliegen kann; geh von rückwärts leise an ihn heran, fasse ihn beim Kopf und sage zu ihm: Ich töte dich, wenn du mir nicht Kunde gibst von dem halbeisernen Manne; wenn er dir dann sagt, wo der

zu finden ist und was du zu tun hast, dann geh dahin." Bei Tagesanbruch ging er und packte den Falken, und der sagte zu ihm: „Ich weiß nicht, wo es ist, aber du mußt mir einige Oka Fleisch herrichten, und dann warten, bis meine Flügel neu gewachsen sind, denn ich bin alt."
Das wartete er ab und rüstete viel Fleisch, um den Falken zu füttern, während sie aufstiegen, denn dort, wohin sie gehen sollten, war ein sehr hoher Berg, den niemand besteigen konnte. Das war nämlich in der andern Welt und dort wohnte der halbeiserne Mann mit der Königstochter. Nun stieg er auf den Falken und legte das Fleisch vor sich, der Falke flog auf. Während sie so aufstiegen, gab er dem Falken ein Stück Fleisch nach dem andern, bis sie schon dem Orte nahe waren, aber gerade da war das Fleisch zu Ende und er hatte nichts mehr, um den Falken zu füttern. Der sagte zu ihm: „Ich will Fleisch." — „Ich habe keins, es ist zu Ende." — „Wenn du mir kein Fleisch gibst, werfe ich dich ab." Da wußte er nicht, was er machen sollte, schnitt sich ein Stück aus dem Schenkel und gab es dem Falken, und als der wieder forderte, schnitt er ein Stück aus dem andern Schenkel und gab ihm auch das. So kamen sie oben an, der Falke ließ sich nieder und sah nun, daß sein Reiter ganz blutig war; da spie er die Stücke wieder aus, der Mann setzte sie wieder ein und wurde wieder heil. Darauf ging er zu einigen Palästen nahe bei dem Ort, wo er abgestiegen war und klopfte an ein Tor, und heraus kam seine Frau, die Königstochter. Sie erkannte ihn sogleich und rief voll Freude: „Du bist ja mein Mann! Wie bist du hier herauf gekommen; wer hat dich gebracht?" Da erzählte er ihr alles, was er erlitten hatte. Während sie so miteinander sprachen, kam der Halbeiserne und vor Schrecken verbarg sie ihren Mann oben auf dem Boden. Der Halbeiserne trat ein und fragte: „Was werden wir essen?" Sie antwortete: „Was es gibt." — „Ich rieche aber Fleisch", und zufällig erblickte er durch ein Loch in der Decke den Mann auf dem Boden, stieg hinauf, sog ihm das Blut aus und warf Haut

und Knochen zum Hause hinaus. Das sah der Falke und dachte bei sich: „Das ist der junge Mann, den ich hierher gebracht habe; ich will eilen und Schwalbenmilch holen und ihn wieder lebendig machen.“ Ohne Verzug machte er sich auf zu zwei Bergen, die sich auseinandertun und wieder zusammenschlagen, denn zwischen denen war die Schwalbenmilch; da ging er hinein, füllte seinen Schnabel, brachte so dem jungen Manne die Milch und machte ihn wieder lebendig. Der stand auf, ging wieder zu seiner Frau und trug ihr auf, sie solle sich krank stellen und dann dem Halbeisernen sagen: „Wir haben so lange zusammen gelebt und du hast mir nie verraten, wo deine Stärke liegt. Mein Tod ist nahe und du brauchst von mir nichts mehr zu fürchten.“ Dann, meinte der Mann, würde er ihr sagen, wo er seine Stärke hat. Darauf versteckte er sich, damit der Halbeiserne ihn nicht wieder fände und ihn fräße. Die Königstochter stellte sich nun krank und fragte den Halbeisernen nach seiner Stärke. Er antwortete: „Ich habe sie in dem Besen.“ Als er am nächsten Morgen fortging, verbrannte sie den Besen, aber der Stärke machte sie damit kein Ende. Sie stellte sich wiederum krank und lag ihm wieder an, ihr seine Stärke zu verraten. Da sagte er ihr: „Meine Stärke ist in einem Eber auf dem und dem Berge, der hat einen silbernen Zahn, darin ist ein Hase, der Hase hat im Bauch drei Tauben, da liegt meine Stärke.“ Darauf ging er seines Weges. Der junge Mann ging auf den Berg, traf dort einen Hirten mit einigen Schafen und fragte ihn, wo sich hier der große Eber befinde. Der Hirt antwortete: „Ruf nicht laut, denn dann hört er uns und kommt und frißt uns.“ Aber der junge Mann rief noch lauter, der Eber hörte ihn und kam heran, ihn zu fressen, aber er konnte ihm nichts anhaben, weil er ein Schwert hatte. Als sie so kämpften, sagte der Eber: „Hätte ich nur eine Arumswurzel, um mir die Zähne zu schärfen, dann würdest du was an mir erleben.“ Auch der junge Mann sagte: „Hätte ich nur einen Kuchen aus feingesiebtem Mehl, einige gebackene Fische und eine Flasche

Wein, dann würdest du was an mir erleben." Da brachte der Hirt ihm schnell, was er wünschte. Nachdem die beiden gegessen hatten, der Eber die Wurzel, der junge Mann den Kuchen, die Fische und den Wein, fingen sie wieder an zu kämpfen, bis der junge Mann den Eber überwand. Darauf untersuchte er dessen Zähne, fand den silbernen, spaltete ihn, fand darin einen Hasen, spaltete auch den und fand darin die drei Tauben.

Als der Eber tot war, wurde der Halbeiserne krank, und als der junge Mann den Hasen gefunden und geöffnet hatte, wurde er noch schlimmer krank, so daß er nicht mehr aufstehen konnte. Darauf tötete der junge Mann zwei von den Tauben, die eine behielt er bei sich und trat an das Bett des Halbeisernen; als der ihn sah, versuchte er aufzustehen, konnte aber nicht; der junge Mann aber tötete die Taube, die er in der Hand hatte, und darauf starb der Halbeiserne. Der junge Mann aber nahm seine Frau, sie bestiegen den Falken, flogen hinab und kehrten zu dem König zurück; der freute sich sehr, als er sie sah und ließ ein großes Festmahl anrichten.

60. Die Hexe, die Menschen in Steine verwandelt

Es waren einmal drei Brüder. Als teure Jahre eintraten, eins böser als das andre, besprachen sich die Brüder, sie wollten in die Fremde ziehen und sehen, wie sie sich ernähren könnten. Jeder nahm seinen Ranzen auf die Schulter und nun ging's in die Fremde. Als sie an einen Kreuzweg kamen, wollten sie sich trennen nach drei verschiedenen Seiten, fragten sich aber: „Wie wollen wir uns wieder finden?" — „Wißt ihr was," sagte der älteste Bruder, „wir wollen jeder sein Messer in den Baum da schlagen," — nahe bei dem Kreuzweg stand eine Linde — „und wenn einer von uns aus der Fremde

nach Hause kehrt, soll er auf die Messer sehen; sieht er aus einem Messer Blut tropfen, so soll er wissen, daß sein Bruder in Lebensgefahr ist und ihm zu Hilfe kommen." Das beschlossen die Brüder und jeder steckte sein Messer in den Baumstamm, darauf umarmten sie sich und jeder ging seines Weges, der älteste nach rechts, der zweite nach links und der jüngste geradeaus. Mit dem jüngsten ging auch der Haushund, ein Tier groß wie ein Bär.
Der älteste Bruder ging nun in die Weite und kam spät in einen Wald; es wurde finstre Nacht, man sah nicht Weg noch Steg. Da machte der Wanderer unter einem großen Baume halt, suchte schnell Dürrholz und Reisig zusammen und machte Feuer an. Er wollte dort übernachten. Der Wind blies kalt, das Feuer kam in Gang. Der Wanderer hatte unterwegs Pilze aufgelesen, die briet er auf der Glut zum Abendessen. Im Ranzen hatte er etwas Maisbrot, das er von guten Leuten unterwegs bekommen hatte, und etwas Salz. Er machte sich daran zu essen, aber da stöhnte und seufzte etwas in der Dunkelheit. Der Mann sah sich nach allen Seiten um, wurde aber nichts gewahr. „Ach, ach!" hörte er jammern und jemand aus der Dunkelheit sagen: „Laß mich zum Feuer, daß ich mich wärme, ich sterbe vor Kälte." Dem Wanderer kam es vor, es sei jemand auf dem Baume; er blickte hinauf und sah eine alte Zigeunerin, struppig und ganz in Lumpen wie eine Vogelscheuche, und zitternd wie in starkem Fieber.
„So komm herab hierher zum Feuer und wärme dich," sagte der Wanderer zu der Zigeunerin, „da hast du auch etwas gebackene Pilze und kannst essen."
Die Zigeunerin stieg nun vom Baume herab; in der Hand hatte sie eine Gerte; sowie sie ans Feuer trat, schlug sie den Wanderer mit der Gerte über den Rücken und der wurde zu einem Steinbild.
Der zweite Bruder war den ganzen Tag in die Weite gezogen, gegen Abend kam er in den Wald und legte auch ein Feuer unter dem Baume an. Als das Feuer in Brand kam,

zog er zwei drei frische Maiskolben aus seinem Ranzen, die hatte er unterwegs auf dem Felde gepflückt. Da hört er auch jemand stöhnen und seufzen und mit den Zähnen klappern, als würde er vom Fieber geschüttelt, und sagen: „Ach, ach, laß mich zum Feuer, daß ich mich wärmen kann." Der Wanderer hörte die Stimme von dem Baume herab, unter dem er saß, und als er aufsah, erblickte er die alte Zigeunerin, struppig und zerlumpt wie eine Vogelscheuche. „Komm zum Feuer und wärme dich," rief er ihr zu, „ich brate gerade Maiskolben, du kannst mitessen." Die Alte stieg vom Baume herab, die Gerte trug sie in der Hand, und sowie sie zu dem Feuer kam, gab sie dem Wanderer einen Hieb mit der Gerte über den Rücken. Er verwandelte sich in ein Steinbild.

Der jüngste Bruder wanderte den ganzen Tag und gelangte in eine große Stadt. Dort verdang er sich bei einem Herrn als Kutscher, mit Pferden wußte er sehr gut umzugehen, und blieb da lange als Kutscher, verdiente und ersparte dabei ein schönes Geld. Eines Nachts träumte ihm, er sähe seine Brüder tot daliegen, im Gesicht bleich wie Leinwand. Da zog ihn das Herz, sie aufzusuchen, er kündigte seinem Herrn den Dienst, tat sein verdientes und erspartes Geld in den Ranzen und nahm den Weg unter die Füße. Sein Hund ging mit ihm; der war noch größer geworden, denn er war bei dem Herrn gut gefüttert worden; alle mochten ihn gern, weil er das Haus gut hütete.

Der jüngste Bruder ging nun geradeswegs zu dem Kreuzweg, wo die drei ihre Messer in den Lindenstamm gesteckt hatten. Als er da ankam, sah er, daß aus den Messern der beiden Brüder Blut tropfte; die Tropfen waren schon geronnen und schwarz geworden.

Darauf zog er mit dem Hunde weiter des Weges, auf dem der älteste Bruder in die Fremde gegangen war, und gegen Abend gelangte er in den Wald. Er hatte auch unterwegs Pilze aufgelesen. Der Zufall brachte ihn gerade unter den Baum, wo sein Bruder Feuer angemacht hatte und zu Stein geworden war. Als das Feuer aufflammte, bemerkte er das

Steinbild; es sitzt da ein Mensch von Stein, hält in der Hand gebackene Pilze und ein Stück Maisbrot. Er betrachtet das Bild und es kommt ihm vor, als gliche es seinem ältesten Bruder. Er machte die Augen weit auf und sieht näher zu, erkennt seinen Bruder, wundert sich sehr und denkt bei sich: Was mag das sein?

Er setzte sich nun zum Feuer, sein Hund neben ihn, und briet die Pilze auf der Glut. Der Wind heulte. Auf einmal hörte er jemand auf dem Baume über dem Feuer stöhnen und seufzen: „Ach, ach! wie ist mir kalt, laß mich zum Feuer, daß ich mich wärmen kann." Der Wanderer sah an dem Baum hinauf, der Hund fletschte die Zähne. Auf dem Baume war die alte Zigeunerin, struppig und zerlumpt wie eine Vogelscheuche im Weinberg oder im Maisfeld.

Das Zigeunerweib klapperte mit den Zähnen vor Kälte, als hätte sie starkes Fieber und bat immer, ob sie sich am Feuer wärmen dürfte. Der Hund aber sprang herum wie wütend, fletschte die Zähne und bellte.

„Komm herab zum Feuer," rief der Wanderer, „wärme dich." — „Ich wage es nicht," antwortete sie, „der Hund wird mich beißen." — „Fürchte dich nicht," sagte der Wanderer, „ich halte den Hund." Darauf stieg die Alte vom Baume, die Gerte in der Hand, und trat zum Feuer; sie schlich sich heran, um den Wanderer mit der Gerte einen Hieb über den Rücken zu geben, aber der Hund sprang schnell zu und packte das alte Weib an der Kehle. Sie schrie wie rasend, der Hund aber hielt sie fest, wie wenn sich ein Ertrinkender anklammert und das Weib konnte sich nicht rühren. Der Wanderer zerrte an dem Hunde; o je! der gehorchte nicht. Sein Herr packt ihn am Halshaar, er läßt sich aber nicht wegreißen, so wenig wie eine Zecke. Da dachte der Wanderer: „Die Sache geht nicht mit rechten Dingen zu; das Weib ist eine Hexe, sonst würde mein Hund mir gehorchen, er hat mir ja immer gehorcht; es muß eine Hexe sein; sie hat wohl auch meinen Bruder in Stein verwandelt. Halt sie fest, Hund!" Der spaßt nicht, sondern würgt

das Weib, daß ihm die Augen aus dem Kopfe treten. Da sagte die Alte zu dem Wanderer: „Laß den Hund mich nicht beißen und erwürgen, ich will dir alles sagen." Der Wanderer lief herbei und wollte das Weib von dem Hunde losmachen, der Hund aber gehorchte nicht. Darauf sagte das Weib: „Nimm meine Rute, diese Gerte, und schlag mit dem dicken Ende an das Steinbild, dein Bruder wird dann aufwachen und wieder zu einem lebendigen Menschen werden. Spute dich, vielleicht könnt ihr beide zusammen mich von dem Hunde freimachen."

Der Wanderer ergriff die Gerte der Alten und gab zuerst ihr einen Hieb über den Rücken; sie wurde zu Stein. Den Stein ließ der Hund los. Dann schlug er mit dem dicken Ende den Bruder auf den Rücken und der wurde wieder lebendig.

Da saßen nun die beiden am Feuer, brieten Pilze, aßen zu Abend und erzählten sich, wie es jedem in der Fremde ergangen war. Sie konnten sich gar nicht genugtun mit Erzählen bis zur Morgenröte.

Als es Tag geworden war, bemerkten sie im Walde umher fast unter jedem Baume Menschen, Hunde, Pferde und andre Tiere stehen, sitzen und liegen, alle von Stein.

Der jüngste Bruder schlug nun mit dem dicken Ende der Gerte des alten Weibes der Reihe nach an die Steinbilder im Walde. Alle wurden wieder lebendig. So fand er auch den zweiten Bruder und auch der wurde wieder lebendig. Die Menschen, die wieder lebendig geworden waren, stellten sich um die versteinerte Zigeunerin und zerschlugen sie in kleine Stücke. Darauf wählten sie den jüngsten Bruder zum Oberhaupt, und dann vergnügten sie sich, schmausten, aßen und tranken. Ich bin auch dabei gewesen und habe Wein getrunken, noch jetzt ist mir die Zunge feucht.

61. Die Hexe mit Hufeisen beschlagen

Es war einmal ein Schmied, der hatte zwei Gesellen, zwei verläßliche Burschen; wenn die beiden in der Schmiede auf einer Eisenplatte hämmerten, zitterten Amboßstock und Amboß und der Boden unter ihnen und die ganze Schmiede, wie die Wassermühle bebt, wenn Mais gemahlen wird. Die Schmiedegesellen schliefen zusammen in einem Bett, der eine am äußeren Rand, der andre an der Wandseite. Es dauerte nicht lange, daß der Gesell, der am Rande schlief, anfing zu kränkeln, hinzuschwinden und einzutrocknen. Vorher war er rot und voll im Gesicht, daß, wenn man ihn auf die eine Backe schlug, die andre hätte platzen mögen, und jetzt! als wenn ihn das Fieber schüttelte. Sein Freund fragte ihn: „Was hast du, Freund, daß du so hinschwindest und eintrocknest?" — „Ach, mein Freund," antwortete er, „mit mir steht es schlecht, ich bin ganz übel angekommen, wie nie ein Mensch auf Erden. Ich mag dirs nicht sagen, was und wie mir ist, du wirst mir nicht glauben." — „Aber, Freund, sags mir doch, mag es sein, was es will; ich werde dich an niemand verraten, Bruder, und wenn ich sehe, daß du die Arme blutig hast bis zum Ellenbogen, darauf gebe ich dir mein festes Wort. Ich frage dich, weil du mir leid tust; du schwindest hin und verfällst. Du bist schon gar nicht mehr du selbst; wer dich früher gekannt hat, kann dich jetzt nicht wieder erkennen, und mit jedem Tage wird es schlimmer." Der andre schwieg und wollte nicht reden, aber sein Freund fragte wieder: „Reitet dich vielleicht der Mahr?" — „Noch schlimmer, als wenn mich der Mahr ritte. Ich will es dir sagen, Freund, aber laß es unter uns; ich möchte nicht, daß mich die Weiber auf der Straße durchhecheln." — „Von mir hast du nichts zu befürchten", sagte der Freund. — „Weißt du was? Unsre Frau Meisterin ist eine Hexe. Beinahe jede Nacht kommt sie mit ihrem Teufelszaum an unser Bett, und wenn wir ein=

geschlafen sind, schwippt sie mich mit dem Zaum, ich stehe auf, werde zum Pferd und sie zäumt, sattelt und besteigt mich, und nun fort zu dem Berge Arsanj. An mir fällt weißer und blutiger Schaum herab, so komme ich in Schweiß, während sie mich grausam jagt und über Feld und Gebirge reitet. Wenn sie auf dem Berge Arsanj angekommen ist, bindet sie mich an eine Eiche, geht dann unter die Vilen und Hexen zum Schmause und vor Tagesanbruch steigt sie wieder auf mich, ihr Pferd, eilt dann nach Hause zurück und ich bade mich wieder in blutigem Schweiß. Wenn sie so auf mir nach Hause geritten ist, streift sie mir den Zaum vom Kopfe, ich werde wieder Mensch und lege mich dann ganz erschöpft und gebrochen schlafen. Das ist die Ursache, warum ich hinschwinde und eintrockne, warum ich krank bin." — „Kommt denn die Hexe jede Nacht?" fragte der andre Gesell. — „Jede Nacht eine Woche lang um Neumond, und sonst dann und wann." — „Gut," erwiderte der andre, „von jetzt an will ich am äußern Bettrand schlafen und du schläfst an der Wandseite, da will ich mich einmal mit unsrer Meisterin, der Hexe, balgen." So geschah es; es war gerade an einem Freitag nach Neumond; die Gesellen wechselten ihre Bettlage, der Kränkliche legte sich an die Wandseite, der Gesunde an den Außenrand.

Als alles im Hause eingeschlafen war, stellte sich auch der gesunde Gesell, als ob er schliefe. Die Tür der Stube, wo die Schmiedegesellen und die Lehrjungen schliefen, ging auf und die Meisterin-Hexe trat ein, in der rechten Hand eine Peitsche, in der linken den Zaum. Sie ging gerade auf das Bett zu, wo die Gesellen schliefen und hob den Zaum hoch, um dem, der am Bettrande lag, einen Schlag zu versetzen. Der aber war wach, sprang wie die Katze auf die Maus, packte die Hexe an den Armen und riß ihr Peitsche und Zaum aus den Händen; dann gab er ihr einen Hieb mit Peitsche und Zaum über die Schultern und sie wurde sogleich zu einer Stute. Der Gesell zäumte sie, führte sie aus der Stube auf die Straße, stieg auf, und nun im Galopp

die Landstraße entlang bis zum Walde. Auf einem anderen längeren Wege kehrte er zurück und spornte die Stute scharf, daß sie ganz in Schweiß geriet, naß wie ein Bündel Röst-hanf. So jagte er mit ihr über Feld um das Dorf, bis die Morgenröte anbrach, dann ritt er zur Schmiede, band dort die Stute an einen Mauerring und weckte seinen Genossen. Der Meister war gerade nicht zu Hause. Die Gesellen öffneten nun die Schmiede, machten Feuer an, schmiedeten vier Hufeisen und beschlugen die Stute an allen vier Füßen; dann führten sie sie auf den Hof, streiften ihr den Zaum ab und die Stute wurde wieder zur Frau. Die Meisterin lief nun in ihre Stube und legte sich zu Bett; ein heftiges Fieber befiel sie und sie wurde todkrank. Als der Schmied nach Hause kam, hatte er einen Anblick: seine Frau an Händen und Füßen mit Hufeisen beschlagen! Er fragte sie: „Um Gotteswillen, Frau, was ist mit dir?" — „Ich weiß nicht," antwortete sie, „gestern abend legte ich mich frisch und gesund nieder, aber vor Tag wachte ich vor Schmerz auf, und da siehst du, was mich befallen hat; der Teufel muß mich wohl beschlagen haben." — „Bei Gott, Frau," sagte der Schmied, „wir müssen stillschweigen und unser Unglück geheimhalten, wir dürfen keinem diesen wunderlichen Unfall erzählen; so was hat ja nie ein Mensch gehört oder gesehen." Dann zog der Schmied mit großer Mühe seiner Frau die Hufeisen von Händen und Füßen ab. Die Schmiedsfrau war lange krank, und als sie sich etwas erholt hatte, war ihr erstes, daß sie den Vilenzaum und die Peitsche nahm und sie ohne daß es jemand merkte, im Ofen verbrannte. Niemals spielte sie wieder Hexe. Der kranke Schmiedegesell wurde wieder gesund und wie früher bekam er ein rotes und volles Gesicht, daß, wenn ihn einer auf die eine Backe schlug, die andre hätte aufspringen mögen.

62. Du lügst

Es war einmal ein König, der hatte eine kluge, aber schelmische Tochter. Als sie in das heiratsfähige Alter gekommen war, sagte sie zu ihrem Vater, dem König: „Ich will keinen andern heiraten als den, zu dem ich sagen muß, wenn er sich mit mir unterhält, daß er lügt. Wer mir so zu erzählen versteht, daß ich ihm sagen muß: du lügst, den will ich nehmen." Der König, ihr Vater, war seiner Tochter nicht entgegen und ließ in der weiten Welt ausrufen, die Leute möchten zum Versuch mit der Unterhaltung kommen und zusehen, was sie mit der klugen Königstochter machen könnten. Da kamen Kaisersöhne und Königssöhne, Grafen und Barone und unterhielten sich mit ihr, und wenn einer recht tief in der Lüge steckte, so daß man ihm hätte sagen müssen: du lügst, sagte die Königstochter nur zu ihm: „Das ist ja kein Wunder, das kann alles sein", oder sie sagte: „Das ist gut", oder: „Das ist schlimm." Keiner konnte ihr so erzählen, daß sie genötigt war zu sagen: du lügst. So waren einige Jahre vergangen und viele vornehme Herren hatten sich herzugedrängt und sich mit der Königstochter unterhalten, aber keinem hatte es genützt, obwohl sie auf jede Weise schwindelten und logen, aufschnitten und Flausen machten, und sich jegliche Mühe gaben, daß die Königstochter zu einem sagen müsse: du lügst. Aber alles vergeblich; sie unterhielt sich mit jedem, wunderte sich aber über nichts, hörte alles an und nahm es kaltblütig hin.

Einmal verabredeten sich zwei reiche Edelleute, daß sie auch ihr Glück versuchen möchten, ob es nicht einem von ihnen gelänge und er des Königs Schwiegersohn würde. Nahe bei der Hauptstadt des Königreiches war ein See, durch den konnte man bisweilen mit dem Wagen durchfahren, wenn man den Weg gut kannte. Der Weg um den See war weit. Die beiden reichen Edelleute fuhren auf einem herr-

schaftlichen Wagen mit herrschaftlichen Pferden an den See. Gegenüber gleich am Ufer lag das Königsschloß. „Fahren wir durch," meinten die Reisenden, „unsre Pferde sind gut, sie werden durchkommen." Als sie darüber sprachen, sahen sie einen jungen Hirten zu dem See kommen und riefen ihn an: „He, wackrer Bursche, kann man mit der Kutsche durch den See kommen?" — „Das kann man, Herr," antwortete der Hirt, „aber der Weg um den See ist näher." — „Wieso?" fragten die Reisenden. — „Versuchts, dann werdet ihr sehen, daß man beim Herumfahren eher an das Schloß kommt." — „Ist es denn wirklich wahr," fragten sie weiter, „was wir über die Königstochter gehört haben, daß sie den jungen Mann heiraten wird, der ihr eine Geschichte so zu erzählen versteht, daß sie zu ihm sagen müßte: du lügst." — „Das ist wahr, ihr Herren, und das Mädchen ist klug und schön, man findet kaum ihresgleichen." — „Und du meinst wirklich," sprachen die Reisenden weiter zu dem Hirten, „daß wir wohl mit unsern guten Pferden den See durchwaten können?" — „Das könnt ihr, aber wenn ihr schneller dahin kommen wollt, nehmt den Weg herum." Die Reisenden hörten nicht auf den Burschen, sondern schlugen den geraden Weg quer über den See ein; aber sowie sie die Pferde ins Wasser trieben, versank der Wagen im Schlamme; da hatten sie die Bescherung. Der Bursche kam herbei und half ihnen den Wagen zurückziehen, und nun gings auf den Weg um den See herum.

Im Gespräch mit dem Hirten hatten sie gemerkt, daß er ein kluger, aufgeweckter Bursche sei und voll Teufeleien stecke, und einer sagte zum andern: „Höre, Freund, wir wollen den Burschen mitnehmen, er kann uns beistehen bei der Königstochter. Der Bursche steckt voll Witz und Teufelei." Also taten sie und fragten den Hirten, ob er wohl Lust hätte, sich in ein Gespräch mit der Königstochter einzulassen, sie würden ihn schön kleiden, herrschaftlich. „Willst du? wir werden dir gut zahlen." — „Ich will schon, aber wenn ich allen früheren Freiern im Lügen über werde, hilft euch das nichts." —

Die Reisenden gingen nun zum Schlosse; den Burschen hatten sie herrschaftlich angezogen und schön herausgeputzt. Er war ohnehin ein hübscher Bursche, auch im Bauernkittel, aber jetzt im Dolman sah er aus wie ein Königssohn. So gings zu dem Königshof und er fand den König in Person vor dem Hofe. Der Bursche kannte den Herrn König nicht und bat ihn: „Herr! ich bin ein fremder Reisender und bin zum Gespräch mit dem Fräulein Königstochter gekommen, wo kann ich sie finden?“ Der König antwortete: „Geht an das Gartentor, mein Freund, meine Tochter geht gerade im Garten spazieren; Ihr könnt da gleich mit ihr sprechen.“ Der Bursche verneigte sich vor dem König und dankte ihm, dann ging er in den Garten. Dort stand gerade die Königstochter bei den Kohlbeeten mit einem Buche in der Hand. Er verbeugte sich und begrüßte sie, sie grüßte wieder. „Ihr habt da schönen Kohl, Fräulein.“ — „„Und die Stauden sind heuer groß““, erwiderte sie. — „Mein Vater hatte voriges Jahr Kohl, wie ihn noch nie einer gehabt hat; jede Staude so groß, daß zwölf Schmiede ihre Werkstätten darunter aufstellen konnten und schmieden, ohne daß einer den andern hörte.“ — „„Das war einmal gut.““ — „Oder auch nicht gut, denn als das Kraut zum Wintervorrat zugerichtet und gehobelt werden sollte, konnte mein Vater kein Faß finden, es einzumachen.“ — „„Das war schlimm.““ — „Schlimm gerade nicht; mein Vater kam auf den Gedanken, was zu tun sei; er ließ eine Staude zurück, die übrigen verkaufte er. Für das Geld kaufte er einen ganzen Eichwald und nahm tausend Böttcher an, jeden mit drei Gesellen und zwei Lehrlingen. Die hieben den Wald um und machten Faßdauben und stellten ein Faß her, drei Tagereisen im Umfang, eine halbe Tagereise hoch. Darauf boten mein Vater und ich die Nachbarn zu Hilfe auf, wir hobelten das Kraut und füllten das Faß voll.“ — „„Das war ja sehr gut, da hattet ihr wenigstens Kraut genug.““ — „Es war doch nicht recht gut, wir mußten uns quälen, bis wir das Kraut mit Steinen gepreßt hatten; einen Monat lang fuhren wir Steine auf hundert Wagen,

hundert Pferde standen um und hundert Leute wurden beim Steinegraben und -fahren lahm oder verletzten sich." — „„Das war ja schlimm."" — „Doch nicht ganz so schlimm, beim Steinegraben fanden die Leute eine Salzquelle und kamen so zu Salz." — „„Das war ja gut."" — „Das Salz war schon gut, aber schlimm stand es mit dem Faß, das Kraut darin verdarb und faulte." — „„Das war schlimm."" — „Es war nicht einmal schlimm, mein Vater und ich machten uns an das Faß, er an dem einen, ich am andern Ende; wir wälzten es auf den Acker, schütteten das verfaulte Kraut aus und düngten ihn so." — „„Das war doch gut."" — „Es war nicht recht gut, denn als wir das verfaulte Kraut auf den Acker schütteten und es sich über den Acker von einem Ende bis zum andern ausbreitete, merkte mein Vater, daß wir uns geirrt und einen fremden Acker gedüngt hatten. Da hoben wir den Acker wie eine Decke hoch, mein Vater an einem, ich am andern Ende, trugen so das verfaulte Kraut von dem fremden Acker auf unsern hinüber und luden es dort ab." — „„Das war ja gut."" — „Doch nicht gerade gut, denn von dem verfaulten Kraut wurde die Luft so verpestet, daß hundert Dörfer auswandern mußten." — „„Das war schlimm."" — „Nicht gerade schlimm, denn das Kraut witterte aus und das Land war damit so gut gedüngt, daß mein Vater, als er den Acker umgepflügt und mit Weizen besät hatte, so viel Korn baute, daß hunderttausend Leute es nicht bewältigen konnten." — „„Das war aber gut."" — „Doch nicht recht, denn mein Vater wurde so reich, daß er nicht wußte, wohin er mit dem Reichtum sollte, und der Mann ganz närrisch wurde vor Überfluß an Geld und Gut. Ich will Euch nur eins erzählen. Mein Vater suchte in der ganzen weiten Welt nach dem allergrößten Pferd, und endlich fand er eine Stute, die war eine Tagereise lang und hatte eine Blesse einen halben Tag lang." — „„Das war mal gut."" — „Doch nicht so recht gut, denn für eine so große Stute, wie der Bleß meines Vaters, mußte man auch einen großen Wagen haben. Mein Vater

mühte und quälte sich, bis er einen Wagner und einen Schmied fand, die ihm einen Lastwagen machten zwei Tagereisen lang und eine breit, aber dabei hatte er sich bis auf den letzten Heller verausgabt." — „„Das war schlimm."" — „Doch nicht so schlimm, wenigstens quälte sich mein Vater nicht mehr mit dem Reichtum, sondern lebte mehr in Ruhe. Was er auf hundert Wagen mit zweihundert Pferden nicht hatte verrichten können, das verrichtete er jetzt mit seiner Stute auf seinem Lastwagen mit der halben Mühe." — „„Das war aber gut."" — „Doch nicht gerade gut, denn mein Vater tat sich viel auf sein Pferd zugute und glaubte schon, es gäbe nichts, was er nicht fahren könnte, und keinen Weg, der ihm zu viel wäre. Mein Vater und ich gingen einmal in den Wald Holz zu holen. Die Äxte gingen klipp! klapp! Wir fällten zehn Eichen, sägten und spalteten sie und luden sie auf den Wagen. Damit hatten wir kaum den Boden bedeckt. Also wieder daran mit dem Fällen, noch zehn Buchen und noch zehn; man sieht aber kaum, daß Holz auf dem Wagen ist. So fällten wir noch Eschen, Weißbuchen, Ulmen und Zer-Eichen, und hatten den halben Wald geschlagen, bis wir den Wagen voll mit Holz beladen hatten; dann ging es hierher in die Stadt. Wir konnten die ganze Stadt für den Winter mit Holz versehen." — „„Das war ja gut."" — „Doch nicht gerade gut, denn meinem Vater ließ sein Übermut keine Ruhe, er wollte nicht um den See herumfahren, sondern geradedurch und so eher in die Stadt kommen. Als er die Stute in den See trieb, blieb der Wagen im Sumpfboden und im Schlamm stecken, die Stute stand still und konnte nicht weiter. Wir hieben mit unsern Peitschen auf die Stute ein, mein Vater von der einen, ich von der andern Seite. Die Stute zog aus allen Kräften an und es platzte ihr an meiner Seite die Flanke und das Eingeweide trat heraus. Es krachte wie ein Donnerschlag. Aus dem Bauch der Stute fiel ein Papier heraus, ich greife schnell danach, öffne es und lese, was darin stand: Euer Vater, Königstochter, der jetzige König, habe bei meinem Vater sieben Jahr

als Hirt in Dienst gestanden." — „„Du lügst,"" fiel ihm das Mädchen schnell in die Rede, „„du lügst, das ist nicht wahr.""
— „Nun, wenn es so steht, gebt mir Eure Hand, Ihr seid meine Braut". Das Mädchen reichte ihm die Hand und sie gingen zum Vater König. Da gab es Verlobung, Ringwechsel und Festtrunk, dann war die Hochzeit, der Hirt wurde des Königs Schwiegersohn, und als der König gestorben war, wurde er König.

63. Der Wolf mit dem eisernen Kopfe

Es war einmal ein Hirt. Eines Tags, als er die Schafe hütete, kam aus dem Walde der Wolf mit dem eisernen Kopf und sprach zu ihm: „Peter, jetzt will ich dich auffressen." Peter legte sich aufs Bitten: „Tu es nicht, Wölflein, tu es jetzt nicht; warte, bis ich mich verheirate, dann komm zur Hochzeit und friß mich."

Der Wolf willigte ein, da er hoffte, auf der Hochzeit außer dem Hirten noch einen zu erbeuten. Bis es zum Heiraten kam, hatte der Hirt den Wolf ganz vergessen. Aber als der Hochzeitszug zu Wagen mit der Braut am Walde vorbeikam, trat der Wolf mit dem eisernen Kopf heraus und vor sie hin und rief: „Steig vom Wagen, Peter, daß ich dich fressen kann." Und mein Peter sprang ab, um nur die übrigen Hochzeitsleute zu retten, und lief davon; der Wolf hinter ihm her. Peter rannte und rannte, sah sich zuweilen um, aber der Wolf war immer hinterher. So war er beständig bis zum Abend gelaufen; als es gegen die Nacht ging, bemerkte er ein Haus und stürzte hinein. Dort sah er eine alte Frau, wie sie den Ofen heizte und mit bloßen Händen das Feuer schürte. Das war die Sonnenmutter. Peter schnitt schnell seinen Hemdenschoß ab und wickelte ihre Hände hinein; die Sonnenmutter aber fragte ihn: „Woher kommst du, Christenmensch?" — „Die Not hat mich hergetrieben; der Wolf mit

dem eisernen Kopf verfolgt mich, vor dem habe ich Schutz gesucht." Da gab sie ihm zu essen und sie legten sich schlafen.
Am nächsten Morgen wollte Peter weitergehen; beim Abschied schenkte ihm die Sonnenmutter ein rotes Tuch und sprach zu ihm: „Da, nimm dies Tuch, Peter; wenn du an ein Gewässer kommst, schwinge das Tuch darüber, das Wasser wird sich dann teilen und du kannst trocknen Fußes hindurchgehen. Dann schwinge das Tuch wieder und das Wasser wird sich wieder schließen. Ebenso mach es, wenn du an einen Wald kommst."
Er bedankte sich sehr bei ihr und ging fort. Aber kaum hat er sich etwas vom Hause entfernt, ist auch der Wolf mit dem eisernen Kopfe wieder da und stürzt hinter ihm her, und Peter läuft wieder los. So kam er an ein Wasser, schwenkte das rote Tuch, das ihm die Sonnenmutter gegeben hatte, darüber, das Wasser zerteilte sich und er kam wie auf trocknem Boden ans andre Ufer. Da schwenkte er wieder das Tuch, das Wasser schloß sich zusammen und der Wolf mit den eisernen Zähnen blieb diesseits. Peter ging nun weiter, aber der Wolf sprang ins Wasser und schwamm auf die andre Seite hinüber, und wieder hinter Peter her; dem blieb nichts übrig, als wieder zu laufen. Der Wolf hatte ihn beinahe eingeholt, da bemerkte er ein Haus und stürzte hinein. In dem Hause wohnte die Mondesmutter.
„Grüß Gott, Mondesmutter", sagle Peter und küßte ihr die Hand. — „„Gott helf dir, Christenmensch. Was gibt's Gutes?"" — „Gar nichts Gutes," antwortete Peter, „mich verfolgt da der Wolf mit dem eisernen Kopf und ich bin in dein Haus geflohen." Die Mondesmutter gab ihm zu essen und sie gingen schlafen.
Als Peter am nächsten Morgen weiterging, gab ihm die Mondesmutter einen kleinen Brotlaib: „Nimm diesen Laib, und wenn du in Not kommst, leg ihn beim Schlafengehen unter den Kopf, dann wirst du sehen, was sich ereignen wird."
Peter bedankte sich bei ihr und ging. Aber so wie er sich vom Hause entfernte, wartete der Wolf mit dem eisernen Kopf

schon auf ihn, und wieder hinter ihm her, und Peter, was bleibt ihm übrig, muß rennen. So läuft er und läuft und der Wolf immer hinter ihm. Schon wollte er ihn packen, da erreicht Peter einen dichten Wald, schwenkt das Tuch, die Bäume treten auseinander und er fährt hinein. Dann schwenkt er wieder das Tuch, und der Wald schließt sich wieder so dicht, daß keine Ameise hätte durch können. Aber der Wolf mit dem eisernen Kopf hat auch eiserne Kiefer und eiserne Zähne und fängt an die Bäume zu benagen. Er nagt und nagt, daß die Splitter nur so um ihn fliegen. Der Wald war sehr groß, aber der Wolf nagt einen Baum nach dem andern durch; sie fallen um, und er kommt hinein. Als Peter nun mitten im Walde war, legte er den Brotlaib unter den Kopf und wandte sich zum Schlafen. Als er am andern Morgen aufgewacht war, da gab es was zu sehen: um ihn stehen drei Tiere, Löwe, Bär und Luchs, sehen ihn an und wedeln mit den Schweifen. Peter zerbrach den Brotlaib in drei Stücke und gab sie ihnen. Aber der Wolf mit dem eisernen Kopf hatte die ganze Nacht an dem Walde genagt und hatte ihn beinahe durchgenagt. Da schwenkte Peter das Tuch nach der andern Richtung hin und der Wald tat sich auf. Er kam mit seinen Tieren ins Freie, schwenkte das Tuch und schloß den Wolf im Walde ein. Nun machte er sich mit seinen drei Tieren nach Hause auf. Unterwegs überfiel ihn die Dunkelheit bei einer Hütte; er ging hinein; auf der Ofenbank saß eine alte Frau. „Guten Abend, Mutter." — „„Gott segne dich, Peter, woher kommst du?"" — „Es verfolgt mich da der Wolf mit dem eisernen Kopf", antwortete er, ahnte aber nicht, daß die Alte die Mutter des Wolfes mit dem eisernen Kopf war und erzählte ihr alles der Reihe nach, wie es gewesen war, zuletzt sagte er: „Und so habe ich ihn in den großen Wald da eingeschlossen." Damit gut; die Wolfsmutter tat, als wüßte sie von nichts und sagte zu Peter: „Möchtest du bei mir als Hirt bleiben? Mein Hirt ist davongegangen und ich habe niemand, der mir die Schafe hüte." Peter wollte nichts davon hören und

sagte, er sehne sich nach Hause, habe gerade geheiratet und die junge Frau verlassen. Als aber die Alte nicht nachließ und guten Lohn versprach, willigte er endlich ein und sie wurden einig. Als sie nun schlafen gehen sollten, sagte die Wolfsmutter zu ihm: „Gib das rote Tuch her, Peter, ich wills verwahren, daß du es nicht verlierst.“ Das wollte Peter durchaus nicht, da sie aber wieder wie eine Zigeunerin quälte, gab ers ihr; und als Peter eingeschlafen war, stahl sie sich leise fort, ging zum Walde und machte ihren Sohn frei.

Am andern Tage, als Peter die Schafe auf die Weide getrieben hatte, beriet sich der Wolf mit seiner Mutter, wie er Peter ans Leben könnte. Offen wagte er nicht ihn anzugreifen, weil ihn die drei Tiere behüteten. „Aber weißt du was?“ sagte der Wolf zu seiner Mutter, „grabe da, wo er morgen die Schafe melken wird, eine große Grube und decke sie mit Brettern zu. Ich verberge mich darin, und wenn er anfängt, die Schafe zu melken, springe ich heraus und fresse ihn.“ Was sie ausgedacht hatten, führten sie auch aus; sie gruben eine große Grube, bedeckten sie mit Brettern, und der Wolf versteckte sich darin. Aber als Peter die Schafe molk, legten sich seine Tiere gerade auf die Bretter und so konnte der Wolf nichts machen. Als nun Peter wieder hinter den Schafen herging, kam der Wolf mit den eisernen Zähnen aus der Grube heraus und sagte zu seiner Mutter: „Ich hätte ihn schon lange, aber ich habe Angst vor seinen Tieren, daß sie mir den Pelz waschen. Aber weißt du was? Wenn er morgen wieder auf die Weide geht, hänge dich mit Bitten an ihn, daß er die Tiere daläßt; wenn du die dann einschließt, werde ich leicht mit ihm fertig.“

Als Peter sich am andern Morgen mit den Schafen aufmachte, legte sich die Wolfsmutter aufs Bitten, daß er die Tiere zu Hause ließe. Peter wollte sich nicht darauf einlassen, aber als sie ihm zusetzte wie eine Zigeunerin, ließ er sich anführen und ließ ihr seine Tiere da; sie fütterte sie und schloß sie ein.

Darauf lief der Wolf mit den eisernen Zähnen geradeswegs hinter Peter her, und der, als er ihn von weitem bemerkte, wußte was los ist und legte sich aufs Laufen, kam in den Wald, und — wohin konnte er sonst — kletterte auf einen hohen Baum. Aber da war auch der Wolf und fing an, den Baum zu benagen und als er ein Stück herausgenagt hatte, rief er: „Komm herab, Peter, daß ich dich fressen kann." Als Peter sah, daß der Wolf daran war, den Baum durchzunagen, zog er einen Schuh aus, warf ihn dem Wolf hin und sagte: „Da hast du meinen Schuh, nage daran, während ich in den Wald rufe, daß der ganze Wald und alle Vögel hören, daß ich sterben muß." Darauf rief er, was die Kehle hergab.

Das hörte der Luchs und sagte zum Löwen und Bären: „Es kommt mir vor, als riefe unser Herr." — „Ach, sei still," antworteten sie, „du hast dich überfressen und träumst da was." Währenddes hatte der Wolf den Schuh aufgenagt und rief: „Komm herab, Peter, daß ich dich fressen kann." Peter warf auch den andern Schuh vom Baum herab. „Da, Wölflein, nun nage, während ich noch einmal rufe, daß der ganze Wald und alle Vögel hören, daß ich sterben muß." — So rief er noch einmal.

Darauf meinte der Bär: „Auch mir kommt vor, daß unser Herr ruft." — „„Ach, sei still da, du hast dich überfressen und faselst im Traum.""

Der Wolf hatte nun auch den zweiten Schuh durchgenagt. Da warf ihm Peter seinen Hut hin und rief zum drittenmal. Jetzt hörte es auch der Löwe und sagte: „Ja, da ruft wirklich unser Herr."

Die Tiere sprangen auf und wollten hinaus; jawohl, da war die Tür zugeschlossen. Da gruben sie sich unter der Mauer durch und rannten dahin, wo die Stimme zu hören war. Als sie ankamen, stand der Baum nur noch auf einem dünnen Streifen Holz, gerade daß er nicht umfiel. Die Tiere stürzten sich auf den Wolf mit den eisernen Zähnen und zerrissen ihn in kleine Stücke.

Darauf stieg Peter vom Baum herab, ging zum Hause der Alten, hetzte die Tiere auf sie und die zerrissen sie. Nun begann er im Hause nach seinem Tuch zu suchen, und fand dabei ungezähltes Geld, das die Alte versteckt hatte. Das lud er auf einen Esel, trieb die Schafe vor sich her und ging mit seinen Tieren nach Hause.

Dort lebte er hernach mit seiner jungen Frau lange Zeit glücklich und zufrieden.

64. Die Nachtschwärmerin

Es war einmal ein Zar, der hatte eine sehr schöne Tochter; die verdarb jede Nacht einen Anzug und zerriß ein Paar gelbe Schuhe. Das verdroß den Zaren und er fragte alle Dienerinnen aus, ob sie wüßten, daß vielleicht seine Tochter jede Nacht irgendwohin aus dem Hause ginge und so Kleider und Schuhe zerrisse. Die Dienerinnen versicherten ihm, daß die Zarentochter nicht ausginge. Er glaubte ihnen aber nicht und stellte eine Wache auf, die die ganze Nacht vor der Tür stehen und aufpassen sollte, ob seine Tochter in der Nacht aus dem Zimmer ginge. Aber auch das half nichts. Schuhe und Kleider waren jeden Morgen, den Gott gab, zerrissen und wieder zerrissen.

Da wurde der Zar zornig, und um irgendwie auf die Spur zu kommen, schickte er einen Boten aus und ließ im Volke verkünden: wer ihm sagen könnte, wohin seine Tochter jede Nacht geht und wie sie ihre Kleider zerreißt, dem würde er sie zur Frau geben.

Als diese Botschaft sich im Reiche verbreitete, kamen von allen Seiten tapfre Burschen herzu, um die Zarentochter zu bewachen. Aber keiner konnte herausbringen, wo sie in der Nacht bleibt. Nur so viel erfuhr man, daß sie sich jeden Abend schön anzieht, dann mit einemmal weg ist, ohne daß jemand sehen konnte, wann und wohin sie geht; in der Frühe

traf man sie wieder in ihrer Stube mit verdorbenen Kleidern und zerrissenen Schuhen.
Endlich machte sich ein armer Bursche auf den Weg, um die Zarentochter zu bewachen, ob ihm vielleicht das Glück hold wäre, daß er was erfährt. Unterwegs kam er auf ein weites Gefilde und traf dort drei Brüder, die drauf und dran waren, sich bis aufs Blut zu schlagen. Er rief sie als Bundesbrüder an und fragte sie, warum sie sich schlagen. Die Brüder antworteten: „Was fragt du uns, da du uns doch nicht helfen kannst?" — „Es kann wohl sein, daß ich es kann," meinte der arme Bursche, „sagt mir nur, um was ihr euch schlagt." Da erzählte ihm der älteste Bruder, wie ihnen nach dem Tode ihres Vaters drei Dinge hinterblieben wären: ein kleiner Teppich, eine Kappe und ein Stock, sie aber auf keine Weise das unter sich aufteilen könnten. Der Bursche lachte und sagte zu ihnen: „Und um solche Kleinigkeiten schlagt ihr euch?" — Darauf antworteten die Gebrüder: „Das sind keine Kleinigkeiten, Bruder, sondern Dinge von großem, großem Wert. Jedes von ihnen hat eine besondere Kraft: wenn man sich auf den Teppich setzt, kann man hinkommen, wohin man wünscht; wenn man die Kappe auf den Kopf setzt, kann einen niemand sehen, und mit dem Stock kann man Stein und Eisen durchschlagen."
„Na, wenn es so steht, kann kein Friede zwischen euch sein und ihr selbst könnt die Sachen nicht verteilen. Aber wenn ihr mir folgen wollt, werde ich im Augenblick Frieden unter euch stiften und so teilen, daß es allen recht ist." — „Da sag nur wie", riefen alle drei zugleich. — „Nun so, ihr geht weg auf den Hügel da und stellt euch dort in einer Reihe auf. Wenn ich dann mit der Hand winke, rennt ihr los, und wer zuerst zu mir kommt, dem gebe ich den Teppich, wer zu zweit anlangt, dem gebe ich die Kappe, und der letzte kriegt den Stock."
Die entzweiten Brüder bedachten sich etwas, einigten sich aber zuletzt und gingen darauf ein. Sie übergaben ihr Vatererbe dem Burschen und zogen ab auf den Hügel. So

wie sie weg waren, setzte der Bursche geschwind die Kappe auf, setzte sich auf den Teppich, nahm den Stock in die Hand, und dachte sich, er wollte im Zarenpalast sein, und im Augenblick war er weg. Als er vor den Zarenpalast geflogen war, nahm er die Kappe vom Kopfe, stieg von dem Teppich ab, wickelte beides hübsch zusammen und steckte es in den Busen. Dann zeigte er dem Zaren an, er sei gekommen, seine Tochter zu bewachen. Der Zar gab ihm die Erlaubnis. Als nun der Abend kam und alle im Hofe zur Ruhe gingen, legte sich der Bursche vor die Tür der Zarentochter, zog die Kappe aus dem Busen, setzte sie auf den Kopf und begann so unsichtbar aufzupassen und zu horchen. Zu einer Nachtstunde ging die Stubentür leise auf und aus dem Zimmer guckte die Zarentochter heraus, schön wie eine Bergesvila. Das neue Kleid schimmerte nur so an ihr. Als sie über die Schwelle getreten war, zog sie die gelben Schuhe an, machte die Tür hinter sich zu und kam unhörbar wie ein Schatten durch den Palast ins Freie, ohne daß sie einer sah, außer dem armen Burschen. Der zog gleich auch den Teppich aus dem Busen, setzte sich darauf, faßte den Stab fest in der Hand und wünschte sich, er möchte bei ihr sein.
Als sie nun aus dem Palast heraus waren, gingen sie lange Zeit eins hinter dem andern her, die Zarentochter schwebte voran und der Bursche unter der Tarnkappe hinterdrein. So kam die Zarentochter an eine schöne Wiese und sprach: „Gras, mach Platz, daß ich durchkann." Darauf rückte das Gras auseinander und die Zarentochter ging hindurch, der Bursche hinter ihr. Der griff nach dem Grase und pflückte davon ab, dann steckte er sichs in den Busen. Darauf fing das Gras an zu sprechen: „Bis jetzt bist du durchgegangen, Zarentochter, und hast uns keinen Schaden getan." Die Zarentochter wunderte sich, was das bedeuten sollte, und sah sich um, aber hinter sich sah sie nichts und ging weiter. Danach kam sie in einen wunderschönen Garten, in dem waren mancherlei Bäume mit Früchten aus Gold und Edelstein. Da rief die Zarentochter: „Macht Platz,

ihr Bäume, daß ich durchkann." Sogleich rückten die Bäume zur Seite und ließen ihr einen Pfad frei; der Bursche blieb immer hinter ihr, griff nach den Zweigen und pflückte Früchte von Gold und Edelstein; die steckte er sich in den Busen. Die Bäume aber begannen darauf gleich zu sprechen: „Bis jetzt bist du durchgegangen, Zarentochter, und hast uns keinen Schaden getan." Die Zarentochter verwunderte sich wieder, was das sein könnte, und sah sich um, wurde aber hinter sich keine lebendige Seele gewahr und ging weiter. Bald darauf kam sie ans Meer und sprach: „Mach Platz, Meer, daß ich durchkann." Das Wasser wich sogleich auseinander und die Zarentochter ging hindurch wie auf trokkenem Lande, der Bursche hinter ihr. Da sah er auf dem Grunde schöne Perlmuscheln, nahm einige Perlen auf und steckte sie in den Busen. Da sprach das Meer: „Bis jetzt bist du durchgegangen, Zarentochter, und hast mich nicht beschädigt." Darauf fuhr die Zarentochter vor Schrecken zusammen und dachte, was das bedeuten sollte, da sie doch keinen Schaden getan hatte. Sie sah sich wieder um, aber da sie niemand bemerkte, beruhigte sie sich und ging weiter. Als sie ans Ufer kamen, lag ein Gefilde vor ihnen ausgebreitet, mitten drin stand ein hoher Apfelbaum und an seiner Wurzel war eine Steinplatte; die Zarentochter klopfte dreimal mit dem Schuh auf die Platte, sie hob sich und unter ihr tat sich ein unterirdischer Gang auf. Die Zarentochter ließ sich da hinab und die Platte schloß sich über ihr. Da holte der Bursche mit seinem Stabe aus, tat einen Schlag auf die Platte und als die sich aufgetan hatte, stieg er auch hinab und ging in kurzer Entfernung hinter der Zarentochter her. Da unten gab es was zu sehen! Schöne Paläste, hoch und weit, Stuben und Säle fügten sich unübersehbar eins ans andre und in ihnen schimmerte alles von Gold und Edelstein; Leuchter wie die Sonne erhellten die Paläste, alles glänzte und funkelte, daß man nicht darauf hinsehen konnte. Der Palast war ganz voll von Leuten, alles nur Vilen und ihre Genossen.

Diener eilten wie beflügelt hin und her und bedienten die Gäste.
In einigen Stuben waren Tische aufgestellt, reich besetzt, für die Gäste; die schönsten Speisen und Getränke in goldenem Geschirr standen in der größten Fülle auf den Tischen. Die Gäste setzten sich zu Tisch und taten sich gütlich an Speise und Trank. Der arme Bursche sah das alles an und dachte bei sich, warum er so hungrig bei dem Essen dabei stehen soll; da langte er selber zu, nahm vom Tisch die besten Bissen, gerade wie sein Herz begehrte und trank den funkelnden Rotwein. Die Gäste sehen, wie die Speisen vor ihnen verschwinden, wie die vollen Becher sich leeren, wundern sich, denn sie können nicht sehen, wer das tut. Noch mehr erstaunen sie, als auch die goldenen Becher, aus denen sie trinken, vor ihren Augen verschwinden. Während sie so verwundert dastanden, stopfte der Bursche sich die Kostbarkeiten in den Busen.
Schon an der Tür hatte ein junger Mann, schön wie gemalt, die Zarentochter erwartet; es war der Sohn des Vilenzaren. So wie sie eintrat, nahm er sie bei der Hand und setzte sich mit ihr in eine Ecke; dort unterhielten sie sich, scherzten und lachten, während die andern aßen und tranken; sie brauchten nicht Speise noch Trank, wenn sie nur einander sehen konnten, ob auch hungrig und durstig. Da erscholl von irgendwoher himmlisches Flötenspiel; alle Gäste standen von den Tischen auf und gingen dem Flötenklange nach; auch die Zarentochter mit dem Sohne des Vilenzaren, und hinter ihnen der arme Bursche. Sie traten nun in einen großen, großen Saal, ringsum Säulen aus Elfenbein, auf ihnen erhob sich ein Gewölbe wie der Himmel, mitten daran leuchtete eine Sonne, um sie Mond und Sterne. Von oben ertönte die Flöte, als wenn die Engel des Himmels Harfe spielten. Die Vilen und Vilengenossen faßten sich zum Reigen an und begannen zu tanzen.
Der Vilenreigen hob an, erst langsam, dann immer schneller und schneller; es sah aus, als stünden die Tänzer nicht auf

dem Erdboden, als schwebe der Reigen, als wiegten ihn die Töne der Flöte hin und her. Die Flöte tönte immer eindringlicher und Tänzer und Tänzerinnen tanzten immer heftiger. Zuletzt kam es wie Tollheit über sie und sie fingen an zu springen, unter ihnen die Zarentochter, als wäre sie unsinnig geworden. Sie und der Sohn des Vilenzaren umschlangen sich fest und sprangen, sprangen, bald nach rechts bald nach links. Der Zarentochter platzte das Kleid und die Schuh gingen in Stücke; von dem schönen Gewand, das sie zu Hause angezogen hatte, hingen nur noch die Fetzen herab.

So wurde fortgetanzt bis an den lichten Tag; als aber die ersten Hähne krähten, hörte die Flöte plötzlich auf, der Reigen löste sich auf, die Vilen und Vilengenossen gingen aus dem Saal in die Zimmer daneben und waren in kurzer Zeit alle irgendwohin verschwunden.

Auch die Zarentochter ging fort und ihr Tänzer geleitete sie; beim Herausgehen aus dem unterirdischen Palast umarmten und küßten sie sich; sie ging durch den Gang ins Freie hinaus und der arme Bursche hinter ihr her. Auf demselben Wege, den sie gekommen waren, kehrten sie zurück und kamen gerade als es Tag wurde in den Zarenpalast. Die Zarentochter ging unhörbar in ihr Zimmer und legte sich todmüde ins Bett. Der Bursche nahm seine Kappe ab, wikkelte sie und den Teppich zusammen und steckte sie in den Busen, den Stock vor sich, und legte sich an seinen alten Platz vor der Tür nieder.

Am Morgen ließ der Zar den Burschen vor sich rufen und fragte ihn, ob er was entdeckt habe. Der berichtete ihm alles, was er gesehen hatte, und erzählte ihm, wohin seine Tochter in der Nacht geht, was sie anstellt, woher ihre Kleider zerrissen sind, und wie er ihr auf ihrer Nachtreise gefolgt war. Der Zar wunderte sich nicht wenig, als er all das hörte, ließ seine Tochter rufen und befragte sie, wo sie die Nacht gewesen wäre und woher ihre Kleider zerrissen wären. Sie antwortete, sie sei die ganze Nacht in ihrem Zimmer gewesen.

Da gab der Zar dem Burschen einen Wink und der hielt dem Mädchen alles vor, wo sie in der Nacht gewesen war und was sie angestellt hatte.
Als die Zarentochter das hörte, war sie im ersten Augenblick sehr bestürzt, dachte aber, das alles könne nur ein Fallstrick sein, denn wie sollte der arme Bursche oder irgendein Mensch auf der Welt ihr auf ihrem nächtlichen Spaziergang folgen und in den unterirdischen Palast gelangen können. Darum leugnete sie und blieb dabei, sie sei nicht aus dem Palast gegangen. Da rechnete der Bursche ihr alles einzeln her, wohin sie gegangen war, was sie gesagt hatte, was Gras, Bäume und Meer gesprochen hatten; dann zog er aus dem Busen die Zeugnisse hervor, daß er auf dem selben Wege hinter ihr hergegangen war, zeigte ihr auch Becher und Geschirr von dem Gastmahl, und sagte ihr, wie sie auf dem Tanzgelage in dem unterirdischen Palast gewesen war und mit wem sie getanzt hatte. Nun erkannte die Zarentochter, warum Gras, Bäume und Meer sich beklagt hatten, was sie in der Nacht vorher nicht verstanden hatte, und sah, daß man ihr auf die Spur gekommen war und daß es keinen Ausweg gab. Da schämte sie sich und ging in ihr Zimmer. Der Zar aber überzeugte sich, daß alles was der arme Bursche gesagt hatte, wahr sei, hielt sein Versprechen und gab ihm seine Tochter zur Frau.

65. Der kluge Arme

Es war einmal ein armer Mann, der half sich so durch mit viel Arbeit und Plage. Einmal dachte er bei sich: „Die Welt ist groß und nährt viel Volks, sie wird auch mich ernähren; wie viele arme Kerle, gerade solche wie ich, sind als Bettler in die Fremde gezogen und als schwer reiche Leute wiedergekommen. So will ich auch gehen, und komme ich nicht reicher zurück, ärmer kann ich nicht werden."

So dachte der Arme, kam zum Entschluß und was er beschlossen hatte, führte er aus. Mitzunehmen hatte er nichts, auch nichts zurückzulassen, und das Herz brauchte ihm nicht zu brechen, wenn der Rest verbrannte. Damit ging er und überlegte, wie er am bequemsten Reichtümer erraffen könne; und so in Gedanken stieß er an ein Tuchbündel, bückte sich und hob es auf — aber das war schwer und fest zugebunden. „Wahrhaftig," dachte der Arme, „das sind entweder Steine oder Gold", knüpfte die Fetzen auf und fand darin sechs alte Fünfpiasterstücke. „Ach, da lacht mir das Reiseglück", meinte er, stopfte das Geld in die Tasche und ging weiter. So führte ihn seine Straße in ein größeres Dorf, dort trat er in das Kaffeehaus, trank Kaffee und wälzte in Gedanken, was er nun weiter anfangen sollte. Er war freilich ein armer Kerl, aber bei seiner Bettelhaftigkeit ein Schlaukopf, und als er sich ausgedacht hatte, was er machen wollte, und mit dem Kaffee fertig war, fragte er den Kaffeewirt: „Hör mal, Wirt, wer ist hier der erste?" — „„Nun wer sonst als der Badebesitzer und der Wesir.""

„Aha, so so", lachte der Arme, steckte die Hand in die Tasche, nahm ein Fünfpiasterstück heraus und gab es dem Wirt: „Da, Wirt, für den Kaffee." Der Wirt nahm es, besah und zählte sein Kleingeld und sagte dann: „Das trifft sich schlecht ich kann dir nicht herausgeben." Der Arme lachte wieder ein bißchen und sagte: „Habe ich denn etwas von dir heraushaben wollen?" Als das der Wirt hörte, traute er sich nicht weiter was zu sagen, sondern legte die Hand an die Stirn und grüßte ehrerbietig. Der Arme blieb noch eine Weile im Kaffeehaus sitzen, und die Gäste dort fingen an zu flüstern: „Es kann nicht anders sein, das ist kein armer Mann, das ist ein irgend anderer, der sich nicht kund geben will." Die Gäste bewogen nun den Wirt, zu dem Fremden zu gehen, und der redete ihn an: „Entschuldige, geehrter Herr, wenn ich dich etwas frage, du bist wahrhaftig nicht der, der du scheinst, verzeihe, aber man sieht dir die zarische Herkunft am Gesicht an." Als das der Arme hörte, wurde er von

Herzen froh und sprach: „Wenn du es schon erraten hast, nützt es nichts zu leugnen, würde sich auch nicht ziemen zu leugnen; ich bin des Zaren Sohn und bin in Verkleidung abgereist." Als das der Wirt vernahm, verneigte er sich bis zur Erde, die Gäste aber wurden ganz still und schlichen sich aus dem Kaffeehaus.

„Höre Wirt," sagte darauf der Arme, „stopf mir eine gute Pfeife Tabak, koch einen ordentlichen Kaffee und bringe mir ihn zum Mittagessen ins Bad zum Badebesitzer." „Schön", antwortete der Kaffeewirt untertänig; der Arme aber ging über den Markt zum Barbier. Dort ließ er sich nieder, ließ sich rasieren und händigte dem Barbier wieder ein Fünfpiasterstück ein; dabei sagte er stolz: „Du brauchst mir nichts herauszugeben, Barbier!" — „„Das ist sicher der Sohn des Zaren, den die Kaffeehausgäste erkannt haben, Zarenblut verrät sich ganz von selbst."" — „He, höre Barbier," rief dann der Arme beim Weggehen, „komm um die Mittagszeit ins Bad, falls ich dich brauchen sollte, daß ich dich da habe." — „Sehr wohl, mein Herr", antwortete der Barbier und machte ihm eine ehrerbietige Verbeugung; der Arme ging dann in ein Speisehaus und sagte hochmütig zu dem Wirt: „Höre Wirt, um Mittag bring mir das Mittagessen, aber ordentlich muß es sein, ins Bad." Darauf ging er zum Badebesitzer. Im Bade angekommen, setzte er sich an den Herd und kauerte sich zusammen wie ein richtiger armer Kerl. Da fuhr ihn der Badediener an: „Was hast du hier zu tun, du abgerissener Bettelmann?" — „Ich will den Badeherrn sprechen", antwortete der Arme, „und warte auf ihn." — „Was für einen Badeherrn; was willst du mit dem Badeherrn? Raus, hinaus, du Saufbold!"

Gerade als der Diener den Armen hinaustrieb, traten ins Bad der Speisewirt mit dem Eßtisch, der Kaffeewirt mit dem Kaffee und der Pfeife, der Barbier mit dem Rasiermesser, und fragten den Diener, wo der Sohn des Zaren sei, und als sie ihn bemerkt hatten, deckten sie ihm den Tisch und fingen an ihn zu bedienen.

Als der Badediener sah, was er angerichtet hatte, lief er eilig zu seinem Herrn und erzählte ihm alles und jedes. Es hilft nichts, dachte der, man muß den Zarensohn versöhnen. So rüstete er ein Roß und goldgestickte Gewänder, deren Taschen stopfte er voll Dukaten, um damit die Bekanntschaft anzuknüpfen. So geschah es. Der Badeherr kam zu dem Armen, begrüßte ihn ehrerbietig und knüpfte durch die Geschenke die Bekanntschaft mit ihm an. Der Arme benahm sich sehr gnädig, verzieh dem Diener und blieb bei dem Badeherrn.
Während das vor sich ging, erfuhr der Wesir, daß in seinem Dorf des Zaren Sohn sei, und es war ihm über alles leid, daß er zu dem Badebesitzer und nicht zu ihm gekommen war, darum schickte er sich an, selbst zu ihm zu gehen. Der vermeintliche Zarensohn saß auf dem Polster und blies den Rauch von sich. Der Wesir küßte ihm den Saum und sprach: „Erhabener Zarensohn, eben habe ich erfahren, zu meinem bittern Schmerz, daß du dich hier aufhältst und beim Badebesitzer eingekehrt bist und nicht zu mir wolltest. Ich bin beim Zaren in Ungnade gefallen, und auch bei dir, aber nicht durch meine Schuld, sondern ganz unschuldig." Darauf antwortete der Arme: „Mein lieber Wesir, ich wollte wirklich nicht, daß jemand wissen sollte, wer ich bin, aber weil ich bei Lebzeiten meines Vaters so in Verkleidung herumzog und man mich im Kaffeehaus doch erkannte, durfte ich Namen und Abkunft nicht verleugnen. Aber es ist wirklich besser und mehr nach dem Sinne meines Vaters, daß ich bei dir meinen Aufenthalt nehme."
Kaum hatte der Wesir das gehört, so gingen sie zu dessen Hause. Dort nahm der Arme die größten und schönsten Zimmer ein und begann zu leben wie ein Zar. Die Tische stehen immer gedeckt, die Diener bringen die allerbesten Speisen. Er kostet von jedem Gericht nur einen Bissen — wie ein rechter Zarensohn — und läßt das übrige stehen. Eines Tages, als der Wesir in sein Zimmer trat, hatte er den Kopf aufgestützt, als wäre er über etwas verdrießlich, hatte sich umge-

dreht und sah zum Fenster hinaus in den Garten. Der Wesir machte seine Verbeugung, blieb — wie es Sitte ist — an der Tür stehen und wagte nicht vorzutreten, bis der Zarensohn ihn rief. Nach einer Weile sagte er: „Sind das da unten im Garten deine Töchter?" Da erhellte sich die Stirn des Wesirs: „Ja, Herr." Das war dem Armen sehr lieb und er rief den Wesir zum Fenster: „Die Jüngste da kannst du mir geben." Wem war das lieber als dem Wesir, und wirklich noch denselben Tag wurden sie verheiratet und feierten das Hochzeitsfest acht Tage lang.

So ging es Tag für Tag weiter; es kam aber nun dem Wesir in den Sinn, daß ja der Zar-Vater noch gar nicht wisse, daß und wie sich sein Sohn verheiratet habe; darum schrieb er einen Brief, setzte alles hinein, wie es zugegangen war, und schickte ihn zuhanden des Sultans nach Zarigrad. Es dauerte nicht lang, da kam aus Zarigrad ein Brief, den der Sultan eigenhändig geschrieben hatte und worin stand, wie es ihm lieb sei, daß sein Sohn geheiratet habe; auch forderte er den Wesir auf, ihm Sohn und Schwiegertochter zu schicken, damit er sie kennen lerne und bei sich nochmals die Hochzeit feiere. Als der Wesir und der Arme diese Botschaft vernommen hatten, sahen sie, daß nichts übrigblieb, als nach Zarigrad zu reisen. Der Wesir rüstete den Reisevorrat und die sonst nötigen Sachen und schickte seine Tochter und ihren Mann nach Zarigrad.

Dem Armen war sehr schlimm zumute, denn er wußte, der Sultan würde ihn nicht mit dem Leben davon kommen lassen. Als sie auf dem Wege nach Zarigrad übernachteten, überlegte sich der Arme hin und her, was zu tun und kam immer nur darauf, er könne sein Leben nur retten, wenn er heimlich entflöhe und die Frau im Stich ließe. Unter diesen Gedanken überraschte ihn die Morgenröte und in dem Dämmerlicht sah er seine Frau in sanftem Schlafe liegen. Da ergriff ihn der Kummer, er beugte sich über sie und sagte: „Ach Frau, schön bist du, lieb bist du; ich kann es nicht übers Herz bringen und dich, meine helle Sonne, betrüben; ich

will lieber sterben als dich verlassen." Nach diesen Worten küßte er sie; sie wachte auf und er sagte vergnügt zu ihr: „Steh auf, mein Herz, heute noch sind wir in des Vaters Palast; komm, laß uns nicht zaudern."
Sie brachen nun auf und gelangten zur Zeit des Abendgebets nach Zarigrad. Dort empfing sie der Zar wie ein Vater seinen Sohn, und wie der Zar den Zahrensohn. Darauf schickte er die junge Frau in den Harem zu seiner Sultanin, und den Armen ließ er zu sich rufen. Der trat in des Sultans Zimmer ein und fiel vor solcher Pracht fast in Ohnmacht. Er küßte des Zaren Saum und Knie, der Zar gab dem Siegelbewahrer, den Wesiren und Paschas einen Wink, die traten ab, und er selbst blieb mit dem Armen allein. Da verfinsterte sich die Miene des Zaren, er zog seinen Säbel und schrie: „Wer bist du, Hundesohn, daß du den Leuten in meinem Reiche erzählst, du seist mein Sohn, da ich doch gar keinen Sohn habe und nie gehabt habe."
„Erhabener Zar," antwortete der Arme, „ich will dir alles der Wahrheit nach sagen; da ist dein Säbel, hier mein Kopf." Und nun erzählte er dem Zaren alles von Anfang bis Ende und zuletzt: „Als wir vor Zarigrad übernachteten, gedachte ich den Weg unter die Füße zu nehmen, mein Leben zu retten und meine Frau zu verlassen; aber als es hell wurde und ich sie ansah, kamen mir die Tränen in die Augen und ich sagte: Ach Frau, schön bist du, lieb bist du, ich kann es nicht übers Herz bringen und dich, meine helle Sonne, betrüben, so habe ich den Tod gewählt und sie nicht verlassen."
Als das der Sultan vernahm, ließ er den Säbel sinken und sprach: „Da du ein solches Herz und solchen Sinn hast, bist du wert, mein Sohn zu werden." Darauf ließ er seine Gemahlin und alle Hofherren rufen und sprach zu ihnen: „Da hast du einen Sohn, Frau, und da auch seine junge Frau, hab sie lieb, als hätten sie unter deinem Herzen gelegen und an deinen Brüsten gesogen; einen bessern Sohn konnte uns Gott gar nicht schenken."

66. Der Kaiser, seine Tochter und ihre drei Freier

In alter Zeit war einmal in einem fernen Lande ein Kaiser, der hatte eine sehr schöne und ehrbare Tochter. Unter andern Freiern bewarben sich auch drei Grafen um sie, die große Freunde des Kaisers waren. Der Kaiser mochte keinem von den dreien gegen seinen Wunsch sein dadurch, daß er seine Tochter einem zuspräche. Deswegen sagte er zu ihnen: „Wenn ihr meine Tochter bekommen wollt, geht in die weite Welt, und wer mir daher die allererlesenste Sache bringt, der soll meine Tochter zur Frau haben." Sie taten danach und gingen alle drei fort nach drei verschiedenen Seiten; der eine fand einen Teppich, der durch die Luft fliegen und auch Leute tragen konnte; der zweite fand ein Fernrohr, durch das man die ganze Welt sehen konnte, sogar ein Staubkorn im Meer; der dritte fand eine Salbe, die jede Krankheit heilte, ja sogar die Toten wieder zum Leben bringen konnte. Sie waren jetzt weit voneinander; da sah der von ihnen, der das Fernrohr gefunden hatte, hinein und gewahrte seinen Genossen, wie er gerade den Teppich auf der Schulter trug, und machte sich gleich zu ihm auf. Als sie nun so zusammen waren, sah der mit dem Fernrohr wieder hinein und erblickte seinen dritten Genossen; zu dem machten sich die beiden dann auf den Weg. Als sie nun alle drei beisammen waren, sagten sie: „Laß uns doch sehen, was die Kaisertochter macht." Der mit dem Fernrohr sah hindurch und gewahrte, daß die Kaisertochter mit dem Tode kämpfte; das teilte er gleich seinen beiden Genossen mit. Als das der hörte, der die Salbe hatte, sprach er: „Ich könnte sie heilen, wenn ich nur schnell genug zu ihr hinkönnte." Darauf antwortete der mit dem Teppich: „Das ist leicht; setzen wir uns nur auf den Teppich, und gleich sind wir bei ihr." Und wirklich, die drei setzten sich auf den Teppich, und sieh da, in einigen

Stunden gelangten sie in den Kaiserpalast zu dem Mädchen. Als der Kaiser sie gewahr wurde, sagte er zu ihnen: „Ach, meine Herren, vergebens habt ihr euch auf langer Wanderung bemüht; meine Tochter liegt auf dem Totenbett, darum hofft nicht, daß einer von euch sie bekommen wird." Darauf antwortete der mit der Salbe: „Hab keine Sorge, Herr, deine Tochter wird nicht sterben", und legte sogleich dem Mädchen die Salbe an den Mund; die fing gleich an zu sprechen, ja sie war in kurzer Zeit wieder gesund. Als der Kaiser das sah, wurde er sehr froh, und gerührt über die Genesung seiner Tochter, wollte er sie dem zur Frau geben, der sie gesund gemacht hatte. Aber jetzt brach erst unter den Grafen der Streit aus und bei dem Hin-und-her sagte der, der die Kaisertochter geheilt hatte: „Wäre meine Salbe nicht gewesen, so trauerten wir jetzt schon über ihrem Grab und würden keinen Streit zu führen brauchen." Der mit dem Fernrohr sagte darauf: „Hätte ich nicht durch mein Fernrohr gesehen, daß sie krank war, so hättest du die Salbe gar nicht anwenden können und sie nicht heilen." Der dritte, der den Teppich hatte, sagte endlich: „Wäre mein Teppich nicht gewesen, so hättet ihr nicht so schnell herkommen können und sie nicht am Leben gefunden."

Als der Kaiser alles vernommen hatte, was die drei untereinander redeten, sagte er zu ihnen: „Meine Herren, ich kann wieder keinem von euch meine Tochter geben; ihr habt alle drei gleich wunderbare und auserlesene Dinge; ich bitte euch, geht in Frieden und Freundschaft auseinander und begehrt meine Tochter nicht mehr." So geschah es; sie gehorchten dem Kaiser und gingen in die Einöde als Einsiedler und taten Buße. Dort lebten sie voneinander entfernt und wußten lange Jahre nichts voneinander. Der Kaiser aber gab einem andern Grafen seine Tochter zur Frau. Nach einigen Jahren trug es sich zu, daß der Schwiegersohn des Kaisers in den Krieg zog, zusammen mit seiner Frau, und als sie übers Meer fuhren, erhob sich ein schrecklicher Sturm, der das Schiff ganz und gar an den Felsen zerschellte. Alle, die

auf dem Schiffe waren, ertranken, nur die Kaisertochter kam, auf einem Brette übers Meer schwimmend, zu der Einöde, wo die drei Grafen einsam ihr Leben mit Bußetun verbrachten. Dort nährte sie sich drei Jahre lang mit wilden Kräutern; einmal aber verlief sie sich im Walde, konnte ihren alten Unterschlupf nicht wiederfinden und traf auf eine Höhle; die hatte eine kleine Tür. Sie wollte die Tür öffnen, um die eine Nacht darin zu übernachten. Aber als sie sich an die Tür machte, vernahm sie von drinnen eine grobe, heisere Stimme: „Wer ist da?" Sie erschrak, faßte sich aber wieder und antwortete: „Unbekanntes Wesen, mach mir die Tür auf." Da öffnete sich die Tür und heraus trat ein Greis, der graue Bart reichte ihm bis zum Gürtel und das weiße Haar fiel wie eine Decke über seinen krummen Rücken. Die Kaisertochter erschrak nun erst recht, als sie den Alten vor sich sah, da sie gemeint hatte, in der Wüste sei keine lebende Seele. Lange sahen sie einander an und sagten vor Erstaunen kein Wort, denn keins von ihnen hatte gehofft, je wieder einen irdischen Menschen zu sehen. Doch der Alte faßte sich ein wenig und sprach zuerst: „Töchterchen, bist du ein Engel Gottes oder bist du ein Menschenkind?" Darauf antwortete ihm die Kaisertochter: „Alter, laß mich hinein, dir zu Gefallen will ich alles erzählen." Da faßte der Alte sie an der Hand, führte sie in die Höhle und bewirtete sie mit wilden Birnen; nun fing sie an zu erzählen: „Ich bin die einzige Tochter des Kaisers, mich wollten die Grafen zur Frau haben, aber mein Vater konnte mich keinem von den dreien zusprechen, denn sie waren ihm alle drei recht; so sagte er zu ihnen, sie möchten in die weite Welt ziehen und wer ihm die auserlesenste Sache bringe, dem werde er mich zur Frau geben. Sie gingen und waren in drei Jahren noch nicht wieder da; in der Zeit erkrankte ich auf den Tod. Während ich krank zu Bett lag, waren die drei Grafen schon auf dem Heimweg gewesen und brachten ihre Sachen: der eine hatte ein Fernrohr, der zweite einen Teppich und der dritte eine Salbe." Da unterbrach sie der Alte: „Und was

war nachher? Darauf kommt es an." — „Ach," antwortete sie, „sie machten mich gesund, aber doch wurde ich keinem von ihnen zuteil, sondern mein Vater verheiratete mich an einen andern Grafen; mit dem zog ich vor drei Jahren in den Krieg; auf dem Meere ging unser Schiff unter; ich rettete mich in diese unbekannte Einöde und beim Herumstreifen darin bin ich auf dich gestoßen." Da schlug der Alte mit der Hand aufs Knie und rief: „Ich bin einer von den Grafen, die dich zur Frau haben wollten, und da ist das Fernrohr, durch das ich gesehen habe. Ich weiß nicht, ob meine Genossen in dieser Einöde noch am Leben sind; wir wollen durchs Fernrohr nachsehen." Der Alte sah nun durch das Fernrohr und erblickte seine beiden andern Genossen in der Einöde; zu denen gingen sie und er erzählte ihnen, wie sich alles begeben hatte. Da umarmten und küßten sie sich; darauf gaben sie die drei auserlesenen Dinge der Kaisertochter; die setzte sich auf den Teppich und flog zu ihrem Vater, der noch am Leben war. Wenn du wissen willst, was für ein Fest da war, geh hin und frage nach.

67. Der Bettler und das Paradies

Ich will euch eine Geschichte erzählen. Als noch unser Herrgott, Preis sei ihm, auf Erden wandelte, kam er einmal als Bettler in ein Dorf auf einem zweirädrigen Karren mit einem elenden Gaul und ging bettelnd von Schwelle zu Schwelle, von Haus zu Haus. Als er so das ganze Dorf abgemacht hatte, bat er bei einem reichen Mann um Nachtlager. Aber da war kein Platz für sein Pferd, die Ställe des reichen Mannes waren übervoll von Vieh. Der Bettler geht zu einem andern; ebenso. Schon wird es ganz finster und der Bettler hat noch keine Unterkunft für sich, seinen Gaul und seinen Karren gefunden, steht auf der Straße und sieht sich um; dabei weht ein kalter Wind, die Luft sieht nach Schnee aus und schon geht

das Schneegestöber los. Da kommt ein armer Mann vom Felde nach Hause, sieht den Bettler auf der Straße stehen und fragt ihn: „Freundchen, was stehst du in dem schlechten Wetter so spät draußen, und gehst nicht ein Unterkommen suchen?" — „Ich habe danach gesucht," antwortete der Bettler, „kann aber keins finden, wo ich mein Pferd unterbringen könnte; alle Ställe im Dorfe sind voll Vieh." Darauf sagte der Mann: „Komm nur mit mir in mein Haus, Freund. Ich habe nicht viel Vieh, habe zwar auch keinen großen Stall, aber wir werden uns behelfen, wie es Gott gegeben hat."

Darauf nahm der arme Mann den Bettler mit in sein Haus, zog seinen eigenen Wagen halb aus dem Wagenschuppen ins Freie, um den Karren des Bettlers unterzubringen, stellte dessen Pferd zu seinem Esel in den Stall und stopfte die Krippen voll Grummet, damit Pferd und Esel zusammen schmausen könnten. Den Bettler nahm er zu sich in die warme Stube und bewirtete ihn mit allem, was er hatte, so gut er konnte. Dazu breitete er ihm eine Strohschütte am Ofen aus und verschaffte ihm so ein weiches Lager. Vor der Mahlzeit und nachher und vor dem Schlafengehen betete der Arme mit Frau und Kindern mit lauter Stimme zu Gott, und der Bettler stimmte mit ein. So beherbergte und bewirtete der Arme den Bettler freundschaftlich.

Am andern Morgen sagte der Bettler zu dem Armen: „Höre, Bruder, komm auch einmal zu mir in mein Haus, daß ich dir die Liebe vergelten und dich bewirten kann, wie du mich freundschaftlich bewirtet und beherbergt hast." — „Wie soll ich dein Haus finden", fragte der arme Mann den Bettler. — „„Das wirst du leicht finden, geh nur den Fahrweg, wo mein Karren gegangen ist, das Geleise ist daran zu erkennen, daß es breiter ist als jede andre Wagenspur und niemals zuwächst."" — „Schön, Bruder, ich danke dir, ich komme, wenn ich Zeit habe, ich oder eins von den Meinigen. Ich habe noch zwei Stiefbrüder von Mutterseite im Dorfe,

die sind reicher als ich." — „Komme wer da will, es soll mir lieb sein", sagte der Bettler und ging fort.
Als er fort war, ging der arme Mann in den Stall, um ihn zu kehren. Drinnen sieht er etwas in der Streu glänzen, bückt sich danach und hebt vier goldne Hufeisen auf. Die müssen von dem Pferde des Bettlers sein. Er versinkt in Gedanken: „Lieber Gott, was ist das für ein Bettler, beschlägt sein Pferd mit Gold! Das ist eine Versuchung. Ich will die Hufeisen verwahren, daß ich sie dem Bettler zurückgeben kann, wenn er wieder hierherkommt oder ich zu ihm gehe." Darauf geht er unter den Wagenschuppen, da liegen auf der Erde zwei silberne Schrauben. „Sieh da," denkt er, „die müssen von des Bettlers Karren sein. Wie konnten ihm die nur herausfallen; da kann ihm unterwegs ein Unfall passieren, ein Rad kann ihm ablaufen und die Achse kann brechen." Und wieder versank er in Gedanken: „Mein Gott, ein sonderbarer Bettler, der an seinem Karren silberne Schrauben hat. Es ist vielleicht ein verkleideter großer Herr, vielleicht ein Prinz oder gar der König." Auch die Schrauben legte der arme Mann zu den Hufeisen. Als er nun unter dem Schuppen näher nachsieht, wo die Räder des Karrens eingeschnitten haben, da glänzt die Wagenspur wie versilbert, und so erscheint sie auch weiter durch den Hof und im Felde. „Mein Gott, ein sonderbarer Bettler", muß er wieder bei sich denken.
Als er dann mit seinen Stiefbrüdern zusammenkam, erzählte er ihnen von dem Bettler, seinem Pferde, seinem Karren, von den goldnen Hufeisen und von den silbernen Schrauben. Die Brüder gingen auch hin und besahen die Wagenspur, die von dem Karren des Bettlers geblieben war. Nach einiger Zeit machte sich der ältere Bruder auf den Weg, spannte zwei prächtige Pferde vor, sagte aber keinem, wohin er reist, nur seinem armen Stiefbruder sagte er, er wolle der silbernen Wagenspur nachfahren, „ich gehe, wohin mich die Spur leitet." Der Arme antwortete: „Glück auf, Bruder, ich möchte auch gehen, aber ich kann das Haus nicht ver-

lassen, ich habe kleine Kinder, für die muß ich Brot schaffen."
Der Stiefbruder fuhr nun im Geleise des Bettlers einige Tage durch Wald und Feld, über Berg und Tal, immer auf dem silbernen Geleise. Er war gerade aus einem Walde auf ein weites ebenes Gefilde gekommen, da sieht er von ferne einen Flußlauf sich durch die Ebene schlängeln, darüber eine Brücke, er darauf zu und da sieht er, über den Fluß ist eine Brücke aus Holz gebaut, künstlich und schön, wie man sie nur träumen mag. Der Reisende bleibt stehen und betrachtet die Brücke, eine solche hat er noch nie gesehen. Dann geht er hinüber und kommt auf ein freies Feld, umgeben von Wald. Dort, nahe an der Straße mit dem versilberten Geleise, befindet sich ein Schweinekoben, an einer Seite mit einem Maistrog, an der andern mit einem Wassertrog. Bei dem Koben sind zwei häßliche Säue. Die haben sich über das Futter entzweit und hauen aufeinander ein; eine rupft die andre mit den Zähnen an den Borsten, sie reißen sich das Fleisch vom Leibe, daß das Blut davon fließt. Der Reisende bleibt ein wenig stehen und betrachtet die Säue; Schrecken faßt ihn, während er dem Greuel zusieht; er gibt seinem Pferde einen Peitschenhieb und fährt weiter. So war er eine kurze Strecke gefahren, da kommt er wieder an eine Brücke über einen Bach. Die ist ganz von Stein, schön wie im Traum geschaut, als wäre sie nicht zusammengebaut, sondern aus einem einzigen Stein gehauen. Der Reisende fährt hinüber und kommt auf eine Wiese; nahe an seiner Straße liegt ein kleiner Heuschober; um den herum laufen zwei Ochsen und stoßen sich mit ihren starken Hörnern; sie haben sich schon ganz blutig gestoßen und fahren noch immer aufeinander los; es ist schrecklich zu sehen, wie sie sich stechen und stoßen, und schrecklich zu hören, wie sie brüllen und brummen; das Blut rinnt auf allen Seiten vom einen wie vom andern. Der Reisende sieht lange zu und wundert sich, daß niemand da ist, der die Säue und die Ochsen auseinanderbringen könnte. Sie werden tot hinfallen, so wütend wie sie aufeinander losgehen. Darauf

fährt er eine Zeitlang weiter, und wieder kommt eine Brücke über einen Bach, ein wenig größer als der vorige. Die Brücke ist von Eisen, wunderbar wie geträumt. Auch die Brückenbohlen sind eisern, dick, breit und lang. Der Reisende wundert sich über die Brücke, so eine hat er noch nie gesehen. Sie donnert unter seinem Wagen, als er hinüber fährt.
Auf dem Felde drüben nahe an seiner Straße liegt ein grünes Gebüsch auf einem Hügel. Um das herum jagen sich zwei Böcke und stoßen sich mit den Köpfen, daß die Hörner krachen, man möchte glauben, sie müßten abfallen. Sie sind schon beide mit Blut übergossen, und es ist schrecklich zu sehen, wie sie sich stoßen. Der Reisende blieb einige Zeit dabei stehen, ging dann weiter und fuhr eine Zeitlang vorwärts. Da kommt wieder ein Bach, darüber eine Brücke, die leuchtet und flimmert schon von ferne. Als er dahin kommt, muß er vor Verwunderung die Augen aufreißen, die Brücke ist von Kupfer, auch die Brückenbohlen sind kupfern; ein Werk, wie im Traum geschaut. Über die Brücke kommt der Reisende in ein breites und langes Tal, von Hügeln umgeben. Neben seiner Straße ist ein Gabelholz in die Erde getrieben, darin sind Nägel eingeschlagen; an einem hängt ein Kalbsviertel, an dem zweiten ein Lammsviertel, am dritten ein Schweineviertel. Bei dem Gabelholz sind zwei große Hündinnen, eine schwarz, die andre gefleckt, wie zwei große Windhunde anzusehen. Die kämpfen um das Fleisch, reißen einander das Fleisch vom Leibe und beißen sich fürchterlich; das Blut rinnt ihnen aus dem Gebiß, schrecklich anzusehen.
Der Reisende sah etwas zu und zog dann weiter. So fährt und fährt er, immer im Trabe, dahin; da kommt er wieder an einen Bach; von weitem bemerkt er die Brücke; sie glänzt, man kann nicht darauf hinsehen. Als er herankommt, sieht er, die Brücke ist von Silber, schön wie im Traum gesehen. Da hält er seine Pferde an und steigt ab, um die silberne Brücke zu betrachten: alles ist von Silber, wie gegossen, die Brückenbohlen, die Pfeiler und das Geländer. Er betrachtet

alles, faßt es an, streicht mit der Hand über Geländer und Bohlen, wackelt und zieht daran. Die Bohlen sind lang, breit und dick. Er zieht hierhin und dahin und zieht eine Bohle heraus, sie ist schwer, er kann sie kaum heben. Der Reisende überlegt hin und her und sieht sich nach allen Seiten um, sieht aber nirgends einen und denkt bei sich: „Ich will zwei drei Bohlen aus der Brücke hübsch herausziehen, sie auf den Wagen laden, mit Heu und Pferdedecken zudecken, und dann rasch zurück nach Hause. Es wird für meine Lebenszeit reichen." Was er beschlossen hatte, führte er aus und sprengte dann nach Hause zurück. Als er so einige Tage in aller Eile gereist war, nur daß er bisweilen die Pferde fütterte, kam er an und versteckte die silbernen Brückenbohlen im Stall. Er war in der Nacht angekommen; als er am andern Morgen in den Stall ging, um nach seinen silbernen Brükkenbohlen zu sehen, hatten sie sich in hölzerne verwandelt, das Holz morsch und halb verfault. Da nahm er sie und spaltete sie zu Brennholz.
Schon lange hatte auch der zweite Stiefbruder des armen Mannes den Wunsch gehabt nachzuspüren, wie weit das silberne Geleise von dem Karren des Bettlers führt. So spannte er gute Pferde an und fuhr ab. Seinem Stiefbruder, dem Armen, hatte er gesagt: „Ich gehe und will der Spur des silbernen Geleises folgen, wie weit und wohin sie führt." Wie der erste Bruder, kam er auf dem silbernen Geleise über die hölzerne Brücke, dann über die eiserne, die kupferne und die silberne. Alles sah er, was sein Bruder gesehen hatte, wie die Säue bei dem vollen Koben aufeinander hauen, wie die Ochsen sich bei dem Heuhaufen stoßen, wie die Böcke sich um das Gebüsch herum jagen und stoßen, wie die Hündinnen sich um die Fleischstücke beißen. Als er über die silberne Brücke hinüber war, befand er sich auf einer großen Ebene. Da weiß er nicht, wohin er zuerst schauen soll: an einer Stelle neben dem Wege mit dem silbernen Geleise steht ein Mensch und schlägt mit den Armen um sich; eine Schar Raben stürzt auf ihn los und will ihm die Augen auspicken; schon haben

sie ihn im Gesicht verwundet und wollen ihm an die Augen; er kann sich nicht wehren. Etwas weiter sitzt auf einem Hügel ein alter Mann; Kopf und Barthaar weiß wie Schnee. An ihn drängt sich ein Joch Ochsen, die rupfen sein Haar wie Heu aus einem Schober; soviel sie abrupfen, soviel wächst gleich wieder nach. Der Mann jammert und klagt und bittet Gott um den Tod; wo ihn die Ochsen rupfen, rinnt ihm das Blut aus Kopf und Bart. Etwas weiter von da steht ein Apfelbaum voll Früchte; die Zweige biegen sich von der Last zu Boden; unter dem Baum ein Mensch, der will Äpfel pflücken; er ist hungrig und möchte essen. Sobald er nun nach einem Apfel langt und ihn pflückt, platzt ihm der Apfel in der Hand und zerstäubt wie ein Bovist. Wieder an einer andern Stelle rennt ein Mensch hinter einem Brunnen her; er möchte trinken, aber der Brunnen samt dem Eimer läuft vor ihm weg. Noch viele andre wunderbare Anstalten sah der Reisende auf diesem Felde; wer könnte erzählen, was es da alles gab.

Der Reisende fuhr nun weiter. Da sieht er plötzlich aus der Ferne etwas glänzen; alles blitzt und funkelt wie die Strahlen der Sonne. Er dahin, und was erblickt er? Eine Brücke über einen Bach, golden, aus reinem Golde, daß einem beim Hinsehen die Augen übergehen. Er hält an und steigt ab, um die goldne Brücke näher zu besehen, geht entlang, faßt Geländer und Bohlen an, und zieht an den Bohlen hierhin und dahin. Eine Bohle nach der andern wackelt er los und zieht drei vier heraus. Sie sind schwer, er kann kaum eine bewältigen. Jetzt sieht er sich um, ob ihn einer sehen kann, und verstaut die Brückenbohlen in seinem Wagen; bei sich denkt er: „Ich wäre dumm, wenn ich noch weiter ginge", setzt sich auf den Wagen und fährt eilends zurück. Nach einigen Tagen kam er nachts zu Hause an. Die goldenen Brückenbohlen verwahrt er unter Schloß und Riegel im Stall, und geht am nächsten Morgen hin, seine Augen an dem Golde zu weiden. Aber wie er dahin kommt, haben sich die goldnen Bohlen in morsche hölzerne Bretter ver-

wandelt. Aus denen spaltete er Feuerholz und verriet keinem, wo er gewesen war und was er gesehen hatte, so schämte er sich wegen der Brückenbohlen.

Seitdem war lange Zeit vergangen. Der arme Mann, der den Bettler mit seinem Pferd und seinem Karren aufgenommen und beherbergt hatte, hatte seine Kinder groß gezogen und auf eigene Füße gestellt, seine Frau war ihm gestorben; alt war er auch geworden. So sitzt er einmal da und denkt darüber nach, was er schon hinter sich hat, und was er alles erlebt hat. Da fällt ihm auch der Bettler mit seinem Pferd und Karren ein; er sieht nach der silbernen Wagenspur; sie ist noch nicht verwachsen, glänzt noch wie neu, und er beschließt, dem Geleise nachzugehen und den Bettler aufzusuchen, nimmt seinen Wagen, spannt seinen Esel vor, und nun vorwärts. Die goldnen Hufeisen und die silbernen Schrauben nimmt er mit, um sie dem Bettler wiederzugeben, wenn er ihn fände.

Der arme Mann kam nun der Reihe nach über alle die Brücken und sah alles, was seine Brüder gesehen hatten; es war alles noch so wie damals. Er ist ein ehrlicher Mann; um nichts in der Welt würde er seine Hand nach fremdem Gut ausstrecken, sein Sinn steht nicht auf Diebstahl, wie der gierige Sinn seiner Brüder nach den silbernen und goldnen Brückenbohlen. Langsam zog er auf seinem Wagen weiter und kam an eine wunderbare Mauer, eine Ringmauer, die sich weithin erstreckte, so daß man mit dem Auge das Ende nicht ersehen konnte. Die Mauer ist hoch, aus kostbarem Gestein erbaut, man kann nicht darauf hinsehen, so glänzt und funkelt sie. Die Mauer hat ein großes Tor, an dem ist alles von Gold und Edelsteinen, weißen, schwarzen, gelben und grünen, und sonst von allerlei Farben, wie man es im Traum schauen mag.

Der arme Mann reißt die Augen auf, er kann sich nicht satt sehen und nicht genug wundern. Das Tor ist zu. Er steigt vom Wagen, läßt seinen Esel weiden, zieht den Wagen unter die Mauer nahe bei dem Tor und nimmt seinen Ranzen vom

Wagen. Darin hat er die goldnen Hufeisen und die silbernen Schrauben. Darauf geht er zu dem Tor, zieht den Riegel und das Tor geht auf. Da konnte einer hundert Augen haben und könnte nicht alles übersehen, was es da zu sehen gibt: ein großer Garten, man kann ihn nicht überschauen, darin Obstbäume aller Art, einige in der Blüte, andere reif, mit so schönem Obst, daß man sich nicht daran satt sehen konnte, und in zahlloser Menge, dazu lieblich duftende Blumen. Haine gibt es, Wiesen, Hügel und Quellen. Aus den Brunnen fließt das Wasser, klar wie Tränen, durch Röhren aus Edelstein. Auf den Bäumen singen prächtige Vögel, wie sie der arme Mann noch niemals gesehen hatte. Essen und Trinken konnte man beim Anhören ihres Gesanges vergessen. Der arme Mann steht da in allergrößter Verwunderung, weiß nicht, ob er träumt oder wacht, ob er tot oder lebendig ist. Er sieht sich nun nach allen Seiten um, geht langsam durch den Garten weiter und hält sich immer an dem silbernen Geleise. Lange geht er so weiter, durch Obstgärten, Blumengärten, durch Wäldchen und Haine, durch Wiesen und Pflanzungen. Er fühlt nicht Hunger noch Durst noch Müdigkeit; so erfreut ist er über all das Schöne und Liebe, Tränen vergießt er vor Freude. Bald hier bald da bleibt er stehen, betrachtet bald dies bald das, horcht, geht weiter — da auf einmal tritt aus den Bäumen und Büschen der Bettler vor ihn, den er einst mit Pferd und Karren bei sich aufgenommen hatte.

„Gelobt sei Jesus Christus, Freund", rief der arme Mann dem Bettler zu. „In Ewigkeit, Amen!" antwortete der und gab ihm die Hand. „Gott sei Dank, Freund," sagte nun der arme Mann, „daß ich dich gefunden habe, du wirst mir sagen, was das alles ist, was ich gesehen habe und jetzt hier sehe. Aber zuerst muß ich dir die Hufeisen und Schrauben abliefern, die du verloren hast, als du bei mir übernachtetest." Damit greift er in seinen Ranzen, holt Hufeisen und Schrauben heraus und übergibt sie dem Bettler; der wirft sie ins Gras und führt den armen Mann weiter durch den Garten.

Der bat ihn nun, er möge ihm sagen, was das ist, was er alles unterwegs bis hierher gesehen hatte; und der Bettler erklärte ihm auf dem Spaziergange durch den Garten alles der Reihe nach: „Als du über die hölzerne Brücke auf das offene Feld gekommen warst, sahst du einen Schweinekoben voll Mais und Wasser. Die beiden Säue, die dort aufeinander einhauen, sind zwei Schwägerinnen, die auf Erden in einem wohlversorgten Hause wohnten, aber sie haßten sich, zankten und schlugen sich immer. Als du über die steinerne Brücke gekommen warst, sahst du, wie sich um einen Heuhaufen zwei Ochsen stießen. Es sind zwei Nachbarn, die auf Erden in Streit lebten. Darum leben sie so in dieser Welt hier. Als du über die eiserne Brücke gekommen warst, sahst du, wie sich zwei Böcke stießen. Es sind zwei Nachbarn. Sie lebten auf Erden in Haß und trachteten einander nach dem Leben. Darum leben sie so auch in dieser Welt hier. Als du über die kupferne Brücke gekommen warst, sahst du im Tal ein Gabelholz mit Fleisch. Um das Fleisch bissen sich zwei Hündinnen; das sind zwei leibliche Schwestern, die entzweiten und stritten und schlugen sich um die Habe der Eltern; daher so auch in dieser Welt hier. Als du über die silberne Brücke gekommen warst, kamst du auf ein großes ebenes Feld und sahst, wie Raben einen Menschen anfallen, ihm ins Gesicht hacken und die Augen auspicken. Das ist ein Sohn, der Vater und Mutter schlecht behandelt hat, er schlug sie und ließ sie Hunger leiden. Da hat er nun seinen Lohn. Der Alte ferner, dem die Ochsen das Haar abrupfen, ist ein Bauer, der beim Pflügen seine Ochsen immer auf fremden Äckern und Wiesen weiden ließ. Der Mann, der durstig dem Brunnen nachläuft, war ein Säufer.

Während der Bettler dem armen Manne so alles erklärte, führte er ihn weiter durch den schönen Garten. „Was ich da alles an schönen Dingen gesehen und gehört habe," sagte er selbst, „könnte ich nicht erzählen und wenn man mich totschlüge." Endlich bat er den Bettler: „Ich bitte dich, Freund, ich möchte gehen nach meinem Esel zu sehen und

ihn zu tränken, daß mir mein Fahrer keinen Durst leide; sattgefressen hat er sich schon an dem schönen Gras. Dann will ich dich bitten, daß ich noch ein wenig im Garten bleiben und mich an seiner Schönheit sattsehen darf." Der Bettler lächelte dem armen Manne freundlich zu und geleitete ihn bis ans Tor. Als er draußen war, wo er Esel und Wagen gelassen hatte, sagte er dem Bettler Lebewohl, der aber gab ihm die Hand und sagte: „Komm wieder, ich erwarte dich zum Abend." Der Arme sieht sich nun auf dem Felde um, sein Esel ist nirgends; er geht über die Brücke und sucht, geht über die zweite und dritte, immer weiter, der Esel ist nicht da. Schon ist er über die letzte, hölzerne Brücke gekommen, findet aber nicht, was er sucht. Nun macht er sich weiter auf den Weg, immer das silberne Geleise entlang bis zu seinem Dorfe. Als er da ankommt, erkennt er weder Dorf noch irgendeinen Menschen darin, alles hat sich verändert, andre Häuser, andre Leute. Er erkundigt sich nach seinem Häuschen, seinen Kindern und seinen Stiefbrüdern. Keiner kann ihm etwas darüber sagen, alle Leute sehen ihn fremd an und wundern sich über ihn. Was will der arme Mann machen? Er kann nur auf dem silbernen Geleise zu dem Bettler wieder zurückkehren, ihn zu fragen, was das mit ihm ist. Als er wieder in den schönen Garten kam, nahm ihn der Bettler freundlich auf, und er ging niemals wieder von da weg, sondern blieb bei dem Bettler im Paradies.

Quellennachweise und Anmerkungen

Die Märchen dieses Bandes sind folgenden Sammlungen entnommen: die bulgarischen aus

Šapkarev, Sbornik ot blgarski narodni umotvorenija, Tle. VIII u. IX (Sofia 1892); unten zitiert mit Š. Vergleichende Anmerkungen dazu von Polívka in Sb XVIII, Tl. 1, S. 605.

Čolakov, Blgarski naroden sbornik (Belgrad 1872); Č.

Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižina, Tle. I—XVIII, herausgeg. vom bulgarischen Ministerium der Volksaufklärung; Tle. XIX bis XXVI von der bulg. gelehrten Gesellschaft; Tl. XXVII von der bulg. Akademie der Wissenschaften (Sofia 1889—1913); Sb, die Seitenzahlen unten beziehen sich auf den folkloristischen Teil der Bände.

Die serbokroatischen aus

Vuk Stefanović Karadžić, Srpske narodne pripovijetke (Wien 1853); hier benutzt ist die 2. Ausg. (Wien 1870); VP, der Anhang (Dodatak) zitiert mit VPD.

Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena, herausgeg. von der südslawischen Akademie der Wissenschaften in Agram; Tle. I—XVIII (Agram 1896—1913); Zb.

Mikuličić, Narodne pripovietke i pjesme iz Hrvatskoga primorja (Kraljevica = Porto Ré 1876); M.

Strohal, Hrvatskih narodnih pripovijedaka knj. I (Rieka = Fiume); II, III (Karlovac = Karlstadt 1886, 1901); Str.

Bosanske narodne pripovjedke, skupio zbor redovničke omladine bosanske u Djakovu, I (nur so viel erschienen; Sissek 1870); Bos.

Gavrilović, Dvadeset srpskih narodnih pripovedaka (Belgrad 1908); G.

Valjavec, Narodne pripovjesti u Varaždinu i okolici, 2. Ausg. (Agram 1890); Valj.

Stojanović, Pučke pripoviedke i pjesme (Agram 1867); die Märchen stammen aus Slawonien, Syrmien, Bačka und dem Banat; Stoj.

Ostojić, Srpske narodne pripovijetke (Ragusa 1911); Ost.

Blagajić, Hrvatske narodne pjesme i pripoviedke iz Bosne (Agram 1886).

Die albanischen aus

Dozon, Manuel de la langue chkipe ou albanaise (Paris 1879); D.

Pedersen, Albanische Texte (XII. Bd. der Abhandl. der phil.-hist. Kl. der Königl. Sächs. Ges. d. W., Nr. III), Leipzig 1895; P.

Μητκος (Mitkos), *Αλβανικὴ μέλισσα* (Alexandria 1878); Mitk.

Gust. Meyer, Kurzgefaßte albanesische Grammatik mit Lesestücken und Glossar (Leipzig 1888); GMGr.

Derselbe, Albanesische Studien V (Wien 1896); = Sitzungsberichte der Kais. Ak. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl., Bd. CXXXIV; GMSt.

Die Zahlen bei den abgekürzten Quellenangaben sind die Seitenzahlen der betreffenden Werke.

1. Š VIII—IX, 359. — Vgl. Aarne, Verzeichnis der Märchentypen Nr. 875 (FF Communications Nr. 3, Helsinki 1910).

2. Š VIII—IX, 263. Die Lamia (S. 4), ein drachenartiges Wesen, stammt in den slawischen und albanischen Märchen aus dem Griechischen (λαμία). Nach bulgarischem Volksglauben (Sb IV, 112) entsteht sie aus einem abgehauenen Schlangenkopf, der sich in ein Ochsen- oder Büffelhorn verkrochen hat. Nach 40 Tagen sind Kopf und Horn zusammengewachsen und die Lamia ist fertig: sie hat einen Hundskopf mit großen spitzen Zähnen, vier Füße mit scharfen starken Krallen, einen Schwanz, an dessen Ende das angewachsene Horn sitzt, der Körper ist mit großen roten Schuppen wie Fischschuppen bedeckt. — Zum ‚dankbaren Toten' vgl. Aarne Nr. 505—508.

3. Š VIII—IX, 267. — Fehlt Aarne. Der Gehilfe übertrumpft hier den Arzt, wie der Schüler den Zauberer, Grimm KHM Nr. 68, Aarne Nr. 325.

4. Š VIII—IX, 232. — Fehlt Aarne; der Grundgedanke von der Unersetzlichkeit der Bruderhilfe findet sich auch in der Hamdismál der Edda (s. Genzmers Übersetzung Bd. 1, 53 ff. Jena 1912); die Voraussetzungen, die Ausführung usw. sind jedoch im Heldenliede ganz andere als im Märchen.

5. Š VIII—IX, 169. — Zu S. 13: Von den Worten lengo i save i more-to ist das letzte bulgarisch (das Meer), woher die beiden andern stammen, weiß ich nicht. — Aarne Nr. 675.

6. Š VIII—IX, 155. — Zu S. 16: Para, kleine Kupfermünze, ungefähr = $^1/_2$ Pfennig. — Aarne Nr. 560.

7. Š VIII—IX, 124. — Aarne Nr. 502; zum abweichenden Eingang vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 1, 514, Leipzig 1913.

8. Š VIII—IX, 112. — Das Motiv der Tiersprache (vgl. Bolte-Polívka zu Grimm Nr. 33) ist hier eigenartig und sagenmäßig verwendet. Zur Sühne nach dem Gewicht des Totenschädels vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 668—673; Liebrecht, Zur Volkskunde S. 236. Nahe steht diesem Rechtsbrauch das Bedecken von Körperteilen des Toten mit Gold: Snorri, Skáldskaparmál cap. 4, Reinh. Köhler, Kl. Schriften 1, 261, Grimm a. a. O., Etnograf. Obozrěnije 2, 2, 39 (eigenartige grusinische Legende).

9. Š VIII—IX, 19. — Verquickung des Märchens von den wunderbaren Helfern (Aarne Nr. 513) mit dem Brüdermärchen (Aarne Nr. 303).

10. Č, 247. — Zum Eingang vgl. Löwis of Menar, Russische Volksmärchen Nr. 48, Jena 1914; Diener als Usurpator: Bolte-Polívka 2, 284 Anm. 1; dankbare Tiere: Aarne Nr. 554.

11. Sb I, 101. Eigentlich Žuglan (ž = franz. j); nach der Anmerkung

dort ein Ungeheuer, das nachts umgeht und in steilen Felsklippen wohnt. Das Wort soll auch als Bezeichnung von Menschen mit abschreckendem Äußern angewendet werden; es ist nicht slawisch. — Variante der Polyphemsage, s. Reinh. Köhler, Kl. Schriften, Bd. 1; Aarne Nr. 1137.

12. Sb IV, 114. Zu S. 50: Samovila, gewöhnliche bulgarische Bezeichnung nymphenartiger Wesen, die bei den Serben Vila genannt werden. Sie werden vorgestellt als schöne Frauen, die in Wald und Gebirge, namentlich an Seen, hausen. — Mädchen beim Menschenfresser, vgl. Aarne Nr. 311, doch erheblich abweichend; zum zweiten Teil vgl. Aarne Nr. 407.

13. Sb IV, 126. Zu S. 54: In der griechisch-orientalischen Kirche ist nur die niedere Geistlichkeit verheiratet, der Bischof darf nicht verheiratet sein. — Zu S. 56, das Axion: mit dem Worte fängt eine Stelle der griechischen Liturgie an, in der die Anbetung der Dreieinigkeit ausgesprochen wird (*ἄξιον καὶ δίκαιον ἐστὶ προσκυνεῖν πατέρα, υἱὸν καὶ ἅγιον πνεῦμα*). — Belauschen des Gesprächs der Teufel s. Aarne Nr. 613; zum ätiologischen Schluß vgl. Dähnhardt, Natursagen 3, Kap. 6.

14. Sb IX, 162. — Fehlt Aarne, vgl. jedoch Nr. 945.

15. Sb XII, 157. Zu S. 62: Samodiva wird gebraucht wie Samovila (s. oben zu Nr. 12), zuweilen aber, wie auch hier, erscheint Samovila als freundliches, Samodiva als böses Wesen. — Zu S. 63: der Name Kuškundaleo muß aus dem Türkischen stammen, doch ist die Erklärung unsicher. Mein Kollege, Prof. Stumme, den ich danach befragte, antwortete: „Wenn ich mir eine Erklärung erlauben darf, so wäre es folgende: kuš, Vogel + künde, Nistzweig, Leimrute. Da wäre ein Kušköndeli also ein Vogelsteller"; -eo für -evo, slaw. Adjektivendung; kuškundalevo (ergänze selo), also „Vogelstellerdorf". — Aarne Nr. 400.

16. Sb XV, 96. — Gehört in die von Dähnhardt, Natursagen Bd. 1 behandelten Sagenkreise.

17. Sb III, 228. — Eingang und Mitte erinnern an Sneewittchen, Grimm KHM Nr. 53, Aarne Nr. 709, der Schluß an Grimm KHM Nr. 11, 13; Aarne Nr. 450, 403 B.

18. Sb I, 118. — Motive wie in Grimm KHM Nr. 91 (Aarne Nr. 301 A) knüpfen sich hier an die Person des hl. Georg. Zu der anscheinend der slawischen Überlieferung eigentümlichen Ätiologie von der Fußsohle des Menschen s. Dähnhardt, Natursagen Bd. 1, Register unter Fußsohle. Das Einklemmen in einen gespaltenen Baum ohne die angeknüpfte willkürliche Ätiologie begegnet öfter, s. Bolte-Polívka 2, 99 Anm.

19. Sb I, 137. Zu S. 79: Raki = Branntwein. — Vermengung zweier Stoffe, vgl. Aarne Nr. 306, 569; Wunschdinge, den Streitenden entwendet s. Bolte-Polívka 2, 331; Aarne Nr. 518.

20. Sb XVI—XVII, 280. — Zum Eingang vgl. Aarne Nr. 621, zum übrigen Aarne Nr. 513 A.

21. Sb V, 155. Zu S. 89: Traupate (kum), der vom Bräutigam bestellte Trauungsbeistand, der besondre Ehre genießt. — Ein verwandter legendarischer Stoff bei Grimm KHM Nr. 87, Aarne Nr. 750.

22. VP, 7. Zu S. 93: „hinter vergitterten Fenstern", eigentlich „im Käfig" (kavez), gemeint ist der Harem mit seinen durch ziemlich dichte Gitter verwahrten Fenstern. — Tschardak, aus dem Türkischen = Warte, Wachtturm. — Vgl. Aarne Nr. 301 A.

23. VP, 15. Zu S. 102: „Bundesbruder"; Bundesbruderschaft ist der durch besondre Gebräuche befestigte und geheiligte dauernde Freundschaftsbund zweier nicht näher verwandter Männer, die sich zu gegenseitigem Beistand in allen Lebenslagen verpflichten. Will man in der Not jemand zur Hilfe bewegen, so ruft man ihn mit der Formel: „In Gottes Namen, sei mein Bruder", oder ähnlichem an und macht ihn dadurch zum Bundesbruder (pobratim). — Zum Eingang vgl. Bolte-Polívka 1, 514; zum übrigen Aarne Nr. 400.

24. VP, 26. — Zum Teil übereinstimmend mit dem Märchen von den Tierschwägern, Aarne Nr. 552.

25. VP, 40. — Aarne Nr. 1650, 1651; zum Eingang vgl. Reinh. Köhler, Kl. Schriften 1, 71.

26. VP, 43. — Aarne Nr. 300.

27. VP, 60. — Aarne Nr. 402.

28. VP, 92. — Aarne Nr. 310, 313. Zum Eingang vgl. Bolte-Polívka 1, 461 ff.

29. VP, 100. — Aarne Nr. 850.

30. Zb XV, 281. Der serbokroatische Ausdruck ist samostvorna djevojka = ein Mädchen, das sich selbst geschaffen hat. Da sich im Deutschen das nicht durch ein einfaches Wort wiedergeben läßt (etwa: selbschaffen), ist hier „von nirgend her" gesetzt. — Fehlt Aarne; gehört in den Kreis der Märchen von der untergeschobenen Braut, s. P. Arfert, Dissert. Rostock 1897.

31. M, 14. Zu S. 140: Über „Vilen", Einzahl vila, s. die Bemerkung zu Nr. 12. — Aarne Nr. 402.

32. M, 87. — Aarne Nr. 313 c.

33. Str I, 125. — Aarne Nr. 441; der Schluß ist mißverstanden, er deutet auf eine vergessene Fortsetzung hin.

34. Str II, 42. — Aarne Nr. 451.

35. Str II, 90. — Aarne Nr. 407, 307, vgl. oben Nr. 12; zum Eingang s. Löwis of Menar Nr. 52.

36. Bos, 23. — Aarne Nr. 725, 531.

37. Bos. 60. Zu S. 166: Beg (Bei, Bey), ein türkischer Adelstitel. — Zu S. 167, Kumrikuscha: das Wort ist türkisch, besteht aus kumri „Turteltaube" (männlich) und kuš „Vogel". — Ein sehr eigenartiges Märchen. Es deckt sich nicht mit einem der Märchen bei Aarne, wo Tiere die Helfer des Helden sind (Nr. 530—559). Der Kampf der Tiere gegen das

feindliche Heer erinnert entfernt an die Feldschlacht zwischen Vierfüßlern und Vögeln, s. Dähnhardt-Löwis of Menar, Natursagen 4, 199 ff.

38. G, 13. Zu S. 172: Kürbisflaschen sind die aus dem Flaschenkürbis (Cucurbita lagenaria) hergestellten flaschenartigen Gefäße, die allgemein als Wasserflaschen dienen. — Zu S. 174: Klagegesang wird beim Tode eines Familienmitgliedes von den Frauen der Familie angestimmt; hier auch bei einem großen Unglück. — Zu S. 174, Vilentanzplatz: wenn jemand unter die tanzenden Vilen gerät oder auf ihrem Tanzplatz das Gras niedertritt, den töten sie oder fügen ihm irgendein Übel zu. Die Tanzplätze werden daran erkannt, daß sie am Morgen unbetaut sind. — Vgl. Aarne Nr. 592.

39. Zb XVII, 167. — Vgl. Aarne Nr. 303, 302; der Eingang wie in einzelnen Märchen von den Tierschwägern, s. Leskien-Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen. S. 567 (Straßburg 1882).

40. VP, 122. — Eigenartiger legendenhafter Rahmen, der bekannte Märchenmotive einschließt (Schweigegebot, Lausen, magische Flucht).

41. VPD, 227. Zu S. 184: Ehepfand, wörtlich „Zeichen", ein Ring oder eine Münze, die dem Mädchen von ihrem Zukünftigen als Zeichen der eingegangenen Verlobung gegeben wird.

42. Valj, 5. — Aarne Nr. 327 B, 531.

43. Valj, 38. — Vgl. oben Nr. 7.

44. Valj, 49. — Vgl. Aarne Nr. 511 zum Eingang, doch hier erheblich abweichend. Zu den sprechenden Brotrinden vgl. Bolte-Polivka 2, 526 f.

45. Valj, 136. — Aarne Nr. 502.

46. Valj, 154. — Vgl. Aarne Nr. 554.

47. D, 25. — Aarne Nr. 1060, 1050, 1045, 1070, 1115, 1134; der Schluß gehört zu Aarne Nr. 1525—1639.

48. D, 39. Zu S. 213: Drache, der albanesische Ausdruck ist kutšedrę, entspricht der griech. Lamia (s. oben zu Nr. 2), ein menschenfressender Dämon. — Oka, ein türkisches Gewicht, 1200—1300 Gramm. — Aus verschiedenen Märchen kontaminiert: Jephtaversprechen, Jungfrau bei der Sonne (sonst Fee, alte Frau usw.), hilfreiches Tier, falsche Braut.

49. D, 56. Zu S. 226: Lubi, albanesisch l'ubi (fem.; auch l'ugat [masc.] genannt), ein weibliches dämonisches Wesen oder Drache, zuweilen mit sieben Köpfen gedacht; l'ubi bedeutet auch „Orkan". — Wlache: gemeint ist ein Aromune (Mazedowlache, Zinzar); diese Südrumänen sind, so weit sie nicht in Städten leben, wesentlich Hirten, Schafzüchter; ihre Herden zählen oft nach Tausenden. — Bolte-Polivka 2, 284 Anm. 1, vgl. oben Nr. 10.

50. D, 66. Zu S. 222: drei Frauen, s. zu Nr. 55. — Aarne Nr. 930.

51. P, 30. Die Nachtigall Gisar, albanesisch birbil g'izari (z = franz. z), beide Wörter sind persisch, durch türkische Vermittlung in die Balkansprachen gekommen: bülbül = Nachtigall, diese wurde aber auch hezâr (Tausend) genannt, oder beides verbunden bülbül hezâr. Was hezâr in

dieser Verbindung bedeutet, ist unsicher, erklärt wird es als Verkürzung von hezâr dâstân (1000 Geschichten) oder hezâr âwâz (1000 Stimmen) oder hezâr destân (1000 Künste) u. a. — Aarne Nr. 550.

52. Mitk, 168. Zu S. 238: Drachme, $^1/_{400}$ der Oka (s. oben zu Nr. 48), also ungefähr 3 Gramm. — Zu S. 239: Turmhaus, alban. kulẹ, serb. kula, aus türk. kulé = Turm, bedeutet aber auch ein burgartiges mehrstöckiges Steinhaus, dessen Eingang oft über dem Erdgeschoß liegt, so daß dieses unzugänglich ist. — Kutschedra, s. oben zu Nr. 48. — Schöne der Erde, s. zu Nr. 53. — Ein Märchen eigenartiger Formung und Haltung und voller merkwürdiger Situationen. Einzelne Motive klingen auch in andern Märchen an: vgl. z. B. Grimm KHM Nr. 60 zum Wahrzeichen für Leben oder Tod; Löwis of Menar Nr. 53 zum Diebstahl des Schwertes. Daß der Held mit zwei Freunden auszieht, ist besonders in slawischen Märchen häufig anzutreffen; die beiden erinnern aber auch an die wunderbaren Helfer, Aarne Nr. 513.

53. Mitk, 178. Die Schöne der Erde, alban. e bukura e dheut, bei Hahn, Alban. Studien, H. III, 16: „gute, keusche Fee von übermenschlicher Schönheit, welche in einem goldenen, von Drachen bewohnten Palaste wohnt." Nach Dozon, Manuel III, 12 bedeutet es auch „Salamander". Hahn, Griech. u. alban. Märchen II, 3 übersetzt den entsprechenden griechischen Ausdruck durch „die Schöne der Welt"; in dem alban. Märchen dort II, 112 lebt die Schöne der Erde in der Unterwelt. — Zu S. 248: Tingljimaimun; -maimun ist türkisch = Affe; der erste Bestandteil des Wortes, tinglji-, ist unklar, gehört vielleicht zum Türk. (aus dem Persischen stammenden) teng = eng, beschränkt, bedrängt, ärmlich. — Aarne Nr. 566.

54. Aus Hahn, Griech. und alban. Märchen II, 130. — Aarne Nr. 432, 425; Bolte-Polívka 2, 255 Anm. 1: im Bad, Wirtshaus usw. seine Lebensgeschichte erzählen.

55. GMGr, 57. Zu S. 256: die drei Feen (alban. fati, aus latein. fatum gebildet), „Name der drei Geisterfrauen, welche am dritten Tage nach der Geburt am Bette des Kindes erscheinen und dessen Geschick bestimmen" (Hahn, Alban. Stud., H. III, 139). — Fehlt Aarne, s. Reinh. Köhler, Kl. Schriften 1, 126, 463.

56. GMSt V, 36. — Aarne Nr. 881.

57. D, 21. — Zu S. 267: über Kutschedra s. o. die Bemerkung zu Nr. 48. — Aarne Nr. 707, vgl. auch 315.

58. D, 41. — Zu S. 271: „Glücksengel"; alban. baht, aus dem Türkischen = Schicksal, Glück; hier der Schicksalsdämon. — Vgl. Bolte-Polívka zu KHM Nr. 89; Aarne Nr. 533.

59. D, 78. — Zu S. 272: „Sonnenherr"; das Tagesgestirn ist im Albanesischen männlich, wie es auch in dem Märchen als Mann erscheint. Da das deutsche weibliche „die Sonne" nicht anwendbar war, habe ich „Sonnenherr" dafür gesetzt. — Zu S. 277: „Arumswurzel"; die Pflanze

(Arum, Aron), deren Wurzel von den Schweinen sehr gesucht sein soll, enthält, namentlich auch in der Wurzel, einen scharfen brennenden Saft; daher hier wohl die Anwendung auf das Schärfen der Zähne. — Aarne Nr. 552, 302; vgl. oben Nr. 54 zur Erzählung in der Herberge.

60. Stoj. 118. — Unvollständig, vgl. Aarne Nr. 303.

61. Stoj. 196. — Zu S. 283: „daß du die Arme blutig hast bis zum Ellenbogen", d. h. daß du dich durch eine Mordtat so mit Blut befleckt hast. — Zu S. 284: „Vila", s. die Bemerkung zu Nr. 12. — Zu S. 285: „Röstflachs"; „rösten" ist das Einweichen des Flachses in Teichen oder Gräben, wo er unter Wasser gehalten wird bis zur Gärung. — Hexe als Pferd beschlagen s. Reinh. Köhler, Kl. Schriften 1, 220, 586.

62. Stoj. 217. — Zu S. 288: „boten mein Vater und ich die Nachbarn zu Hilfe auf". Wenn eine Arbeit zu verrichten ist, die das Haus allein nicht bewältigen kann oder die besonders dringlich ist, so bittet der Hausherr Nachbarn und Freunde zusammen ihm zu helfen. Eine solche Einladung und die zusammen gebetene Gesellschaft heißen moba (Bitte). — Aarne Nr. 852.

63. Ost. 20 (entnommen aus der Zeitschrift Neven, Jahrg. 1883). — Zu S. 294: „wie eine Zigeunerin", die Zigeuner sind wegen ihrer unverschämten Zudringlichkeit berüchtigt. — Vgl. Aarne Nr. 315 Ende.

64. Ost. 66 (entnommen aus Bosanska Vila, Jahrg. 1895). — Zu S. 297: „Bundesbrüder", s. die Bemerkung zu Nr. 23. — Zu S. 298: „Bergesvila", s. die Bemerkung zu Nr. 12. — Aarne Nr. 306, 518; vgl. oben Nr. 19.

65. Blag. 74. — Zu S. 306: „Zarigrad", d. i. Konstantinopel. — Zu S. 307: „zur Zeit des Abendgebetes", im Original akšam, türkisch = Abend, Abendgebet nach Sonnenuntergang.

66. Bos. 36. — Aarne Nr. 653; hier mit eigenartigem Schluß.

67. Stoj. 108. — Zu S. 317: „wie ein Bovist". Im Original steht kao gvalja snijeti, d. h. wie ein Klumpen (Auswuchs) von Getreidebrand. Am Mais bilden sich oft faustgroße Beulen infolge des Brandes, die ganz mit schwarzem Pulver gefüllt sind und beim Platzen zerstäuben. Da das Bild den meisten Lesern unverständlich wäre, habe ich dafür Bovist gesetzt. — Vgl. Aarne Nr. 750 zum Eingang; Reinh. Köhler, Kl. Schriften 1, 52 zu den Strafen im Jenseits; W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß S. 115ff., 263ff., 277, Gustav Meyer, Essays und Studien 1, 277ff., Reinh. Köhler 2, 239, P. Michael Huber, Die Wunderlegende von den Siebenschläfern, Leipzig 1910, zum Motiv: „Tausend Jahre wie ein Tag."

Übersetzungen südslawischer und albanischer Märchen:

Volksmärchen der Serben, gesammelt und herausgegeben von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Berlin 1854.

Krauß, Friedrich S., Sagen und Märchen der Südslaven, 2 Tle., Leipzig 1883—84; aus gedruckten und handschriftlichen Sammlungen.

Hahn, J. G. von, Griechische und albanesische Märchen, gesammelt, übersetzt und erläutert. 2 Tle. Leipzig 1864.

Dozon, Contes albanais, recueillis et traduits. Paris 1881. Übersetzung der Sammlung Dozons (s. S. 322).

Meyer, Gust., Albanische Märchen, übersetzt, mit Anmerkungen von Reinhold Köhler (Archiv für Literaturgeschichte XII [1883], 92 f.).

Pedersen, Zur albanischen Volkskunde (Übersetzung der oben S. 322 genannten Sammlung), Kopenhagen 1898.

Krauß, Friedrich S., Tausend Sagen und Märchen der Südslawen I. Leipzig 1914.

Zur südslawischen Märchenkunde bringt das Archiv für slawische Philologie (I—XXXV 1876—1914) zahlreiche Beiträge. Es sei namentlich hingewiesen auf die Zusammenstellungen und vergleichenden Analysen slawischer Märchen von Polivka in den Bänden XIX, XXII, XXVI, XXIX, XXXI. Über südslawisches Volkstum im allgemeinen unterrichtet Friedrich S. Krauß, Sitte und Brauch der Südslawen, Wien 1885; derselbe, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen, Münster i. W. 1890.

Zur albanischen Volkskunde vgl. J. G. v. Hahn, Albanesische Studien. Jena 1854. S. 143 f.

Hecquard, Histoire et description de la Haute Albanie ou Guégarie. Paris o. J. (1858 und 1864?).

Inhaltsverzeichnis

Seite

Titel und Initialen gezeichnet von F. H. Ehmcke
Gedruckt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Außereuropäische Märchen:

Kaukasische Märchen. Ausgewählt und übersetzt von A. Dirr. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 1.—6. Tausend.

Der Band umfaßt nicht nur eigentliche Märchen, sondern auch andere Zweige der Erzählungsliteratur, wie Heldensagen (Narten- und Rustamsagen), Polyphem- und Prometheussagen, Tierfabeln, Schelmenstreiche, Schildbürgergeschichten u. a. Die Sammlung umfaßt das ganze Gebiet des Kaukasus vorzüglich die Bergstämme des eigentlichen (Großen) Kaukasus und die bunt zusammengesetzte Bevölkerung Transkaukasiens. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Aufzeichnungen stammt aus eigenen Aufzeichnungen. Wegen ihrer Unzugänglichkeit sind die Märchen kaum der engsten Fachwissenschaft bekannt.

Indische Märchen. Herausgegeben von Johannes Hertel. Mit sieben Tafeln. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 5. Taus.

Preußische Jahrbücher: Ein reicher kulturgeschichtlicher Stoff, der die Eigenart des Volkes deutlich erkennen läßt, ist in diesen Erzählungen geborgen. Die ganze Farbenpracht der indischen Vorstellungswelt tritt in ihnen zutage, wir erkennen alle jene Vorzüge, die dem indischen Märchen das ihm eigene Gepräge geben: die Kunst des Aufbaus, die bewußte Steigerung in der Wahl der Darstellungsmittel und ihre wirksame gegensätzliche Verwendung. Kaum ein anderes Volk hat die Welt des Wunders so sehr als die seine betrachtet als das indische. Unbewußt, denn für die Kinder verschwimmen Geschichte und Märchen, Wirklichkeit und Dichtung völlig ineinander.

Chinesische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Abbildungen chinesischer Holzschnitte. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 19. Tausend.

Hans Bethge in der Wiener Abendpost: Es sind Stücke darunter, so blumenhaft schön und lieblich, daß man sie als Perlen der Märchenpoesie überhaupt bezeichnen muß. Die Phantasie feiert Feste in diesen Märchen — und doch ist alles wieder von so merkwürdiger Selbstverständlichkeit. Anmut liegt über den chinesischen Märchen, aber manches ist auch von einem starken, düsteren Realismus — und dann wieder weht ein zauberhaftes, überirdisches Klingen über die Geschehnisse hin. Richard Wilhelm, dem wir das verdienstvolle, an sorgsamer und liebevoller Arbeit reiche Buch zu danken haben, hat die bunten östlichen Märchen in ein ausgezeichnetes Deutsch gefaßt.

In Vorbereitung:

Altindische buddhistische Märchen. Herausgegeben von E. Lüders.

Arabische Märchen. (1001 Nacht in ältester Gestalt.) Herausgegeben von K. Dyroff.

Ägyptische Märchen. Herausgegeben von G. Roeder.

Deutscher Märchenschatz:

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. 2 Bände. Herausgegeben von Paul Zaunert. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. 13. Tausend.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 2 Bände. Jubiläumsausgabe herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert. Buchausstattung von F. H. Schneidler. 21. Tausend.

Plattdeutsche Volksmärchen. Herausgegeben von Prof. Wilhelm Wisser. Buchausstattung von Bernhard Winter. 14. Tausend.

Europäische Märchen:

Nordische Volksmärchen. 2 Bände. Herausgegeben von Klara Stroebe. Band I: Dänemark und Schweden. Band II: Norwegen. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 15. Tausend.

Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Herausgegeben von August Leskien. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Neugriechische Märchen. Herausgegeben von P. Kretschmar. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 10. Tausend.

In Vorbereitung:

Isländische Märchen. Herausgegeben von Andreas Heusler.

Lettische und litauische Märchen. Herausgegeben von M. H. Böhm und F. Specht.

Finnische und esthnische Märchen. Herausgegeben von August von Löwis of Menar.

Italienische Märchen. Herausgegeben von Walter Keller.

Türkische Märchen. Herausgegeken von F. Giese.





